Hiſtoriſche

Unterhaltungen.

Kleine Denkwürdigkeiten, Aufſchlüſſe,
Perſönlichkeiten, Anecdoten, Notizen ꝛc.

aus der

ältern und neuern Zeit- und Literargeſchichte.

Von

Franz Gräffer.

Wien, 1823.
Im Verlage bey Tendler und v. Manſtein.

Universitäts-
Bibliothek
Jena

Dem

Herrn Artillerie-Hauptmann

Andreas Rittig von Flammenſtern,

als

vortrefflicher Menſch, wackrer Krieger,

vielſeitiger Gelehrter

und

edler, unvergleichlicher Freund ausgezeichnet,

zum

Merkmahl der wahrhaftigſten Würdigung

und innigſten Verehrung

am Tage der Feyer ſeines 30ten Dienſtjahres

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Geſichtspunct.

Wien im Juli 1812.

Die meiſten der folgenden Blätter ſind im Laufe mehrerer Jahre, und aus jener Liebhaberey für Geſchichte entſtanden, die ich von jeher gehegt, wenn ich es auch ein wenig mit dem Pyrrhoniſten Fontenelle gehalten, der ſich die kleine Freyheit nimmt, die Geſchichte eine fable convenue (Mährchen nach dem Conventionsfuß) zu nennen. Sowohl das Hiſtoriſche dieſer Unterhaltungen als das Bibliographiſche war urſprünglich für mancherley Zwecke beſtimmt; daher die Verſchiedenheit des Tones, Styls und der ganzen Haltung. Mehreres iſt für periodiſche Blätter geſchrieben, daher wieder die vielen Auszüge, Ueberſetzungen ꝛc.; Farbe und Geſtalt beziehen ſich auf die anfängliche Beſtimmung. Den Character der Zeit, in der man ſchreibt, muß man ehrlicher und billiger Weiſe doch immer im Auge behalten; und ich habe dieſes im Allgemeinen wohl gethan. Weil aber ein Theil der hier mitgetheilten Aufſätze, wie geſagt, frühern Augen-

blicken angehört, so wird man mich hoffentlich auch in Ansehung der Tendenz nicht mißdeuten. Weggelassen habe ich aus guten Gründen ohnedieß viel, sonst wäre das Buch voluminöser und sicherlich auch picanter geworden. Es bleibt aber gerathener, das Auffallende zu vermeiden; und theurer sollte das Buch weder den Käufern noch mir werden. So mögen sich die wohlgearteten freundlichen Leser denn mit dem Dargereichten begnügen, und ihm die Gunst angedeihen lassen, deren sich mehrere meiner ähnlichen Schriften, z.B. die „Historischen Raritäten" erfreut, welche bereits einer dritten Auflage entgegen sehen, und zu welchen dieses Buch den zweyten Theil bilden kann. Daß ich nicht eigens darauf ausgegangen, ein „Buch zu machen", wird man bey dieser Gabe berücksichtigen; die Materialien, ein Bändchen zu füllen, haben sich zusammen gefunden, und hier ist solches. Es zu schreiben, hat mich unterhalten; es zu lesen, wolle auch das Publicum unterhalten, alles dieses vernünftiger Weise nicht in der gewöhnlichen trivialen oder tändelnden Bedeutung genommen. Dieß ist denn mein ganz anspruchloser Wunsch, und der Sinn des Titels.

Der Verf.

Macbeths Geſchichte.

Hiſtoriſche Dramen wie die des unſterblichen Shakspeare mit den Fakten ſelbſt zu vergleichen, iſt ſtets von zweyfachem Reitz. Denn wenn dieſe uns ſchon an ſich durch den Dichter ein erhöhtes Intereſſe einflößen, ſo wirkt ſolches wieder auf ſeine Schöpfung zurück, indem ſich uns die Gelegenheit darbiethet, in der Behandlungsart ſein poetiſches Genie zu erkunden, und uns ſonach mit ſeiner Muſe näher zu befreunden. Die Stoffe zu ſeinen vaterländiſch-geſchichtlichen Stücken hat Shakſpeare größtentheils aus Hollinsheeds Chronik (Holinsheeds and W. Harrisons chronicles of Great-Britain, Scotland and Ireland, 3 Vol. Lond. 1577. Fol.) geſchöpft. Auch Macbeth *) iſt aus ihr entnommen. Da dieſes Trauerſpiel eines ſeiner gelungenſten, vornehmlich durch die Uebertragung Schillers, dieſes Shakſpeare's unſerer Nation, und durch unzählige Vorſtellungen auf der Bühne, ein Gegenſtand von Jedermanns Bewunderung iſt, ſo dürfte die Erzählung dieſes Sujets nach der genannten Chronik, wohl nicht unwillkommen ſeyn.

*) Das ſchottiſche Mac heißt auf deutſch: Nachkomme; Macbeth bedeutet demnach Nachkomme des Beth.

Als Duncan, ein zwar friedliebender und sanftmüthiger, aber charakterloser und befangener König, in Schottland regierte, entspann sich unter der Leitung eines gewissen Macdonald eine Verschwörung unter dem Volke von Lochaber gegen ihn. Dieser Macdonald hatte sich durch berühmte Herzhaftigkeit, und glänzende Verheissungen großen Anhang verschafft. Zahlreiche Mannschaft aus den westlichen Inseln stieß zu ihm; die Galloglassen und Kernen aus Irland thaten dasselbe, und so geschah es denn, daß er, an der Spitze eines stattlichen Heeres, die Armee des Königs schlug, und ihren Feldherrn Malcolm gefangen nahm, den er sofort enthaupten ließ.

Durch die Nachrichten dieses Unfalls bestürzt, berief Duncan seine Räthe, um Maßregeln gegen die um sich greifende Empörungen auszumitteln. Unter diesen Räthen befand sich auch sein Vetter Macbeth, ein kraftvoller, unternehmender und tapferer, aber stolzer, übermüthiger, und grausamer Mann. Dieser stand auf, warf die ganze Schuld auf die Lässigkeit und Schwachheit des Königs, und erklärte, daß er den Aufruhr dämpfen wolle, wenn man ihn und Banquo als Heerführer gegen die Rebellen ziehen lasse. Duncan säumte nicht diesen Vorschlag einzugehen, und Macbeth griff die Aufwiegler an. Der Schreck, welcher seinem gefürchteten Namen vorherging, hatte schon mehrere Offiziere von Malcolms Heer entfernt, und solches dergestalt entmuthigt, daß Macbeth einen vollständigen Sieg erfocht.

Macdonald in Verzweiflung, flüchtete auf sein Schloß; er überlegte, daß er sich nicht werde vertheidigen können, und es mit dem Leben würde bezahlen müssen, wenn man ihn gefangen nähme. Demnach tödtete er nicht nur sich, sondern auch seine Gattin und Kinder. Da Macbeth, der ihn verfolgt hatte, in das Schloß gedrungen war, schlug er dem besiegten Gegner den Kopf ab, sendete diesen dem König,

und ließ den Rumpf an einen Galgen aufhängen. Alles dieß hatte zur Folge, daß die Bewohner der westlichen Inseln, welche der Sache Macdonalds beygetreten waren, um Gnade flehten. Macbeth gewährte diese gegen bedeutende Geldstrafen; alles aufrührerische Volk jedoch, das nach Lochaber sich begeben hatte, bestrafte er mit dem Tode.

Während der Dämpfung dieser Unruhen hatte sich Sueno, König von Norwegen mit einer großen Kriegsmacht erhoben, um Schottland zu erobern. Als Duncan Nachricht erhielt, daß dieser neue Feind bereits zu Fife ans Land gestiegen sey, raffte er sich aus seinem unwürdigen Schlummer auf; er griff zu dem Schwerte, und rückte als gemeinschaftlicher Anführer mit Macbeth und Banquo den Angreifenden entgegen. Er ward aber geschlagen, und floh nach Bertha. Indeß er hier Friedensunterhandlungen pflog, schickte er Macbeth gegen die Dänen aus, welche sich wie er wußte, in sorgloser Ruhe der Schwelgerey überlassen hatten. Eben als sie sich nach einem berauschenden Mahle im tiefsten Schlafe befanden, stürmte Macbeth mit Blitzesschnelle über sie her, und richtete ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß Sueno bloß in Begleitung von zehn Mann entkam. Sein Bruder Kanut König der Dänen hatte nicht sobald Kunde von dieser Niederlage erhalten, als er eine neue Flotte gegen Schottland absendete. Aber auch diese Mannschaft ward, da sie auf schottischem Boden bereits plünderte, von Macbeth und Banquo entscheidend geschlagen.

Einige Zeit hierauf befanden sich Macbeth und Banquo auf dem Wege nach Fife zum König. Auf einer Heide wurden sie plötzlich dreyer Weiber von sonderbarem fast herenartigem Wesen ansichtig. Die beyden Kriegsleute hielten an, und betrachteten ruhig und aufmerksam die wunderbaren Gestalten. Diese wendeten sich zu Macbeth, und die erste redete ihn an:

Heil dir Macbeth, Than von Glanies! Hierauf die andere: Heil dir Macbeth, Than von Candor! und dann die dritte: Heil dir Macbeth, der König von Schottland seyn wird! — Banquo hierüber betreten, rief die Erscheinung also an: Was für eine Weiberart seyd ihr, die ihr mir so wenig gewogen scheint? Meinem Gefährten verkündet ihr nicht nur hohe Ehre, sondern sogar die Königskrone, während ihr mir gar nichts verheißt! Hierauf versetzte die, so zuerst geredet: „Wohl noch größere Vortheile als ihm prophezeyen wir dir. Allerdings wird er, ein König, herrschen, doch er wird zuletzt unglücklich und ohne Kinder seyn. Du wirst zwar nicht sobald König seyn, jedoch deine Nachkommen werden lange Zeit Schottland regieren." Und in diesem Augenblicke verschwand die verhängnißvolle Erscheinung.

Kurz nach diesem Vorfall begab es sich, daß der Than von Candor als Hochverräther zum Tode verdammt ward, und der König dessen Stellen und Besitzungen dem Macbeth, seiner ausserordentlichen Verdienste wegen, zusprach. Jetzt erst fing dieser an, auf die Verheissungen jener Weiber ein Gewicht zu legen, und herrschsüchtig wie er war, ging er, nachdem der eine Theil der Prophezeyung sich erfüllt hatte, damit um, auch die übrigen zu verwirklichen. Seinen Absichten stellte sich aber gleich Anfangs ein entscheidendes Hinderniß in den Weg. Denn der König erklärte seinen ältern Sohn Malcolm zum Prinzen von Cumberland, als welchen ihm auch nach des Vaters Tod der Thron zuzufallen hatte. Macbeth, dem der Gedanke unerträglich war, durch diese Verfügung seine Aussichten vereitelt zu sehen, faßte von dieser Zeit einen grimmigen Haß gegen den König, und beschloß, sich die verheißene Krone mit Gewalt zu verschaffen. Er entdeckte sich seinem Vertrauten Banquo; und wiewohl er in seinem hochverrätherischen Plan noch schwankte, so bestimmte ihn doch endlich seine

eitle und ausgeartete Gemahlinn, ihn zu vollführen. Wirklich erfüllte der Verblendete den blutigen Anſchlag; er tödtete den König zu Inverneß, und begab ſich alſobald nach Stone, woſelbſt er ſich, nach den bereits mit ſeinen Verbündeten gepflogenen Vorbereitungen krönen ließ. Die Ceremonie ging unter rauſchendem Jubel vor ſich, denn Duncan hatte während ſeiner ſechsjährigen Regierung ſich wenig Liebe und Achtung, und noch weniger Furcht erworben, während Macbeth durch Kraft, Verdienſt und Ruhm ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung war.

Dieſer Gewaltſtreich bewog Duncans zwey Söhne ein Land zu verlaſſen, wo ſie ſich nicht mehr ſicher wiſſen konnten. Malcolm begab ſich nach Cumberland, und Donald Bane zum König von Irland. Macbeth als König hatte alſo nur noch einen Theil des Adels für ſich zu gewinnen, was ihm durch reiche Geſchenke und andere Gunſtbezeigungen auch bald gelang. Nun im feſten Beſitze der höchſten Macht, ſchaffte er zuerſt die Mißbräuche ab, welche ſich unter dem ſchwachen Regiment Duncans eingeſchlichen hatten, verbeſſerte dann die Geſetze, gab neue, und herrſchte zehn Jahre hindurch mit einer Gerechtigkeit und Milde, die ſeinen vertrauten Freunden ein unauflösliches Räthſel war. Doch länger nicht konnte Macbeth ſeinen natürlichen Tyrannenſinn unterdrücken; denn da er nun in der Liebe des Volks ſich feſt glauben konnte, überließ er ſich allen Arten von Willkühr und Grauſamkeit. Eingedenk des Ausſpruches der Zauberſchweſtern, welche Banquo ein ſo glänzendes Los geweisſagt hatten, lud er dieſen und ſeinen Sohn Fleance zu einem Gaſtmahle, und befahl, auf dem Wege beyde zu ermorden. Der Vater fiel unter den Dolchen der Meuchler, der Sohn aber entkam, und flüchtete nach Wallis.

Von dem Augenblicke dieſer Frevelthat an ſchien das Glück von Macbeth gewichen zu ſeyn. Die mei-

ſien Unternehmungen mißlangen. Jedermann zitterte vor den Gewaltthätigkeiten des Tyrannen. Dieſe allgemeine Furcht vermehrte Macbeths Mißtrauen, und verleitete ihn zu noch größeren Greueln. Um in einer ſo bedenklichen Lage ſich durch Gründung einer feſten Macht zu ſichern, rottete er einen großen Theil des reichen Adels aus, zog deſſen Güter an ſich, und legte ſich auf Koſten des Reichs ein feſtes Schloß auf einem ungeheuern Berg an, Dunſinan geheißen. Dieſen Bau zu beſchleunigen, mußte ein Than nach dem andern mitwirken, und ſogar in Perſon zugegen ſeyn. Macduff der Than von Fife wußte, wie ſehr Macbeth ihn haſſe; er unterließ es alſo in Perſon zu erſcheinen, und reißte dadurch des Königs Zorn noch mehr. Dieſer war von den Zauberſchweſtern vor Macduff gewarnt worden, und ohne Zweifel würde er ihn ſeiner Rachſucht geopfert haben, hätte nicht eine andere Zauberinn ihn glauben gemacht, daß nie ein vom Weibe Geborner ihm werde ſchaden können, auſſer der Birmaner Wald rücke gegen Dunſinan heran. Macbeth hierdurch beruhigt, und im Beſitz eines unüberwindlichen Caſtells, fuhr nun in ſeinen Bedrückungen und Grauſamkeit ſorglos fort.

Mittlerweile begab ſich Macduff, theils aus Furcht für ſein Leben, theils aus Rachſucht gegen Macbeth nach England, um Duncans ältern Sohn, der ſich daſelbſt aufhielt, zu bewegen, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Macbeth, welcher in eines jeden Edelmanns Hauſe Kundſchafter hielt, erfuhr nicht ſo bald von dieſem Plane, als er Macduffs Burg überfiel, und deſſen Familie ſammt allen übrigen Bewohnern ermorden ließ. Die Nachricht von dieſer Greelthat entflammte Macduffs Rache aufs höchſte. Er both nun Alles auf, Malcolm, der in ſeinem Entſchluß zu wanken ſchien, zum Aufbruch gegen den Uſurpator zu bewegen. Malcolm gab ſich das Anſehen, als ſey er durch verabſcheungswürdige Eigen-

ſchaften eben ſo unwerth zu regieren; als Macbeth, und da Macduff hierauf, alle Hoffnung für ſein bejammernswerthes Vaterland aufgebend, ihn bereits verlaſſen wollte, entdeckte ihm der Prinz, daß es nur auf eine patriotiſche Probe abgeſehen geweſen, und erklärte ſich ſofort für die Unternehmung. Macduff gab nun Schottlands Edlen Nachricht von dem beabſichtigten Werk der Rettung, und forderte ſie auf, ſich an die gerechte Sache anzuſchließen, während Malcolm von dem engliſchen König ein Heer von 10,000 Mann unter dem Seyward von Northumberland erhielt.

Auf die Kunde dieſer Rüſtungen zerfiel Schottlands Adel in zwey Parteyen. Die, ſo ſich für Malcolm entſchied, wollte ſich mit der Macbeths vor Ankunft der engliſchen Truppen in kein ernſthaftes Gefecht einlaſſen, und Macbeth ſelbſt hielt ſich für zu ſchwach, um es mit dieſem Hülfscorps aufzunehmen. Er ſchlug in der Nähe von Dunſinan ein Lager auf, den Feind daſelbſt zu erwarten, und verwarf den Rath ſeiner Freunde, ſich mit ſeinen Schätzen auf die Inſeln zu begeben, um daſelbſt Bundesgenoſſen zu werben und mit einem zahlreichen Heer auftreten zu können; denn in dem Glauben auf die Prophezeyung, daß nur ein nicht vom Weibe Geborner ihm ſchaden, und er ſo lange ſicher ſeyn könne, als der Birmaner-Wald ſich nicht erhebe, dünkte er ſich völlig geborgen. Unterdeß war Malcolm mit ſeinen Truppen heran gerückt. Bey dem Wald von Birman angelangt, ließ er jeden ſeiner Leute einen Baumzweig abhauen, und vor ſich hertragen, ſowohl als Schutz gegen die Sonne, als um Macbeth ſeine Stärke zu verbergen. Macbeth dieſe Erſcheinung gewahrend, entſetzte ſich, ordnete aber doch ſein kleines Heer, und ermunterte es zur Tapferkeit. Nachdem aber Malcolms Soldaten die Zweige weggeworfen, und Macbeth ihre große Anzahl erſah, verließ ihn der Muth, und er nahm die Flucht.

Zu Lunfanain ſah er ſich von Macduff eingeholt. Er ſprang vom Pferde, und rief ihm zu: Verräther, warum verfolgſt du mich? Es iſt umſonſt; Keiner, der von einem Weibe geboren, kann mir Etwas anhaben. Empfange den Lohn für deine Tollkühnheit!" Hierauf führte er einen gewaltigen Schwertſtreich auf Macduff; dieſer aber, dem Schlage ausbeugend, ſprang vom Pferde, und ſprach: „Hier, Wütherich! ſollſt du das Ende deiner Frevelthaten finden, denn wiſſe, ich bin nicht geboren, ſondern aus meiner Mutter Leibe geſchnitten." Bey dieſen Worten ſtürzte er auf Macbeth los, tödtete ihn, ſchlug ihm das Haupt ab, und überbrachte es, auf eine Stange geſteckt, dem Malcolm. So endete Macbeth nach einer 17jährigen Regierung.

Dieß iſt in Kürze Macbeths Geſchichte nach Holinſheeds Chronik. Der vielverdiente Eſchenburg, deſſen werthvollen Erörterungen über Shakſpeare's Dramen man hier gefolgt, führt bey denen über Macbeth noch an, daß auch Buchanan (Opera omnia, Fol. Edinb. 1715, Vol. I. p. 5.) mit dieſer Erzählung bis auf vier Momente übereinſtimmt. Die Erſcheinung der drey Weiber behandelt er nur als Traum; die Weiſſagung, daß Banquos Nachkommen Könige ſeyn würden, erklärt er für ein übelwollendes Gerücht; das Einherziehen der Soldaten ferner mit Zweigen hält er für Zeichen der Siegeshoffnung, und die bey Macbeths Tode vorkommenden Erinnerungen an Weiſſagungen — gibt er für fabelhaft aus.

Nach dem Converſations-Lexicon war Macbeth übrigens der 85te in der Reihe von Schottlands Königen, als unmittelbarer Nachfolger ſeines Vetters Donald VII. Das Jahr ſeines Todes iſt 1057.

Curioſe Todesfälle.

Ein reicher Praſſer der Vorzeit fand eine Unterhaltung darin, eine große Perle in die Luft zu werfen, und ſie mit dem, vermuthlich auch nicht kleinen Ohre aufzufangen. Einmal aber nahm ſich die Perle die Freyheit, zu tief in das anſehnliche Gehörorgan zu dringen, dergeſtalt, daß ſich ein Geſchwür erzeugte. An dieſem fand der große Mann ſeinen kleinen Tod. — Auf eine ähnliche Art kam Druſus Pompejus, Claudians Sohn um. Er hatte den genialen Einfall, eine Birne in die Höhe zu ſchleudern, um ſie mit dem Munde aufzufangen. Die mißhandelte Frucht aber rächte ſich, und der junge Herr mußte erſticken.

Tarquinius Priscus mußte einer verſchluckten Fiſchgräte halber den Geiſt aufgeben. — Theodorich, König der Gothen erblich bey lediglicher Betrachtung eines Fiſchtopfes. — Der Tod des Conſuls Fabius war ein Haar in der Milch. — An Fliegen, die ihnen in den Hals geriethen huſteten ſich zwey Päpſte zu Tod, nähmlich Anaſtaſius II. und Adrian IV. — Während er diſſimulirte verſchied der Kaiſer Tiberius, während er ſchrieb, der große Plato. — Vor Durſt verſchied der eben ſo große Thales im Schauſpiel. Palämon gleichfalls ein wackerer Philoſoph ſtarb bey dem Anblik ſeines Feigen freſſenden Eſels; Verrius bey dem eines häßlichen alten Weibes. — Philemon der Syracuſaner, Philiſtius aus Nicäa, Polycratus aus Naxos lachten ſich zu Tode.

Der heilige Ambroſius gab ſeinen Geiſt auf, während er einen Pſalm erklärte. Daſſelbe wiederfuhr bey der Erläuterung des 23. Pſalmes ſpäterhin dem Valentin Tratzendorf. Dem Herzog von Clarenton, Bruder Eduards IV. wurde es frey geſtellt, auf welche Art er hingerichtet werden wolle. Er wählte, in einem Faß Malvaſier (nach Andern in Meth) zu

ertrinken, und ſtarb auch dieſen ſüßen Tod. — An Fliegen erſtikte der Sohn des Böhmenkönigs Wenzel: Wladislaus. —

Lefort, dieſes Factotum Peters von Rußland, des wahrhaft Großen, begehrte in der Sterbeſtunde eine Bande Muſikanten, die ihm eine Simphonie von Trompeten und Pauken aufmachen mußten. — Der Profeſſor und Paſtor Jacob Meyer zu Baſel verſchied bey dem allerpaſſendſten à propos. Erſtens, während er eine Leichenrede hielt; zweytens in dem Augenblik, als er dabey den Spruch ablas: „Wie der Baum fällt, ſo liegt er.“ Bey dieſen Worten war er ſelbſt der Baum: ein Schlagfluß warf ihn entſeelt zu Boden. — Aehnliches hat der Tod des bekannten Theologen Eſſig; der fiel beym Segenſprechen leblos zuſammen.

Ich ſchließe dieſe zufälligen Notizen mit den Worten zweyer Philoſophen. Salomo ſagt: „der Menſch weiß ſeine Zeit nicht, ſondern wie die Fiſche gefangen werden mit trüglichen Hamen und die Vögel mit Schlingen, ſo auch werden die Menſchen berükt zur böſen Zeit, wenn ſie plötzlich über ſie fällt.“ — Und Voltaire ſagte vom Leben: C'est une mauvaise plaisanterie.

Zur Geſchichte und Literatur der Kochkunſt.

Zur Literatur der ſehr edlen Kochkunſt lieferte das Kotzebue'ſche lit. Wochenblatt manches hochwichtige und irrige Datum. Es wird da behauptet, ſeit der Entſtehung des Magdeburger-Kochbuches habe ſich die Zahl ſolch nüzlicher, um das practiſche Leben ſo viel verdienter Handbücher dergeſtalt vermehrt, daß man ſicher eine Bibliothek von 5 — 600 — derſelben aufſtellen könnte. Aus dieſer Angabe geht aber hervor, daß entweder der Verfaſſer kein Bibliograph

iſt, oder der Setzer um eine o zu wenig genommen hat. Faſt jede Stadt und jedes Ländchen, heißt es weiter, hat ein eigenes Kochbuch. Das will wieder nicht recht quadriren, und thut dar, daß der Verf. in der Topographie der Kochbücher nicht zum Beſten bewandert ſey, (oder vielleicht aus übelverſtandener Delikateſſe) die Leſer zum Beſten haben will. — Denn ſonſt müßte er wohl ſagen, daß manches Duodezländchen ihrer ein Dutzend, und manche nicht Duodezſtadt reſpective noch dreymal ſo viel beſitzt. Wir haben immer das liebe Deutſchland, und folglich das nördliche allein vor Augen. — Dabey kommt es nun auch in specie auf die wiederholten Auflagen an, und wir zweifeln billig, daß das, als die Küchenbibel characteriſirte und ſanctionirte Magdeburger Kochbuch auch nur das Sechſtel ſo viel Editionen erlebt habe, als jenes (deutſch-) weltbekannte claſſiſche Opus einer ſehr gewiſſen, aber dabey ſehr unſichern Mad. Barb. Hickmann, in gemeiner Stadt Wien, das bereits 30 und etliche Ausgaben zählt, und nach dieſer Cynoſur wohl bald etliche 30 wird zählen können; Beweis genug, daß es bey den Wienern um die Literatur des Geſchmacks nicht ſo ſchlecht ſtehe, als Nicolais Descendenten ſchmählich und dank- und lieblos uns vorwerfen. Dabey aber muß es uns, wenn wir, nach dem Ausdruck eines genialen, erotiſchen Annoncenſchreibers (der lieber hätte mehr ſpielen, als mit ſpielen ſollen, um zu prosperiren) auch hinter uns ſchauen, wohl wundern, daß von dem Großaltvordern der Köche, Domini C. Apicii (bekanntlich Küchengeneral Sr. heidniſchen Majeſtät, des Kaiſers Auguſt) Werke: de arte conquinaria, das gewiſſer Maßen unter die Claſſiker, und auf alle Fälle auch ad usum Delphini (im plural) gehört, keine deutſche Ueberſetzung, etwa nach Bernholds letzter Ausgabe (Ansb. 1800) unternommen wird, mit populären Interpretionen, Commentaren, und wie

die Saucen, in denen oft eine Interpunction des Haupt-Textes, wie eine Nuß im Ocean ſchwimmt, alle heiſſen mögen. Für die Geſchichte der Kochkunſt würde da mancher practiſche Gewinn erzielt, und es nicht nöthig werden, wie der Verf. im Wochenblatt, über den Verfall derſelben zu trauern. Doch! um Vergebung! er meint es nur in Bezug auf Ueberkünſteley nämlich ſagend: „Damals (zwiſchen Apicius, deſſen er nicht erwähnt, meint er, und uns) ruhete Segen und Gedeihen auf der Kochkunſt. Die Hausfrau ſtand würdevoll an dem heiligen Feuer des Herdes; der Bedürfniſſe waren wenige: ein Gott und ein Gericht, war ihr Wahlſpruch. Heut zu Tage ſind leider der Götter (noch mehr aber der Göttinnen!) und Gerichte (auch wohl juridiſch) viele geworden, ſeit wir Damen am Spieltiſche, und Damen am Schreibtiſche (Letzteres halten wir noch eher für das Miasma, denn in unſern mehr ſüdlichen Augen ſind die Schreibtiſche noch fataler, als die Putztiſche; den Spieltiſchen ſchenken wir es, da das ganze Leben des ſchönen Geſchlechtes ein Spiel ſeyn mag,) aber wenig Hausfrauen mehr haben. Miethlinge ſtehen am Feuer des Heerdes ꝛc. Jezt kocht der Franzoſe, und unſere Hausdamen wiſſen es nicht einmal.“ — Nachdem wir wegen unſren Interjectionen die ſanftmüthigen Leſerinenn gebührend um Vergebung gebethen, und bemerkt haben, daß der Wochenblättler doch auch der Damen auf dem Theater hätte erwähnen können, gehen wir auf das betreffende Opus über. Es iſt das neue Küchen-Reglement eines Herrn Singſtock: Handbuch der feinen (!) Kochkunſt. Solches erinnert uns per analogiam an das neulich hier heraus gekommene Werk eines gleichfalls fürſtlichen Küchenoberſten, der es als das wiſſenſchaftliche Reſultat vieljähriger Reiſen und philoſophiſcher Beobachtungen zum Beſten der Menſchheit, und als Abhülfe eines tiefgefühlten Bedürfniſſes der gebildeten Welt, in ächt ciceronianiſchem Bülletin-

Deutſch ausgebothen hat. Doch weiter im Text! Nach Herrn Singſtock wird uns jetzt ein Mittagseſſen aufgetragen. Es hat 6 Gänge, und bringt: „1.) Gens-d'arme-Suppe, 2.) Eyerkuchen mit Saubohnen, Cottelettes in Hemden und Ueberröcken, Häringen in Schlafrock; 3.) 3 Bellons, Bollen von Gans ꝛc. 4.) eine Hammelkeule als Harlekin; 5.) Butter am Spieß gebraten, Tauſendjahr-Kuchen ꝛc. Die et caetera rechnen wir ad caeteris. Nur das Arcanum zu einem Fiſchſalat wollen wir noch enthüllen. Voila:" See- oder Flußfiſche aus den Gräten, und in feine breite Scheiben zerſchnitten; in Waſſer, Salz und Eſſig abgekocht, mit Sardellen, Auſtern, Muſcheln, Scheiben und Hummern oder Krebsſchweifen angerichtet und durchgerührt, mit Oehl, Eſſig und Concaſſe (weißem Pfeffer) garnirt." Und — dann iſt es fertig, würde Madame Rudiſch ſagen. Dieſes Recipe riecht wohl freylich gar ſehr nach dem Bureau der Pariſer gaſtronomiſchen Academie, und übertrifft wohl noch den Almanach für Leckermäuler, Viots (wenn wir nicht irren) Cuisinier imperial ꝛc. daher denn der Wochenblättler (oder einer von den 8, deren es brauchte, um es zu Tage zu fördern) gleichſam um die germaniſche (hier nicht deutſche) Kochkunſt zu vindiziren, folgende boshafte Remarquen nachſchickt. „Wäre Hr. S. ein deutſcher Patriot, ſo hätte er uns anſtatt der vielen franzöſiſchen Speiſen à la Richelieu, à la Villeroi ꝛc. auch mehrere neu-deutſche Gerichte aufgetiſcht. Z. B. Blücher-Trüffeln, Gneiſenauer-Krapfen, Dennewitz-Paſteten, Turnſalat (beſſer Turnwinde), Zopfwürſte, geſchnürte Kälberbruſt, (ſcharmant), Katzbacher-Klöſſe ꝛc." — Freilich wäre das faſt ſo patriotiſch als: Cathlani-Brod, Borgondio-Karpfen ꝛc., die wir auf unſern Küchen-Bülletins finden, wiewohl es auch nicht an Eſterhazy-Roſtbraten, Kufſtein-Schlegeln ꝛc. mangelt, und bey dieſer ephemeren Nomenclatur nur das Bocuf à la mode in der Mo-

de bleibt. Doch wir wollen uns gegen den Geſchmack manches lünettirten Gourmands, dem vielleicht das Waſſer wo nicht in, doch an die Zähne läuft, wenn er dieſe kleine Ketzerey zu nahe ans Geſicht, folglich auch an den Mund bringt, kurz faſſen, und daher nur noch die bemerkenswerthe Bemerkung machen, daß der berühmte Chemiker, Herr geheime Rath Hermbſtädt alle dieſe Gerichte (wie es im Wochenblatt heißt) „literariſch gekoſtet," und in der Vorrede das Gutachten gegeben hat, es ſey nichts eingeſchlichen, was der Geſundheit Nachtheil bringen könne. Uebrigens zweifeln wir nicht, und wünſchen ſogar, daß, nachdem ſo mancher Filialgegenſtand menſchlicher Kenntniſſe in neuerer Zeit zu einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft erhoben worden (man denke an Baumgartens Aeſthetik, an Mabillons, Gatterers Diplomatik, N. N's Sphragiſtik ꝛc.) daß, ſagen wir mit löblichem Nachdruk, diejenige hoch und breit gefeyerte und gefeuerte Kunſt, welche bereits ihre Singſtöcke befeuert, auch ihren Linné finden werde, um ſomit die zürnenden Manen Apici zu verſöhnen. Die Küchenproteſtanten werden doch wohl nur dünn geſäet ſeyn, die es mit uns hielten, und in der edlen Kochkunſt die Metaphyſik der Chemie nicht reſpectiren.

Der Handkuß.

Es hat zwey Silben; die erſte gibt man aus Freundſchaft, die zweyte aus Liebe, das Ganze aus Ehrfurcht. Ueber dieſe zwey Silben, die, wie man weiß, der Handkuß ſind, hier einige intereſſante Data:

Wollte man in der Urzeit den Geſtirnen ſeinen demüthigen Gruß bezeugen, ſo geſchah es, indem man ſich ſelber die Hand küßte. Bey der Anbethung

der Sonne hielten die Indier ſtets zugleich die Hand an den Mund, wenn ſie ſie eben nicht auch küßten, was jetzt wohl ein wenig ſchwer zu beſtimmen ſeyn dürfte. Wenn die wohlhabenden Griechen den Göttern koſtbare Opfer darbrachten, ſo beſtand das Surrogat derſelben bey den Unbemittelten oder ganz Armen darin, daß ſie den Götzen und ſich ſelbſt, nach oben gerichtet, die Hand küßten, und dem Horizont gleichſam Küſſe zuwarfen. Dieß berichtet Lucian. Derſelbe Gebrauch pflanzte ſich auf die Römer fort. Das Handküſſen der Statuen war bey dieſen eine Art Geſetz. Als es einſt von Einem, der vor einer Bildſäule vorüber ging, verſäumt wurde, ward er ein Gotteslängner geſcholten, und als ſolcher verfolgt.

Den Handkuß als Ehrenbezeugung zu empfangen, eigneten ſich bey dem eingeführten Chriſtenthum auch die Biſchöfe und andere höheren Geiſtlichen zu. Denen, welche ihnen beym Gottesdienſt beyſtanden, reichten ſie die Hand zum Kuße dar.

Im gewöhnlichen Weltleben, als Zeichen der Höflichkeit, iſt der Handkuß eine uralte Sitte. „Die Schmeichler" ſagt ſchon Salomo, werden nicht müde, ihren Gönnern die Hand zu küſſen.„ — In Rom war das Handküſſen eben ſehr üblich, wiewohl meiſt nur von Untergebenen gegen ihre Vorgeſetzten.

Einen ſonderbaren Anblik muß es gegeben haben, als dem Cato bey der Niederlegung ſeiner Befehlshaber-Stelle alle Soldaten die Hand küßten. Sehr ſahen die Kaiſer darauf, daß ihnen die Großen die Hand küßten; dieß war ein Hauptact der Etiquette. Die von minderm Rang hatten nicht das Recht des unmittelbaren Handkuſſes; auf die Knie gebückt, berührten ſie mit der rechten Hand des Kaiſers Kleid am Saume, und führten dieſe Hand darauf gegen den Mund. Die andern Umgebungen des Herrſchers warfen ihm, wie den Göttern, von ferne ihre Handküſſe zu.

Aufſchluß über die eiſerne Maske.

Was auch unter Andern die Memoiren des Herzogs von Richelieu, ein Graf Veltheim (vermiſchte Schr.) und vor und nach ihnen *) in dieſer räthſelhaften Sache vorgebracht, ſo ſcheint doch folgende Stelle in Dutens memoires d'un voyageur qui se repose beſondere Glaubenswürdigkeit für ſich zu haben.

Um ſich den Entwürfen Frankreichs zu widerſetzen, ſchickte der Herzog von Mantua um das Jahr 1684 einen ſeiner Miniſter, Namens Girolamo Magni an alle italieniſche Höfe, mit dem Auftrage, ein Bündniß gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu Stande zu bringen. Der Miniſter war ein geſchickter Unterhändler, dem es gelang, die italiäniſchen Mächte für ſeinen Herrn zu gewinnen. Da nur der Herzog von Savoyen noch übrig blieb, ſo erſchien er auch zu Turin, um ihn von Frankreich abwendig zu machen. Das Cabinett von Verſailles, von dem Umtreiben dieſes Unterhändlers unterrichtet, gab dem Marquis d'Arcy, der um dieſe Zeit franzöſiſcher Geſandter am Turiner Hofe war, die nöthigen Inſtructionen. D'Arcy nun fing damit an, daß er den Miniſter des Herzogs von Mantua mit Aufmerkſamkeiten, und Liebkoſungen überſchüttete; er zog ihn zu allen Luſtbarkeiten, unter andern auch zu einer Jagd, welche nach Pignerol (einer Stadt, welche damals zu Frankreich gehörte) veranſtaltet wurde. Sobald man ſich nun auf franzöſiſchem Grund und Boden befand, bemächtigen ſich eigens dazu beſtellte Leute des mantuaniſchen Miniſters, und führten ihn nach Pignerol, und von da nach der Inſel St. Marguerite, wo er bis zum Jahre 1690 unter der Obhut des Herrn St. Marc, und des Majors Roſorges blieb. In dem eben genannten

*) Einiges Zuläſſige habe ich in meinen hiſtoriſchen Raricäten mitgetheilt.

Jahre erhielten dieſe Wächter den Befehl, ihn nach der Baſtille zu bringen. Zwei Jahre hindurch wußte man nicht, was aus dem Miniſter des Herzogs von Mantua geworden war, bis endlich im Jahre 1687 in der abgekürzten Geſchichte Europa's, welche zu Leyden herausgegeben wurde, ein Brief aus Turin erſchien, welche über die Art ſeines Verſchwindens Auskunft gab. Da indeß der franzöſiſche Geſandte ſeine Maßregeln ſo gut genommen hatte, daß es beinahe unmöglich war, den Beweis gegen ihn zu führen: ſo hielt man es für klug die Thatſache zu läugnen, um nicht alle Souveräne, deren Prärogative durch eine ſo kecke Verletzung des Völkerrechts gekränkt waren, gegen das Cabinett von Verſailles aufzubringen.

Würdigung der Literatoren und Künſtler.

Gelehrte, Dichter und Künſtler haben jederzeit mehr oder weniger Aufmunterung und Auszeichnung gefunden. Ihnen gebührt es auch vor Allen; und den Großen kommt es zu, den eigenen Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt durch die Erhebung und Belohnung derer zu offenbaren, die durch Genie und Gelehrſamkeit die Gemeinheit des Lebens adeln und verſchönern. „Sind nur Mäcene da" ſagt Martial zu Flaccus: „ſo wird es an Mäonen nicht mangeln, und dein Dorf ſelber wird dir einen Virgil geben."

Das „Jetzt" iſt nothwendig allezeit anders, als das „Einſt." Nur das „Wodurch?" beſtimmt den Vorzug oder den Unwerth. In Zeiten, wo Wiſſenſchaft und Kunſt noch nicht den Grad der Ausbildung erreicht hatten, deren ſie jetzt ſich erfreuen, konnten nachſtehende Thatſachen gar wohl begreiflich und müſſen auch jetzt noch erfreulich ſeyn. — Parallelen wären übrigens Unſinn.

Für jeden Vers eines Gedichts auf den Sieg der Griechen über den Xerres zahlte der Mazedonische König Archilaus dem Poeten Chorrilus einen Stater, d. i. eine Goldmünze etwa 10 gute Gulden unseres Geldes.

Dem Terenz trug sein Lustspiel: der Eunuche, acht tausend Thaler ein.

Dem Virgil brachte seine Muse durch die Liberalität des August 250,000 Thaler, und eben so viel durch die Großmuth seiner Freunde ein. Nach Soromena gab Septimius Severus dem Appian für sein Gedicht von der Fischerey einen Stater auch für jeden Vers.

Carl V. ließ dem Raul de Presles 4000 Thaler als vorläufiges Honorar für die französische Uebersetzung von Augustini de civitate Dei auszahlen; und als er sie beendigt hatte, erhielt er die Stelle eines Maitre-des Requétes.

Die Republik Venedig hatte die Großmuth, dem Dichter Sannazar für jeden Vers eines Sonnets zu Ehren dieser Stadt 100 Thaler zum Geschenk zu machen.

Amyot erhielt nach dem Hintritt des Notable die reiche Abtey von Bellosane für seine (obwohl mittelmäßige) Uebersetzung des Romans des Heliodor.

Für die Beschreibung von Baiern bekam Phil. Appan, ein Deutscher, von dem Baier-Herzog Albert V. 2500 Thaler.

Beynahe noch einmal so viel betrug Cambdens Honorar für seine Beschreibung von England.

Réne Chapin ward für seine Schrift von den Domänen in den Adelstand erhoben und erhielt 1000 Pistolen für die erste Abtheilung seinen Coutumes d'Anjou.

Philipp Desportes, Abt von Thiron, warfen seine dichterischen Werke 30,000 Livres Renten ab. Von Carl IX, Heinrich III. und IV. ward er mit Gunstbezeugungen und Geschenken überhäuft.

Balzac erzählt, daß ein Mann seine Bekanntschaft vom Admiral de Joyeuse 10,000 Thaler für

die Dedication eines Discours in seltsamem Styl erhielt, worin es unter andern lautet: Zenith der Tugend, des Ruhms, König der Wunder und Wunder der Könige ꝛc.

Von Heinrich II., Franz II, Carl IX. und Heinrich III. wurde Ronsard mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft. Als er bey den jeux floraux den ersten Preis gewann, verehrte ihm die Stadt Toulouse eine Minerva von massivem Silber. Maria Stuart präsentirte ihm ein ungemein reiches Buffet, auf welchem in Gestalt eines Rosenstocks, der Parnaß mit dem Pegasus und andern Attributen angebracht war.

Jac. Phil. Thomasin erhielt ein Bißthum in Italien für seine (überdieß sehr mittelmäßigen vielleicht dem Rhodius abgeborgten) Eloges. Colletet bekam vom Cardinal Richelieu 600 Livres für 6 Verse, außer einer Pension, und bey einer andern Gelegenheit 50 Pistolen für zwey Verse seines Monologue des Tuileries.

Derselbe Cardinal schenkte dem italienischen Dichter Claud. Achillin für ein einziges Sonnet 1000 Thaler.

Eine Ode war es, wodurch Chapelain vom Cardinal Mazarin eine Pension von fünfhundert Livres erhielt.

Jedermann wird wohl an die reichen Honorare brittischer Literatoren erinnert werden, eines Hume, Robertson, Byron, oder französischer, — eines Voltair, einer Genlis ꝛc., denen ihre Arbeiten hundert Tausende eintrugen. Das rührte aber meist nur von Buchhändlern und dem Publicum her, und in so ferne sind sie hier nicht an ihrer Stelle.

Der Virtuose unter den Mäcenen finde hier vorzüglich seinen Platz, Ludwig XIV. Ziehe auch Jenisch, im Geist des 18. Jahrhunderts (3. Theil S. 14) ganz gewaltig über ihn los, unter andern

bemängelnd, Schutz und Pflege der Künste und Wissenschaften wären bey ihm mehr Glanz- und Prachtsucht als veredelter Geschmack gewesen, so ist dieser Vorwurf ganz unlogisch applicirt, und zeigt nur, daß man an den Großen entweder Alles tadelt, oder Alles lobt. Gute Saat, die gute Früchte trägt, ist bey Privatpersonen verdienstlich, bey Königen verherrlichend. Nachstehendes ist ein Auszug aus Ludwigs Pensions-Etat für die „gens de lettres" vom Anfang des Jahres 1663.

Au Sieur la Chambre etc. excellent homme pour la physique et „la connoissance des passions et des sens" 200 livr.

Au Sieur Couvart etc. admirable pour juger toutes les productions de l'esprit, 1500 livr.

Au Sieur Pierre Corneille „premier poëte du monde" (!) 2000 livr.

Au Sieur Menage, excellent pour la critique „des pieces" 2000 livr.

Au Sieur Corneille le jeune, bon poëte françois et dramatique, 1000 livr.

Au Sieur Molière, excellent poëte comique, 1000 livr.

Au Sieur Benserade, poëte françois „fort agréable" 1500 livr.

Au Pére Lecointre, de l'oratoire „habile pour l'histoire" 1500 livr.

Au Sieur Geoffroy „historiographe du Roi" 3600 livr. (Das ist wohl entsetzlich viel oder entsetzlich wenig für einen königlichen Historiographen —)

Au Sieur Huet, de Caen „grand personnage qui a traduit Origene" 1500 livr.

Au Sieur Sorbieres „savant etc. lettres humaines" 1000 livr.

Au Sieur Danvrier „savant etc. lettres humaines" 3000 livr.

Au Sieur Ogier „consommé (!) dans la théologie et les belles lettres“ 1500 livr.

Au Sieur Le Laboureur „habile pour l'histoire“ 1200 livr.

Aux Sieurs de Valois, frères „qui écrivent l'histoire en latin“ 2400 livr.

Au Sieur Chapelain „le plus grand poëte françois, qui ait jamais été (!) et du plus solide jugement“ 3000 livr.

Au Sieur abbé Cassaigne, Poëte, Orateur, et savant en Théologie, 1500 livr.

Au Sieur Mezeray, historiographe (ſchlechtweg) 4000 livr.

Au Sieur abbé de Burgeois, consommé dans la Théologie positive, scholastique dans l'histoire, des Lettres humaines, et des langues orientales, 3000 livr.

Au Sieur Desmarets „le plus fertile auteur et doué de la plus belle imagination“ qui ait jamais été (!) 1200 livr.

Äuſſerdem kommen noch 12 Dotationen bloß von Literatoren vor. Was ergibt ſich daraus? — Daß der Souverain einſah, man könne ohne eine geborgene äußere Lage unmöglich ein lebendiger Proſaiſt oder Poet ſeyn, man müſſe ausgewieſene Talente noch eher als bloß keimende unterſtützen; Penſionen ſeyen die einfachſten Mittel ꝛc. ꝛc.

Beyſpiele großmüthiger Preiſe und hoher Schätzung von Gemählden ſind unter andern folgende:

Eine Schlacht zwiſchen den Griechen und Perſern, gemahlt von Ariſtides von Theben. Das Tableau hatte 100-Figuren. Mnaſon, Tyrann von Elate, zahlte für jede 10 Minen *), etwa dritthalbhundert, alſo für das ganze Bild 25,000 gute Gulden.

*) Ein griechiſches Pfund, 100 attiſche Drachmen wiegend, der 60ſte Theil eines Talentes.

Bacchus, von demſelben Meiſter. Der Conſul Mummus, ſehend, daß der König Attalius I. dieſes Gemählde um 6000 Seſtertien (30,000 fl.) kaufte, bildete ſich ein, daß es eine Art Talisman ſey, und riß es an ſich.

Protogenes, einer der wackerſten Nebenbuhler des Appelles, ſchmachtete im Elend. Appelles, erhaben über niedrige Eiferſucht, trug dem Verlaſſenen für eines ſeiner Gemählde 50 Talente (50,000 fl.) an. Bald darauf ſah ſich Protogenes mit Ruhm und Reichthümern überhäuft.

Für einen Alexander mit dem Donnerkeil erhielt Appelles ein ganzes Scheffel voll Geld.

Ajax und Medea, von Timomachus für den Julius Cäſar gemahlt, trugen 80 Talente ein.

Atalante und Meneager, gemahlt von Parrhaſius, kaufte Tiber um den jetzigen Werth von 50,000 fl.

Für eine bloße Copie der Blumenhändlerinn des Pauſias zahlte Buccul 2 Talente.

Von neueren Gemählden vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ſind nachſtehende bemerkenswerth:

Der heilige Hieronymus von Correggio. Bonaparten wurde von dem Prinzen von Parma, um es behalten zu dürfen, eine Million angetragen: der glückliche Sieger ſchlug es aus. Johann V. König von Portugal, der 1750 ſtarb, hatte für das nähmliche Bild dem Anton von Parma 460,000 Livres angetragen. Sie waren ſchon auf dem Punct abzuſchließen, als der Infant Don Philipp es mit Gewalt an ſich brachte (le fit enlever), und in der Folge in einem der Säle der Akademie der bildenden Künſte zu Parma (geſtiftet im Jahr 1757) aufſtellen ließ.

Die Charlatans, Tableau auf Leinwand von Carl Dujardin, kaufte d'Anguillers im Jahr 1783 für das königliche Cabinett um 18,300 Livres.

Adam und Eva von Cignani. Der Künſtler hatte

dieß Bild bloß für ſein Vergnügen gemahlt. Der Cardinal San-Ceſario wollte es um jeden Preis an ſich bringen. Cignani ſchenkte es ihm. Der Cardinal ſchickte ihm 500 Doppelducaten, mit dem Bedeuten, daß er nur die Leinwand und die Farben zu vergüten verſtehe.

Die Weiden von Potter, ein ſehr kleines Bild, wurden in Slingelland's Auction um 24000 Livers von Herrn Tolezon gekauft, und in deſſen eigener Verſteigerung im Jahr 1800 noch auf 3000 Livres höher getrieben.

Potters Hecke von Haag wurde bey dem Miniſter Choiſeul um 27,600 Livres erſtanden.

Eine Landſchaft mit Thieren von demſelben Mahler wurde im Jahre 1800 um 6130 Livres gekauft. Ein Blumenſtück von Van-Huyſum für 6550 Livres; die Anbethung der Hirten von Rembrandt für 10,000 Livres; eine Tabagie von Teniers für 6020 Livres; Leſueurs Verkündigung für 11,090 Livres, ein Kirchweihfeſt von ihm für 7800 Livres, ein Schinkenеſſer von demſelben für 17,000 Livres; Murillas guter Hirt und heil. Johann für 40,650 Livres u. ſ. w.

Als in dem Jahre 1799 und 1800 die Häuſer Borgheſe, Colonna, Doria ꝛc. zu Rom, um ihre außerordentlichen Steuern an die Regierung zahlen zu können, ſich genöthigt fanden, einen großen Theil ihrer Gemählde zu verkaufen, brachten mehrere Engländer, die ſich eben zu Rom aufhielten, 60 Stück davon an ſich. Einer von dieſen both einige davon öffentlich aus. Hier ſind die ſeiner Meinung nach ſehr billigen Schätzungspreiſe:

Zwey Tableaux von Claude-Lorrain: der Hafen von Carthago und eine Landſchaft (beyde aus der Gallerie des Colonna) um 57,600 Livr.

Zwey von Salvator Roſa: eine Landſchaft mit der Geſchichte des Mercurs und des Bauers, dann Moyſes

Findung (gleichfalls aus dem Hauſe Colonna) um 84,000 Livres.

Die Heirath der heil. Katharina, ein kleines Bild von Parmeſan (aus dem Pallaſt Borgheſe) um 42,000 Livres; Pouſſins Noe um 50,400 Livres; Gerolfus Auguſtinus um 37,800 Livres ꝛc.

Blicke auf den Buchhandel.

Der ſittliche und intellectuelle Character der Nationen hängt innig mit dem Buchhandel zuſammen. Sie üben eine immerwährende Wechſelwirkung auf einander aus. In unſern Tagen fand man ſich veranlaßt, dieſes Verhältniß etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen. Mancherley Beſtimmungen haben es gezeigt. Dieß bewog mich, einen Blick auf das allgemeine Leben und Schikſal des Buchhandels und Bücherweſens überhaupt, zu werfen, in ſo fern Beyde mit jenen Beſtimmungen nicht in Berührung ſtehen, denn dieſe gehen mich nichts an. Ich erſchrack. Der Begriff von Flor erſchien mir in einer ganz entgegen geſetzten Sprachbedeutung; die Blüthe als Verblüthſeyn; die üppigſte Geſundheit als das Bild des Todes. Ich ſchrieb einige meiner Gedanken nieder. Der aphoriſtiſche, etwas aufgeregte Ton bezeichnet die Stimmung. Ich habe nicht geplättet, nicht gefeilt; ich kann das nicht immer. Es ſind Ergüſſe und Reminiscenzen des Augenblickes, hier und da ein wenig unzuſammenhängend, oder parador. Das macht nichts. Einen regelrecht zugerundeten Tractat habe ich nicht ſchreiben wollen. Man muß überall die Totalanſicht würdigen, und kleine Ecken ꝛc. über dem Ganzen vergeſſen. Manches kann vielleicht guter Same ſeyn.

Was in ſeiner Urform ſchon krüppelhaft iſt, kann ſich nie zu einem ſtattlichen Bild der Kraft und Geſund-

heit entwickeln. Dieſes iſt der Fall beym deutſchen Buchhandel. Er kränkelt ſeiner Auflöſung entgegen. Im Embryo lag ſchon das Miasma.

Die Schuld fällt den Vätern zu, nicht uns. Im Wortſinn ward mit den Incunabeln (den Wieglingen) ſchon gehätſchelt, das Kindlein gewaltſam aufgekräftigt. Das ging ſo zu. Alles neue reizt die Menſchenkinder. Iſt das Neue außerordentlich, geiſtiger Natur, ſo feſſelt, electriſirt es doppelt: der Geiſt wieder zum Geiſt. So mit den erſten Druckerwerken. Trotz ihrer verhältnißmäßigen Theurung fanden ſich zahlreich gierige Käufer. Theologen und andere Claſſiker feyerten ihre Wiedergeburt. Die Drucker, durch günſtige Erfolge aufgemuntert, regten ſich thätiger; es vermehrte ſich ihre Anzahl. Die Guttenberge, die Schöffer machten gewaltig viele Proſelyten. Man druckte, das einzeln Geſchriebene, Eſoteriſche, vervielfältigt zur Oeffentlichkeit, zu Markte zu fördern. Des pecuniären Nutzens im Voraus gewiß, machte mán ſchreiben um zu drucken. Die Bücher konnten wohlfeiler werden, wurden es. Hier des Unheils Same. Neue Erfolge, neue erweiterte Vortheile für den Säkel: neuer Stoff, neue Thätigkeit. Man druckte unaufhörlich, unbekümmert fort. Die Materien, der Zeitgeiſt, beflügelten, ſanctionirten die kaufmänniſche Schwungkraft. Nach und nach aber häuft ſich die Waare. Viele Drucker bleiben ſelbſt Verleger. Die meiſten jedoch, des Abſatzes ſicher, nur um in der erſten Expoſition, „dem Erzeugen," nicht geſtört zu ſeyn, übergeben ihre Arbeit anderen Leuten zum Verſchleiß. So entſtehen Buchhändler, Buchhandlungen. Das ominöſe Los war geworfen.

Der Buchhandel, Bücher-Handel, als allgemeiner freyer Commerzgegenſtand, iſt ſchon der Idee nach, unphiloſophiſch, albern. (Ich rede hier immer in Anwendung auf das fünfzehnte Jahrhundert). Bücher, geiſtige Behälter, geeignet, beſtimmt, Gedanken,

Ansichten zu verbreiten; zu wirken auf Volksgeist, Nationalbildung; Bücher, Geistesbouillons, sich in Jedes moralischen Magen anders auflösend, anders assimilirend in eines Jeden Chylus; diese gewaltigen Sprachröhre für alle nicht kleinen und nicht großen Ohren, hätten vernünftiger Weise ursprünglich *) nicht wie ein Stück todte Leinwand, der willkührlichen Verbreitung, dem Zufall überlassen worden seyn. Willkühr ist der Zunder aller Ausartung, der Zufall ein tückisch Ding. Das erwog man damahls nicht. Die Obern, die Verweser, vom Nimbus des Ruhms der Erfindung geblendet, in dem Neuen selber noch neu, in dem Unreifen unreif, von schacherischem Activgeist geschmeichelt, bestochen, hatte sich selbst der Macht begeben, durch dieß eingreifende Werkzeug auf das Volk zu wirken, sich diese gewaltigen Zügel entschlüpfen lassen. Das war unphilosophisch. Kaufleute faßten diese Zügel auf, bemächtigten sich ihrer; wohl auch Gelehrte darunter, schreibend und druckend zugleich, aber doch Kaufleute; und diese geistigen Behälter, Bouillons, Sprachröhre wurden, wie die materiellen, Gegenstände des Handels; der esoterische Conductor ward zur exoterischen Waare. Industrie und gesteigerte Leselust poussirten sich wechselweise. Dem kaufmännischen Speculationsgeiste war eine neue, schon fruchtbar bewährte Bahn geöffnet; er tummelte sich wacker darauf umher **) Der Glanz und der Nutzen des Augenblicks verführte; Niemand dachte

*) NB. NB. ursprünglich; späterhin war es zu spät, noch später sollte es zu spät seyn.

**) Weiteres zeigt meine, bey dem Buchdrucker Bauer in Wien erschienene Schrift: Der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerkunst, historisch betrachtet. Sie ist dem Freyherrn von Retzer, mit dem ich sonst die Ehre hatte, im besten Einvernehmen zu stehen, dedicirt, 1812 herausgekommen, und ziemlich fehlerhaft.

an jene Folgen, die ſich früh oder ſpät an jeder blinden plan- und gedankenloſen Thätigkeit rächen. Die nähmlichen Obern ließen mit Behagen zu, daß jene Drucker, ſich raſch vermehrend, fortfuhren zu drucken; jene Kaufleute zu negociren, zu tauſchen, es ins Weite treiben. Man glaubte genug zu thun, darauf zu ſehen, daß der allerliebſte Spuk nicht ausarte (an ſich allerdings löblich); man ließ Schreiber, Drucker und Verbreiter machen, was ſie wollten: das war tolerant, aber eben ſo albern, weil ſich Niemand darum bekümmerte, als die Maſſen der Waare wie Schneebälle anwuchſen. Das Kleine im Einſchränken verſchwindet gegen das Große in der Willkühr. Es kommen alſo hier die Beſchränkungen durch die Cenſur nicht in Anſchlag. Schon 1486 den 4ten Jänner erſchien ein Cenſur-Edict.. Es war vom Churfürſten Berthold aus dem Hauſe Henneberg ausgegangen. Die Namen der Cenſoren ſind unter andern auch in der Wiener Zeitung vom 2ten December 1819 bey Gelegenheit einer Bundestagsbeſtimmung angegeben. Wie wenig auch die Maßregeln gegen den, die Bücherproductivität immerhin in Etwas hemmenden Nachdruck ausrichteten, daß ſelbſt das Excommuniziren der Nachdrucker nicht ſchreckte, wird ſogleich wahrzunehmen ſeyn.

Jener politiſche und dieſer cameraliſtiſche Fehler gaben dem Buchhandel einen ungemeinen Schwung. Die Rainmann, von gleichzeitigen Autoren par excellence „der deutſchen Nation nahmhafte Buchführer" genannt, die Bürglin, die Diemer trieben ihn ins Große. Seine geographiſche Ausdehnung nahm zu; er fieng an, univerſell zu ſeyn. Impulſirend auf die Schriftſteller und Drucker, artete die Bücherproduction bald in Fabrication aus. Das wohlthätige, erfriſchende Bächlein, tränkend und labend, wie der Geſundheit frommt, ſchwoll allmählich zu einem ver-

ſchlingenden Strom an; dieſer zu einem Meer, dieſes zur Sündfluth. Uebertriebene Fruchtbarkeit iſt überall ſchädlich, bey Büchern wie bey Kindern. Der politiſche Grundſatz, daß die Stärke, der Reichthum einer Nation, in einer großen Bevölkerung liegen, iſt falſch. Vide China. Und was kommt bey jenen Völkerhaufen heraus, die da ſagen, daß ſie keine Chineſen ſind? Theurung, Peſt, Krieg. Genug! Kaufleute haben egoiſtiſch immer ihren momentanen Privatnutzen im Auge; ihr Ich, ihre Sippſchaft ſind die alleinigen Gegenſtände ihres Trachtens. An die Corporation als ſolche, denkt man nicht; was bey folgenden Geſchlechtern damit herauskommen ſoll, daran noch weniger. Alſo auch hier. Sogar frühere grelle Beyſpiele hielten das blinde Treiben nicht ein. Conr. Schweinheim und Arn. Pannarz ließen dem Papſte Sixtus V. ein gar kläglich Schreiben überreichen, in welchem ſie in der rührendſten Winſeldialectik der damahligen Zeit ihm vorſtellten, wie ſie eine Laſt von 12,475 ſelbſt gedruckten Bücher vorräthig hätten, zu deren Abſatz ihnen keine Hoffnung bleibe; daß ſie dadurch auf dem Punct wären, den Preßbengel mit dem Bettelſtabe vertauſchen zu müſſen. Am Schluße heißt es: „Pater Sancte! Adjuvent nos miserationes tuae, quia pauperes facti sumus nimis!“ Und iſt ſolch viel bedeutend und wenig beobachter Brieflein gar fein nachzuleſen in Fabricii biblioth. lat.

Freund Schweinheim und Comp. klagten ſchon Anno 1472, alſo kaum 30 Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und kaum 15 Jahre nach der Begründung eines eigentlichen Buchhandels; denn der prädiluvianiſche, nähmlich der mit Manuſcripten vor Guttenbergs Kunſt, gehört nicht hieher. Mit wenig Intervallen, z. B. von Anlegung großer Bibliotheken, ging es mit dem Bücherverlegen und den Bücherverlegenheiten in dieſem Verhältniße fort. Es gab faſt lau-

ter Schweinheime und Pannarze. Es verhielt ſich die Bücherproduction zu der Zahl der Abnehmer Anfangs wie 4 zu 1, 50 zu 1, 100 zu 1, 1000 zu 1, u. ſ. w. bis endlich wir, meine geliebten Zuhörer und Zeitgenoſſen, auf dem glänzendſten Culminationspunct glücklich angelangt ſind, denn es werden, o Triumph, es werden jetzt wohl 10,000 mahl mehr Bücher erzeugt, als conſumirt.

„Hinc lacrimae!“

Vergebens iſt die Erzeugung des reinen Verlags, faſt alle Concurrenz ausſchließend, ein origineller Act wie jede geiſtige Zeugung. — Denn wenn es zu viele Originalitäten giebt, ſo hören ſie alle auf, welche zu ſeyn. Das iſt Eins. Die Hydra des veruntreuenden Nachdrucks, aber ſo alt iſt, als der Druck ſelbſt, erklärt das Uibrige. Konnte doch ſelbſt die Excommunication, dieſe für die damahlige Zeit ſo ſchreckbare Procedur, das Nachdrucken nicht verhindern. Die Crispinusjünger wurden zuweilen wirklich in den Bann gethan. Der gelehrte Denis bewahrt in ſeinen ſo überaus wohlſchmeckenden Leſefrüchten (1. Band S. 115) zwey ſchauerliche Beyſpiele davon auf. Ich will hier nur eines, das letztere, anführen. Unter dem Ritus eccles. Folio. Venet. 1516 lieſt man folgendes: „Diris pontificiis interdictum, ne non praedictum dicas, manceps librarie, nequis infra quinquennium praeter nos excudat. Quare careas, ne lucri cupiditas transversum te actum, et graviore poëna viventem afficiat et mortuum banthio aeternum addicat.“ Wie es mit dem Nachdruck bald darauf auch Luthern erging, habe ich aus den Worten in ſeiner Wittembergiſchen Bibelausgabe, Fol. 1545, erſehen. Er klagt da wie folgt: „Das muß ich klagen vber den Geitz. Das die geitzigen Wenſte und reubiſche Nachdrücker mit vnſer Erbeit vntrwlich vmgehen.“ und weiter: „vnd iſt mir offt widerfarn, das ich der Nachdrucker druck geleſen, alſo

verfelſchet gefunden, das ich meine eigen Erbeit an vielen Orten nicht gekennet, auffs newe habe müſſen beſſern. Sie machens hin rips raps, Es gilt gelt."

Kann es wohl auch etwas Auffallenderes geben, als unaufhörlich fortzufahren, 10,000 mal mehr Waare zu produciren, als conſumirt wird? Welche Grundurſache läßt ſich auffinden? Keine als die unvernünftigſte: der leidige Handelsdrang; keine als laut Shakſpeare: jene blinde Wuth, die ſich im tollen Anlauf ſelbſt überſtürzt, und jenſeits ihres Zieles hintaumelt, „und ſo mehren ſich die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken." Die Geneſis hat ſich überbothen. „Das Verhältniß des Bücherdruckens zum Denken," ſagt ein großer Kritiker unſerer Zeit, F. Schlegel, „iſt das einer Wochenſtube zum erſten Kuß." Dieſe geiſtvolle Vergleichung wäre aber das bitterſte Pasquill auf die jetzige bibliopoliſche Thätigkeit. — Der Handel kämpft verzweifelnd um ſeine Exiſtenz. Daher das Vollpfropfen der Zeitungen mit Ankündigungen, das kleinliche Rangablaufen, das kindiſche Rivaliſiren mit früherem Erhalt irgend einer Neuigkeit, mit Wohlfeilergeberey und Kundenwegſchnappen; die kläglichen Balgereyen um Groſchenpiecen, das Lauern und ſpitzfindige Raffiniren nach Abſatz, all das ängſtliche Treiben, all die tauſend Kunſtgriffe et petites Manoeuvres und unwürdigen Klopffechtereyen zeigen allein ſchon den Mangel einer ſoliden Baſis, eines ſichern Halts des Buchhandels; enthüllen ſeine alberne Disproportion zum Bedarf, compromittiren ſeinen Charakter; ja ſie haben ihn ſchon von dem Augenblick an in die Claſſe mehr oder weniger entbehrlicher Handelszweige verſetzt, wo die Liebhaber von den Büchern, und nicht mehr die Bücher von den Liebhabern geſucht werden mußten. Alles was ſich antragen muß, trägt mehr oder weniger den Stämpel der Entbehrlichkeit, des Supernumerären. Leihanſtalten, Journaliſtik ꝛc. vollenden die Verlegenheiten.

Doch — dieſe Verlegenheiten eines ſuperfötirenden Mißbrauchs der Preſſe wären minder ernſthaft, wenn ſie nur das pecuniäre Intereſſe einer einzelnen Gilde beträfen, wenn ſie nicht zugleich dem Geiſt, Zweck und Adel der Literatur ſchadeten, ſie nicht ſelbſt entſtellten, verkrüppelten, und dadurch die vielgeprieſene Buchdruckerkunſt nur zu einem Gräuel der Wiſſenſchaften machten. Sie iſt eine von den vielen Erfindungen, die, weil man es urſprünglich nicht verſtanden hatte, ihr eine rationelle Richtung oder Einſchränkung zu geben, beſſer nicht gemacht worden wäre. Hören wir, wie ſich der einſichtvolle Buchholz in der Eunnomia (Jahrgang 1801, Juny) hierüber äußert: „Anfangs," ſagt er, „begnügte man ſich, ſie zur Vervielfältigung der Werke der Alten zu gebrauchen; aber als man hierauf anfing, noch die Werke der Neuern zu vervielfältigen, und ſich während der Zeit zu neuen Geiſtesproducten erhob, ſo konnte es nicht fehlen, daß von dieſem Augenblicke an das Göttlichſte, was je der menſchliche Geiſt hervorgebracht hat, zu einem Erwerbe herab ſank. Wäre es möglich geweſen, die ganze Reihe der Folgen, welche dieſe Entdeckung haben würde, gleich bey ihrem erſten Beginnen zu überſehen, ſo hätte man ſie nothwendig als die Eingebung eines feindſeligen Dämons verfluchen müſſen. — Um Geld zu gewinnen, fing man an, das Koſtbarſte zu bezahlen; und ob ſich gleich vorher ſehen ließ, daß man eben dadurch die Mine vergiftete, ſo war dennoch zu berechnen, daß dieß für den Handel ſelbſt von keinem nachtheiligen Erfolge ſeyn konnte, und ihn vielmehr noch heben mußte, (bis zu einem gewiſſen Punkte allerdings). „In ſo ferne," heißt es weiter, „der Buchhandel als ein Theil der Habſucht angeſehen werden kann, muß er nothwendig eben die Wirkungen hervorbringen, welche dieſer zu allen Zeiten eigen geweſen ſind; und da ſie nur in der Zerſtörung ihre Zwecke erreichen kann,

ſo muß auch der pecuniäre Eigennutz als Impuls zur Schriftſtellerey nothwendig die Wiſſenſchaften ſelbſt zerſtören; indem er alles verwirrt, verkehrt, verfälſcht und unkenntlich macht." — So weit Buchholz *) Gilt das von den Wiſſenſchaften, welch ein kummervoller Schluß läßt ſich nicht auf die Nationalcultur machen!

So werden die Väter von den Kindern erwürgt. So rächen dieſe ſich an jenen. Die Schuld fällt ihnen zu, nicht uns. „Viel Bücher machen nicht gelehrt; gut Ding, und oft leſen, das macht gelehrt und fromm zugleich," exclamirt ein gewiſſer Luther, und Jahn ſagt: „die Mittelmenſchen verlieren ſich im Bücherdickicht; ohne Plan und Wahl durcheinander leſen, iſt eine Straußenüberfüllung. „Peu lire et bien digerer, donne, meint ein Franzoſe, vielleicht Montaigne, une bonne restauration. — Wie das Bücherweſen; ſo das Leſen; es iſt ein Schaukeln und Plätſchern auf ſchwankender Woge, wobey in der tobenden Fluth das trefflichſte Werk oft verkannt, oft unbeachtet, nutzlos untergehet, wenn es nicht zuweilen einen Retter findet, wie Smiths Buch vom Nationalreichthum. Dieſes unſterbliche Werk ward, nachdem der Verfaſſer Mühe gehabt, ſelbſt ohne Honorar einen Verleger zu finden, endlich ge-

*) Daher das Ueberſtürzen, Ueberpumpen, die heilloſe Frühreife und folgliche Reifſpätung in den Wiſſenſchaften. Quod cito fit, cito perit. Wie anwendbar ſind hier nicht die goldenen Worte des unvergleichlichen Niethhammer in ſeinem unſterblichen Werke: Streit des Philanthropinismus und Humanismus: „Das Frühreife kann nie dem regelmäßig Gezeitigten gleich geſtellt werden, und man darf wohl die philanthropiniſche Accelerationsmethode dem Stich des Wurms vergleichen, der die Zeitigung des Apfels zwar beſchleunigt, aber auch die volle Entwicklung hemmt, und den frühern Abfall herbeyführt."

druckt. Lange iſt es nicht gekannt, und vielleicht würde es das ungerechte Schickſal erfahren haben, vergeſſen zu werden, hätte nicht Fox im Parlament gedonnert, daß es Schande für die Nation ſey, ein Werk, auf das ſie ſtolz ſeyn müſſe, ſo wenig zu kennen. Der Erfolg war à l'angloise. In einigen Wochen war die Auflage vergriffen, eine neue in wenigen Monathen; dann druckte man 20,000 auf einmal u. ſ. w. Wie wenig tüchtige Werke haben dieß Los, können es haben! Die Großwürdenträger, Altmeiſter und Schatzwächter, die Aſyle der ſoliden Gelehrſamkeit, die ehrwürdigen ſchweinsledernen Folianten und Quartanten, zu compact, zu wenig porös in dieſer Fluth, gingen durch eigenes Gewicht längſt ſchon unter. Leichtes, gehalt- und ſtoffloſes Broſchürenzeug allein behauptet ſich, auch nur ſchwankend, auf der Oberfläche. Vom Neueſten wird das Neue, vom Allerneueſten das Neueſte verſchlungen. Das Neue iſt ſchon alt, im Buchhandel giebt es nichts Neues; Alles iſt alt; nur das, was erſt erſcheinen wird, iſt neu, nur das Ungeborne iſt jung. Wohin alſo mit der Waare? woher mit dem Gelde und der Zeit? Das iſt der Fluch!

Jede Wirkſamkeit, die in der erſten Entwicklung und Ausbildung ſchon fehlerhaft iſt, muß, wenn ſie bereits Jahrhunderte Wurzel gefaßt hatte, und mit dem Seyn und Treiben des großen Ganzen innig verzweigt iſt, verloren ſeyn. Der Buchhandel wie er entſtand, konnte nur entſtehen, um nach und nach, ſpät vielleicht, aber unfehlbar, unausweichlich wie das Schickſal, ſich durch ſich ſelbſt zu vernichten. Alles, was endet, hatte ſonſt einen Höhepunkt, einen Moment des Flors, des Glanzes. Ohne einen ſolchen Moment iſt es ein Pfuſchwerk, des hiſtoriſchen Griffels kaum würdig. Dieſen Triumph entbehrt der Buchhandel. Er muß, ſchmählich genug, aufhören, ohne geweſen zu ſeyn; er hat ſich proſtituirt: ein ver-

krüppelter Wechselbalg in der Wiege, ein verkrüppelter Riese als Mann. Sein Unglück ist, daß er sich ursprünglich selbst überlassen; sein Glück, daß er von den Obern und Obersten nie recht sonderlich begünstigt worden. Von keiner höhern Hand geleitet, nicht bewacht von einem erleuchteten, weit aussehenden Auge, konnte er nur planlos sich entfalten; einer meist profanen Willkühr, einer schnöden, wucherischen Gewinnsucht ausgewürfelt, mußte er sich in jene zügellose Fruchtbarkeit verriren, die seinen Sturz zusehends beschleunigt. Niemals näherte er sich einem Ideal, immer nur seiner Auflösung. —

Den Vätern, habe ich gesagt, fällt die Schuld, nicht uns. Das ist unser einziger Trost, wenn es einer seyn kann; denn in der Regel verstehen, wie man sagt, die Väter Alles besser. Sie haben geirrt, wir büssen. Es ist der umgekehrte Fall, wie mit der Kirschenverpflanzung aus dem Pontus nach Italien durch Lucull, über die der Verfasser des Voyage à l'isle de France sagt: „Le desert a couté cher, mais ce sont nos péres, qui l'ont payé.“ — Im Bücherwesen ist aber das Zahlen nur an den Söhnen und Töchtern. Die ganze Weltgeschichte ist voll kleiner Erbsünden. Bey Erfindungen aber, bey solchen, welche eine Berechnung der Folgen versagen, sind sie vielleicht verzeihlich.

Der Hauptgrund der schiefen Richtung, die der Buchhandel schon vom Eye an genommen, und seiner übermäßigen Productivität, liegt in dem Umstande, daß die Obrigkeiten ihn nur negativ behandelt hatten. Neben dem Zweckdienlichen wurde eine Menge Schriften gedruckt, die nach einer philosophischen Staatsansicht entweder füglich oder nothwendig hätte unterbleiben sollen, vielleicht drey Viertheile; und auf der andern Seite erschienen wieder viele Werke des Bedürfnisses nicht, erschienen solche nicht, die den höhern Zwecken des Regiments hätten förderlich seyn kön-

nen und ſollen; denn man hatte nicht den Einfall, zu ſagen: das ſchreibt, das druckt, das verbreitet auch! Manchmahl geſchah das wohl hier und da; aber im Ganzen war es ohne Bedeutung. Es verſteht ſich, das hier immer die längſtvergangene Zeit gemeint iſt. Zeigte ſich viel Mittelmäſſiges und Schlechtes, zu wenig Gutes und Vortreffliches, ſo waren die Oberen (vielleicht durch ein eigenes Directorat) da, dort zu unterdrücken, hier zu wecken, zu begünſtigen oder aufzutragen, wie es z. B. in neuerer Zeit mitunter geſchieht. Aber konnte das unter Umſtänden geſchehen, wo der Buchhandel ein freyes Gewerbe, ein Gegenſtand der Gewinnſucht war, wo ſeine active Leitung nicht unmittelbar von dem oberſten Regimente ausging? Man ſage nicht, daß die Perfectibilität der Menſchennatur in Geiſtesſachen freyen Verkehr, folglich Bücher und ſo wenig als möglich beſchränkten Buchhandel haben müſſe! denn die Regierungen üben gerade in Geiſtesſachen ihre wichtigſte und edelſte Herrſchaft aus; und dann iſt es um den Werth oder um das Wünſchenswerthe dieſer geprieſenen Perfectibilität ein gewaltig zweydeutiges Ding, und die ſogenannte Aufklärung nichts weniger als eine preſſante Sache. —

Daß des Buchhandels jüngſter Tag ſchon vor der Thüre ſey: das zu ſagen, wäre albern. Es iſt nur um die Hindeutung auf den Krankheitſtoff zu thun; die Cur gehört nicht hieher. Es gibt ein Gras, ſagt irgend Einer, das eine Quelle in der Tiefe anzeigt; wer darauf deutet, hat für den Kenner genug gethan. Nicht überflüſſig iſt es alſo, wenn man in diagnoſtiſchen Paroxismen, wie die jetzigen, an die Urſachen und Fortſchritte des Uebels erinnert. Im Völkerleben iſt es wie im organiſchen: auf anhaltende, überkräftige Anſtrengung: Abſpannung, Apathie, bis Ruhe reſtaurirt und heilt, Ordnung ins alte Geleis führt. So auf martialiſche Jahre das Jetzt. Die unwirſchen

Anzeichen sind vielleicht nur temporell, bedeuten in specie nichts, denn es wird Gott Lob, oder vielmehr Gott sey bey uns, wacker darauf los gedruckt. Im Ganzen aber, für das Nächst und Dereinst sind sie gewiß wichtig und ernsthaft. Hier gilt, was Thom. Payne über den Verfall des brittischen Finanzsystems sagt: „Obgleich nach dem gemeinen Sprüchwort nichts Gewisseres als der Tod, und nichts Ungewisseres als die Todesstunde ist, so kann man doch für die Dauer des menschlichen Lebens eine gewisse Gränze bestimmen, über welche hinaus es sich nicht erstrecken kann. Keine besondere Seherweihe wird dazu erfordert; nur Aufmerksamkeit auf uns, und alle anderen organischen Wesen. Biethet also irgend ein Gegenstand, z. B. das englische Finanzsystem, dem Blicke des Beobachters eine Reihe von Symptomen dar, die auf dessen Verfall hindeuten, so kann dieser an der dereinstigen gänzlichen Auflösung desselben nicht mehr zweifeln, und den Zeitpunct derselben nach jenen Symptomen berechnen." Ad vocem Buchhandel sapienti pauca.

Zuerst mag der deutsche Buchhandel fallen; der französische zuletzt. Sehr natürlich. Die (geographische) Beschränktheit der deutschen Sprache ist zugleich eine Beschränkung des deutschen Buchhandels. Die Ouvrages und Pieces der Franzmänner sind in der unbekannten Welt nicht unbekannt. Die Deutschen haben noch keinen rechten literarischen Tact; mit ihrem Buchhandel hat es immer gehinkt. „So lange" — bemerkt Kotzebue in seinen kleinen Schriften — „der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzusetzen, während der Franzose und Engländer in einer Woche 20,000 verkauft, so lange ist die Zahl derjenigen, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein." — Dieser Vorwurf trifft aber mit Unrecht das Publicum;

die Art der Literatur und des Buchhandels iſt Schuld; die Nationalität nur mitunter. In Frankreich lieſt Alles; franzöſiſch lieſt man überall. Darum iſt es auch in Paris nichts Ungewöhnliches, eine Auflage von 10 — 20,000 Exemplaren in wenig Tagen abzuſetzen. Nach Krünitz Encyclopädie (Art. Buchhandel) hatte Beaumarchais im Jahre 1774 von ſeinem Mémoire in zwey Tagen 14,000 Stück verkauft. In neuerer Zeit geben die Schriften einer Genlis, Staël, Mauſon ꝛc. noch auffallendere Belege. — Von den Wenigen aber, das man im lieben Deutſchland lieſet, iſt ein Viertel fremde Literatur; davon vielleicht mehr als zwey Drittheile franzöſiſche (ein beſonderer Grund gegen das Gedeihen des deutſchen Buchhandels). In Frankreich kennt man kein deutſches Buch; man will nur Lecture de la grande nation, vaterländiſche. In Deutſchland greift man meiſt zuerſt nach dem Fremden. Nirgend in der Welt ſind die Bücher ſo theuer, als in dieſem Deutſchland; nirgend in der Welt ſo wohlfeil, als in jenem Frankreich. Das Haupt-onus aber beſteht darin, daß in Deutſchland mehr gedruckt als geleſen, in Frankreich mehr geleſen als gedruckt wird. Eine ſcheinbar ganz ketzeriſche Paradoxie; allein, nur gemach, eben in den Paradoxien liegen die Wahrheiten. In dem kleinen, bibliopoliſch ſo paſſiven Deutſchland wird vielleicht über die Hälfte mehr geſchrieben und gedruckt, als in dem großen Frankreich, deſſen literariſche Artikel in aller Welt circuliren. Ja noch mehr! Hören wir darüber den denkenden Buchholz: „Voltaire ſagt (unſtreitig aber haben es Andere ſchon vor ihm geſagt), daß das Verhältniß der Schriftſteller wie 1 zu 2000 ſeyn müſſe. Nach dieſem Verhältniß hat Deutſchland, ſeine ganze Bevölkerung nur auf 25 Millionen geſetzt (im Jahre 1801), ein Herr von 6250 Schriftſtellern aufzuweiſen. In unſerm deutſchen Vaterlande werden alſo, auch wenn man annimmt, daß jeder Schriftſteller jährlich nur ein Buch ſchreibe, Jahr aus, Jahr ein,

Bibliotheken geliefert. Dieß beweiſen unter Andern auch die Meßcataloge, welche in der Regel weit volumnioſer ſind, als die Cataloge der zu verſteigernden Bücherſammlungen wohlhabender oder gelehrter Privatperſonen. Es iſt nicht zu läugnen," heißt es endlich „daß in Deutſchland bey Weitem mehr geſchrieben wird, als in allen übrigen Theilen von Europa." So weit Buchholz; aber nicht er allein. Dieſe Anſicht finde ich z. B. noch durch folgende Gewährsmänner beſtätigt: Hamberger im gelehrten Deutſchland, gibt die Zahl der deutſchen Autoren gegen das Jahr 1787 auf 3000 an, Lueder in ſeinem claſſiſchen Werke über Nationalinduſtrie im Jahre 1800 ſchon auf 6000; Kayſer in ſeiner Piece über den Buchhandel zwey Jahre ſpäter auf 9000; Ch. J. Kraus in ſeinen encyclopädiſchen Anſichten ꝛc. anno 1808 auf 10,000, Brandes in ſeinen Betrachtungen über den Zeitgeiſt, in demſelben Jahr auch auf 10,000. Ich bringe nach einem progreſſiven Verhältniß jetzt circa 26,000 heraus, damit ein Anderer in 10 Jahren 36,000 berechne, u. ſ. w. Und in dieſer enormen Fruchtbarkeit des kleinen, bi[illegible]polisch geſchloſſenen Deutſchlands liegt der Grund des frühern Untergangs ſeines Buchhandels. Denn werden jährlich Bibliotheken geliefert, ſo — werden dieſe geliefert, aber nicht errichtet oder continuirt; und ein Markt ohne Käufer iſt kein Markt, iſt — ein Unding; ein läppiſches Experimentiren. Daß der Buchhandel bey minder cultivirten, ſinnlichen Nationen, wo man ſich in drückender Zeit zuerſt ein Buch, und dann erſt eine vierte Speiſe oder einen Modefrack verſagt, früher zuſammenſtürzen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Man mag und ſoll übrigens den Aufſchwung des Buchhandels in dieſem oder jenem Land- oder Stadtbezirke, ſo fern er ein Zeichen der geſtiegenen Geiſtesbildung iſt, immer in Schutz nehmen und Reſpect vor ihm haben. Das iſt eine Sache für ſich, die nur den Augenblik

angeht. Hier iſt in der Anwendung immer nur von der Zukunft die Rede.

Der deutſche Buchhandel muß in ſeinem Fett erſticken. — Palliative, Henkersfriſten können ſeinen ſchmachvollen Untergang nur verzögern; zu retten iſt er nicht. Die Therapie der vierthalb Jahrhunderte alten Krankheit geht mich aber hier nichts an. Doch nur ein theoretiſch Wörtchen. Der deutſche Buchhandel braucht ein General-Directorat, wie ſein Gegenſtand ein Special-Directorat hat. — Was ich in einigen der nachfolgenden Zeilen darüber phantaſire, ſey auch nur für eine Phantaſie, oder Phantaſterey, wie man will, angeſehen. Es iſt mir damit nicht Ernſt. Es iſt nur ſo eine Viſion, eine Gattung Ideal eines, vielleicht in ein Paar Jahrhunderten ausgebornen Directorats; es iſt ein Spiel der Einbildungskraft. Da ich es ſelbſt dafür ausgebe, wird man es mir nicht übel nehmen. Dieſes terroriſtiſche Directorat alſo wird dereinſt mit flammendem Schwert grimmige Heerſchau halten, ſchauerliche Muſterung der vorhandenen Sünden; es wird drey Viertheile vorkommender Druckmanuſcripte ohne Barmherzigkeit amortiſiren, das letzte Viertheil comme il faut adjuſtiren, und das Uebrige, was Noth und gut thut, durch Preisaufgaben, oder wie immer, veranlaſſen, daß ein Ganzes, Tüchtiges daraus werde; der Hydra des Nachdrucks à la Hercules die Rümpfe mit Fackeln ausbrennen, und was dergleichen Manövers mehr ſind. Die Cenſur kann nur eine paſſive Anſtalt ſeyn, ſie nimmt blos und gibt nicht. Es muß ein activer großer Gerichtshof da ſeyn, von Philoſophen und Staatsmännern gleichförmig, vielmehr gleichgeiſtig, gehandhabt und controllirt. Buchhandel ſoll keiner ſeyn; keine Buchhändler, lauter Beamte ꝛc. Was ich hierüber gedacht, und durchdacht, gehört nicht für die reizbaren Lacher, nur für die empfänglichen penetrirenden Ernſthaften. In Dingen wo nichts geſchieht, geſchehen kann, weil

die Verkettung und Verkittung verknöcherter Herkömmlichkeiten ſchmerzlich darunter leiden müßte, laſſe man wenigſtens projectiren, phantaſiren, pia desideria ſchmieden, wiſſend, daß es nicht ſchadet, und nur dem Idealiſten ein Ridicüle giebt. Heinrich IV., Saint-Pierre, Kant, Kolbielſky ſind mit ihren Träumereyen eines ewigen Friedens ausgelacht worden, aber von wem? Genug! der deutſche Buchhandel ſeufzt nach einem Meſſias; vielleicht kommt einer von Auſſen. Z. B. was ſagt jener landſtreicheriſche Franzoſe, der Verfaſſer der Avantages des nations par le commerce? „Die Vortheile," declamirt er, „welche Deutſchland durch dieſen Zweig des Handels genießt, würden dauerhafter und größer ſeyn, wenn man den Buchhandel aus ſeiner „Wildniß" reißen, und ihm beſtimmte Geſetze geben wollte, die der Natur der Sache angemeſſen wären" ꝛc. — Doch — ich will mir ſelbſt die Flügel lähmen, und nun wieder ernſthaft zur Sache.

Der deutſche Buchhandel, wie er jetzt gährt und vulcanirt, iſt ein imaginöſes Treiben und Machen, ein Tendiren aufs Geradewohl, ein convulſiviſches Buhlen um die Dirne Zufallsgunſt; ein dumpfes Brüten und dunkles Hoffen und banges Erwarten; ein Lottoſpiel von hunderttauſend Nieten und fünfthalb ärmlichen Treffern. Jede Unternehmung iſt ein Embarquiren auf „falſchen Brettern" in die trügliche See; Niemand weiß, ob und wo man landen wird. Die vielen Unternehmungen, in jeder andern Handelsbranche meiſt ein Zeichen des Flors, ſind beym Buchhandel nichts als Zuckungen der Verzweiflung; man ſetzt Alles aufs Spiel, hoffend, daß doch Eins gelinge. Die Realität des Buchhändlers beſteht in dem Gewicht, das ſein bedrucktes Papier hat. Der Wohlſtand reicher Buchhändler datirt ſich von früherer Zeit; eine ernſtere hat das Blendwerk enthüllt. Ausnahmen gelten da nicht, wo die Regeln die Aus-

nahmen ſind; wo es mehr Ausnahmen als Regeln gibt, ſind die erſtern die letzten. Dieſes Gewicht iſt ſein Capital, darum will dem Buchhändler kein Menſch borgen, und wenn er die Weisheit und Kenntniße eines Leibnitz beſäße. Leider muß nun auch jeder Buchhändler, ſo kein Krämer, ein kleiner Leibnitz ſeyn. Seine Cathegorie iſt die undankbarſte von der Welt. Mit dem Aufwande von Kenntniſſen, Erfahrungen, Induſtrie, Arbeit und Obſervanzen, die einen Buchhändler zerfleiſchen, zuſammenmürben, conſumiren an Geiſt und Mark, wird jeder Andere in jeder andern Commerzſphäre ein Millionär. Zwar ſollte man, mit dem „Alle Schulen durchgemacht haben" (Knigge Umgang mit Menſchen) zu reden, „glauben, alle Buchhändler, die nur irgend einen Verlag hätten, müßten reich werden. Wenn man in Deutſchland 24 Millionen Einwohner annimmt, und berechnet, daß jedes Buch tauſendmal abgedruckt wird, ſo beträgt dieß auf 24,000 Menſchen ein Exemplar. Und welches Buch könnte ſo ſchlecht ſeyn" — die et caetera ſpare ich. — Die Erfahrung traveſtirt ſo manches Glauben. Der Herr Verleger unternimmt zehn Werke, bloß um das Vergnügen zu haben, zu ſehen, daß nur acht davon Maculatur werden; von dieſem Vergnügen lebt er. Er erneuert, wie es von andern Leuten irgendwo heißt, jeden Morgen den Verſuch, zu leben. Dieſes, von der übermäßigen Fabrication herrührende Schickſal, iſt denn allerdings ſehr betrübt bey Leuten, die ohne Zweifel etwas mehr verſtehen müſſen als nöthig iſt, „um mit Käſe zu handeln, oder Strümpfe zu ſtricken." — Nur der Nachdrucker, welcher mit dem Käsſtecher wohl die natürlichſte Aehnlichkeit hat, nur der Nachdrucker wandelt (zu dieſem Wörtlein iſt nun ſchon ein halbes e hinzugekommen) bequem und ſicher, meiſt in hoch- und hohlhäuptigem Dünkel den vorgebahnten Pfad. *)

*) Unbegreiflich iſt es, wie man über die Materie

Jetzt ruhig! Ich habe nur Andeutungen, nicht eine reife Abhandlung schreiben wollen. Es war mir nur darum zu thun, auf dieß und jenes, was irgend einmal höchst wahrscheinlich eintreten dürfte, aufmerksam zu machen. Mehr habe ich noch im Kopfe und Pult. Ich wünsche, erwarte aber nicht, daß man mich nicht mißdeute. Es gibt Sachen, bey denen ich nicht diplomatisch seyn will. Ich hätte Alles regelmäßiger, verschmolzener, genießbarer und weniger excentrisch sagen können, das wird man mir vielleicht glauben. Man hat zuweilen Ideen, die müssen heraus. Wem sie nicht gefallen, der wirft sie weg.

Et Omnia sine ira et studio. Das sind zugleich lose Umrisse eines größern Bildes, einzelne Ziegel eines weitläuftigen Gebäudes, das ich seit Jahren aufzuführen gedenke. Ich fahre im Sammeln, im Verarbeiten fort zu einem Werke folgenden Titels: „Der Buchhandel, nach seinen historischen, politischen, practischen und critischen Ansichten dargestellt.“ Trotz meiner Proclamationen will mich in dieser Bahnbrecherey kein Mensch mit Daten unterstützen. Gut! So vollführe ich sie allein.

---

des Büchernachdrucks so viel pro et contra hat schreiben und schreyen, eifern und geifern können. (Mit ausgezeichneter Würdigung muß der Schrift des Herrn Schalbacher gedacht werden.) Daß das Eigenthum des Geistes, als ziemlich unbekannt, unnachweisbar, keinen Protector finden könne, res nullius, und daher eine willkührliche Beute der abgedroschenen Rechtsregel: cedit primo occupanti, sey, ficht mich, wie alle andern rabulistischen Sophismen nicht an. Wohl aber ist es mit dem Nutzen des Allgemeinen, nach Staatsansichten, er betreffe nun das Intellectuelle oder Finanzielle, eine andere Sache. In solchen generellen Bedeutungen gibt es Fälle, wo der Nachdruck nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar wünschenswerth erscheinen kann.

Schlußglosse.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Paris eine sehr ernsthafte Commission gegen das Tabakschnupfen gehalten. Der Secretär, welcher das Anathem vorzulesen hatte, war ein eifriger Verehrer dieses Staubes. Eben als er die Stellen, in denen des Tabaks schädlicher Einfluß auf die Gesundheit auseinander gesetzt wurde, declamirte, nahm er, ganz unwillkührlich selbst eine Prise nach der andern — ohne daß es den übrigen Anwesenden aufgefallen wäre. Die ganze Sache drang auch nicht durch und — es blieb Alles beym Alten.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Erste Reihe.

Journale in London.

Folgendes ist eine aus authentischer Quelle fließende Uebersicht der in London erscheinenden Journale und Zeitungen: Jeden Morgen erscheinen minist. Blätter: The Morning Post; the new Times; neutrale: The public Ledger; Oppositionsblätt. The Times; the Morning advertiser, the Morning Herald; the Morning Chronicle; the British Press. Jeden Abend, minist.: The Courier; the Sun; neutral: The Traveller; Oppos.: The Globe; the Star; the Statesman. — Mont. Mittw. Freit. Abends: The Evening Mail; the London Packet; the London Chronicle; Dinst. Mittw. Sonnt. Abends: The commercial Chronicle;

the Englisch Chronicle; the general Evening Post; the St. James Chronicle; Mittw. Abends: The Britisch Mercury; the philantropic Gazette; the Moderator. Dinst. und Freit. Abends.: Courier de Londres. Das Londner deutsche Wochenblatt; (das aber schon wieder aufgehört hat.) Dinst. und Sam. Abends.: The London Gazette (Hofzeitung) Sonn. Abends: Baldwin's Journal; the Literary Gazette; the Miror of Times; the provincial Gazette; the Westminster Journal. Sonntags, Morg.: The Dispatch; the Englishmann; the independent Whig; Duckitts Dispatch; the Legislator; the Mouitor; the Sunday Advertiser; the weekly Intelligencer; the Constitution; Ministeriell sind noch The Antigallical Monitor. Sonnt. und Mont. Morg. Oppos.: Bell's Messenger; the National Register; the Neptune; the Champion; the News; the Examiner; Neutr: The Observer. Mont. Morg.: The Farmer's Journal. Dinst. Morgens.: The Law Chronicle. Jede dritte Woche: The Husband Cry (Polizeiblatt). Jeden Montag: The Literary Advertiser. Einmal im Monat: The Spirit of the Times.

Von der Fruchtbarkeit der englischen Journalistick, und der Planmäßigkeit und Genauigkeit, womit die englischen Zeitschriften expedirt werden, kann man sich einem Begriff machen, wenn man folgendes lieset: Wie in Leipzig die Gegend des Neumarktes, so sind in London die Straße Paternoster und einige angrenzende Straßen der lebhafteste Punct des Buchhändler-Verkehrs. Die englischen Monatjournale erscheinen sämmtlich äußerst regelmäßig am letzen Tage jedes Monats, damit ihre Versendung in die Provinzen und nach den Colonien zusammen geschehen, und alle Zeitschriften zugleich umfassen kann; so kommt es denn, daß mit jedem letzten Tage eines Monats

immer über 2,000 Ballots mit mehr als 60,000 Journalheften in der Paternoſter-Straße gepackt, und nach allen Richtungen der cultivirten Erde verſandt werden. In dem großen Buchhändlergeſchäft von Longman, Hurſt u. Comp. in London, welches über 60 Commis beſchäftigt, ſind die Comptoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Verſendungen und die Correſpondenzen gehn. Man findet hier daher Comptoirs für Oſtindien, Weſtindien, Nordamerica, Südamerica, Portugal und Spanien, Frankreich und die Niederlande, Deutſchland und den Norden, und an ihren Eingängen auf dieſe Weiſe bezeichnet.

Ein Franzoſe über Grillparzers Sappho.

In der Revue encyclopédique iſt die bey Colburn in London erſchienene engliſche Ueberſetzung von Grillparzer's Sappho angezeigt. Der Referent (in der Revue) ſetzt folgendes hinzu: „Nach der Vorrede des engl. Ueberſetzers zu urtheilen, ſcheint es, daß dieſes Trauerſpiel den beſten Erfolg in Wien gehabt habe. Der Verf., welcher ein ſehr junger Mann iſt, wurde auf dem Theater mit Lorbern gekrönt, und im Triumph nach Hauſe gebracht. Der Kaiſer von Oeſtereich hat das Stück mit ſeinem Beifall beehrt; es erlebte faſt hundert Vorſtellungen unmittelbar auf einander. Die Haltung dieſer Tragödie entfernt ſich indeſſen von der Schule Schiller's und Schlegel's, und anderer berühmter dramatiſcher Dichter Deutſchlands. Sie iſt dem Franzöſiſchen und Griechiſchen nachgeahmt. Der Dialog, obſchon zu lang, iſt voll ſchöner Bilder und glücklicher Ausdrücke ꝛc.“ Nachdem der Verf. die Handlung kurz berührt hat, ſchließt er alſo: „Dieſes Stück iſt überhaupt durch die Harmonie der Verſe merkwürdig. Die Handlung ſchreitet langſam, und hat wenig Abwechſelung (peu va-

riée); aber ſie läßt Deutſchland hoffen, die Zahl ſeiner ausgezeichneten Dichter vermehret zu ſehen. Die engliſche Ueberſetzung iſt elegant und treu zugleich.“ Obige Worte über die Auszeichnung des Herrn Grillparzer erinnern uns an die Schilderung im Journal des Savans. Es heißt darin, Herr G. ſey ohne weiters zum Hofrath befördert, mit Orden beſäet, mit einer gewaltigen Penſion belohnt worden. Zugleich ſagt der Ref., Paris wolle aber erſt die Ankunft dieſes chef-d'oeuvre abwarten, ehe es ſeinen Racine und Corneille den Flammen überliefere. Und nun beſtehen jene Phädra, jener Cid ꝛc. und dieſe Sappho vielleicht recht friedlich neben einander.

Automaten.

Vierhundert und acht Jahre vor Chriſti Geburt bewunderte man eine fliegende Taube, die nicht von Fleiſch und Blut, ſondern von Holz war; Archytas von Tarent hatte ſie verfertigt. Ungleich wichtiger und ſinnreicher war eine Glaskugel, deren Kreiſe den Lauf der Geſtirne angaben; der große Archimed hatte ſie gemacht. Rühmlich wetteiferten auch die Neuern in dieſem Fache der Mechanik. Die Galeere, welche Hanns Schlottheim zu Augsburg im Jahre 1581 für Kaiſer Rudolph II. verfertigte, verdient wo nicht Bewunderung, doch vollen Beifall. Schwaben war von jeher das Land mechaniſcher Fertigkeiten; auch der Meiſter des meiſterhaften Inſtrumentes, das eine ganze Veſper von 2,000 Tacten von ſelbſt ſchlug, Achiles Langenbucher, war ein Augsburger; er machte ſich durch dieſes Inſtrument im J. 1610 einen Namen. Wieder ein Augsburger, Chriſtoph Treſler, brachte im Jahre 1683 eine Maſchine zu Stande, welche nichts weniger als die ganze Welt vorſtellte; ſie bewegte ſich durch Räder, und wanderte an den Kaiſerhof. Im Jahre 1769 ergetzte man ſich an einem Bilde des Got-

tes Pan, welcher auf ſeiner Haberrohrflöte artige Stücke artig ſpielte; man ergetzte ſich an dem Werke Joachim Eppingers aus Bayern. Viel Aufſehen hat Vaucanſon mit ſeinem Flötiſten, ſeinen künſtlichen Enten ꝛc. gemacht. Dieſe machten alle Functionen der natürlichen; ſie watſchelten; ſchnatterten; ja ſie fraßen; noch mehr, ſie verdauten, und thaten alles das, was man thut, wenn man gut verdaut hat. Ein Rad zwölf Schuh im Deutſchen Durchmeſſer, und ſechzig Pfund ſchwer, das von ſich ſelbſt lief, rührte von einem gewiſſen Heffrens her. Der Löwe und der Tieger, welcher dreyßig bis vierzig Schritte weiter gingen, erregten bey dem Kaiſer von China um das Jahr 1760, von dem Miſſionär Thibaut verfertigt, billig Erſtaunen; und noch kühner war die Arbeit eines andern Miſſionärs Namens Ventavon, der im Jahre 1768 ſich mit einer Maſchine von Männern Mühe gab, welche ein Blumengefäß hätten tragen ſollen.

Die Bonaparte als Schriftſteller.

Wiewohl man Alles aufgeſucht hatte, um die Familie Bonaparte auch zu einer literariſchen Celebrität zu erheben, ſo wurde unter den angeführten Schriften doch ein intereſſantes Werkchen aus dem 16ten Jahrhundert überſehen. Es iſt nachſtehendes: La vedova, comedia facetissima di M. Nicolo Buonaparte, Cittadino Fiorentino. In Fivrenza, apresso i Giunti 1568. Es iſt in 8vo und 7 Bogen ſtark. Die Dedication von Seite des Verlegers (Jacob Giunti) lautet: „alla nobilissima et gentilissima S. Maria Soderina de Nerti.“ Die Hortenſia Contigiami ſpielt in dieſer Comödie eine anziehende Rolle. Obige Ausgabe iſt übrigens eine neuere; wann die erſte erſchienen, iſt mir nicht bekannt. Nunmehr

gehört dieſes Büchlein, auf das früher vielleicht wenig geachtet wurde, wenigſtens zu den hiſtoriſch-bibliographiſchen Merkwürdigkeiten; und wie ein Freund in Rom meldet, iſt ein ſehr beſchädigtes Exemplar daſelbſt um 254 Ducati verkauft worden. Ich bin einem wohl conſervirten Exemplar hier in Wien auf der Spur. — Bey dieſem Anlaß kann auch erwähnt werden, daß zwey Romane der Kaiſerinn Joſephine, welche ſie als Mlle. Taſcher geſchrieben, in deutſcher Ueberſetzung bey einem unſerer thätigſten Buchhändler erſcheinen ſollen.

Früheres Theaterweſen in Wien.

Küchelbecker in ſeinen „Nachrichten vom kaiſerl. Hofe (Hannover 1732)" kommt auch auf das Theaterweſen in Wien zu ſprechen. Er ſagt ganz naiv wie folgt: Man hat zu Wien das ganze Jahr hindurch, ausgenommen die Faſten und Advent, deutſche Comödien, welche in dem, beym Kärnthner-Thor gelegenen Comödien-Hauſe täglich geſpielt werden, aber Freytags nicht, als welcher in dieſem Stück, weil es ein Faſttag iſt, beſſer und ſtiller zugebracht wird, als der Sonntag. Es werden dieſelben aber auf Koſten und mit Direction des Herrn Moroſſini, eines kaiſerl. Hof-Muſici, unterhalten, welcher ſelbe anjetzo auf einen ganz andern Fuß, als vor dieſem geſetzet: Denn das Theater iſt nicht nur groß, weitläuftig, wohl illuminiret, und an Decorationen und Veränderungen recht proper; die Acteurs ſind meiſtentheils gut und haben ungemein koſtbare und ſchöne Kleider, welche alle Mr. Moroſini angeſchaft. Es erſcheinen auch auf dem Theater mehrentheils gute Tänzer und Täuzerinnen, welche dann und wann ein Ballet tanzen, ſo aber denen franzöſiſchen nicht gleich kommen. Das Orcheſter iſt mit guten Muſicis beſetzt,

und alles ſo eingerichtet, daß man in Deutſchland nicht dergleichen finden wird. Wie denn auch das daſige Comödien-Haus gewiß vor ſchön und magnifique paſſiren kann. Bis dahero hat man lauter deutſche Comödien producirt. Künftig hin aber ſollen wechſelweiſe auch Italieniſche aufgeführt werden. Wie denn mehr erwähnter Directeur auch reſoluirt iſt, künftighin Italieniſche Opern auf eben dieſem Theater ſpielen zu laſſen, dergleichen man allhier, außer denjenigen, ſo bey Hofe gehalten werden, noch nicht geſehen hat. Sonſten gibt es allhier außer den Comödien, noch andere Spectakel, als Klopf-Fechten, Bären-Hatzen u. dgl., welche Sonn- und Feſttages, theils in der Stadt, theils in der Leopoldſtadt gehalten werden, ſo aber meiſtentheils von gemeinen Leuten beſucht werden.

Aequivalente.

Auf welch ſonderbare Aequivalente die Menſchen verfielen, ehe noch ein beſtimmtes Maß und Gewicht ausgemittelt und feſtgeſetzt war, beweiſet unter andern Hawel Dha, Prinz von Wallis, den man dießfalls gleichwohl als einen der bedeutendſten Geſetzgeber betrachten kann, und der im Jahr 948 ſtarb. In einem von ſeinen Geſetzen heißt es: Wenn jemand eine Katze tödtet oder ſtiehlt, die des Prinzen Kornboden bewacht (eine ſpaßhafte Particularität), ſo muß er eine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben; oder ſo viel Weizen dafür erlegen, als die Katze bedeckt, wenn ſie bey dem Schwanze aufgehangen wird, und der Kopf derſelben den Boden berührt. Von demſelben Lycurg iſt auf den Raub eines Mädchens eine Strafe von 12 Kühen geſetzt; ein Raub aber einer Matrone koſtete um 6 mehr. Hat aber der Thäter anfangs geläugnet, und wird er nach der Hand überführt, ſo muß er für ſeine Falſchheit ſo viele Schil-

linge zahlen, als mit wie viel das Sitzfleisch der Dame belegt werden kann. (!) —

Zur Literatur des Caffeh.

„Raiß in die Morgenländer" von Rauwolf, 4to Frankf. 1584, ist meines Wissens eine der ersten Druckschriften, welche des Caffeh erwähnen. Der Verfasser hatte die Reise in den Jahren 1573 und 74 vollführt. Er hält dafür, daß die Caffehbohnen von ihm Bunche genannt, aus Indien kommen. Buna werden sie geheißen, und der Baum selbst Bon, von Prosper Alpinus in dessen Historia plantarum Egypt. 4to Venez. 1591. — De potu Coffi ist der Titel eines Buches in 4to, welches F. Petersen im Jahre 1666 zu Frankfurt a. M. heraus gab. Ueber diese Schrift wurde in demselben Jahre zu Gießen eine Disputation gehalten. Der Verfasser erzählt, daß damals zu Paris der Caffeh, zubereitet, in öffentlichen Häusern mit einem Zeddel verkauft wurde, auf welchem man die Vorzüge dieses Getränkes anrühmte. — Du Four in seinem Traité du Caffé, Haye 1685 verkündet schon, daß die Aerzte gegen den Mißbrauch des Caffeh schreiben würden. In dem Chronol. account of the history of Commerce sagt Anderson, daß in Großbrittanien der Caffeh ihm Jahre 1651 von einem türkischen Kaufmanne zuerst eingebracht wurde. In den Gesetzen Englands wird des Caffeh bereits im Jahr 1660 gedacht. — Unter mehreren selbstständigen Pieçen über den Caffeh, welche in neuerer Zeit heraus kamen, verdienen angeführt zu werden, die des berühmten Grafen Marsigli, jene, „Vom Thee und Caffe," die des Dr. Petötz, betitelt: Der Caffeh ist Gift, und die Gegenschrift: „Ehrenrettung des Caffeh." Letztere erschien anonym. Sie hat den Herrn von Marcerez, einen sehr unterrichteten und geistvollen Mann zum Verfasser.

Merkwürdiges Buch.

Unlängſt iſt mir folgende Notiz eingeſendet worden: „Man hatte bisher die Exiſtenz eines Buches bezweifelt, das ſich im Jahre 1811 in der Bibliothek des Prinzen von Ligne befand, und wofür der Kaiſer Rudolph eilf tauſend Ducaten gebothen haben ſoll. Es führt den Titel: Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis, oder: das Buch von dem Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht ſind. Dieſes Buch iſt aber wirklich vorhanden. Es beſteht aus 24 Pergament-Blättern in Duodez-Format, die völlig leer ſcheinen; wenn man ſie aber auf das blaue Papier drückt, das ſie von einander trennt, ſo entdeckt man die Buchſtaben, und Umriſſe der Figuren, die mit bewunderungswürdiger Feinheit und Vollendung ausgeſchnitten ſind. Obgleich keine Jahrszahl darin angebracht iſt, ſo läßt ſich doch aus einem am Ende befindlichen Monogramme von Heinrich VII. auf die Jahre zwiſchen 1485 und 1609 ſchließen. Der Beſitz dieſes Kleinods iſt durch eine förmliche Acte dem jedesmahligen Aelteſten der Familie von Ligne zugeſichert, und auf einem beigelegten Blatte findet man zwölf franzöſiſche Verſe, in welchem ein Prinz von Ligne die Verfügung im Jahre 1609 beſtätigt.“

Daß die Exiſtenz dieſes Buches jemahls bezweifelt worden wäre, wüßte ich nicht. Es muß im erſten Augenblick freylich räthſelhaft klingen, wenn man von einem Buche hört, deſſen Bilder und Buchſtaben weder gezeichnet noch geſtochen oder gedruckt ꝛc. ſind, ja, die vielmehr aus nichts beſtehen. Viele der glaubwürdigſten Bibliographen, unter ihnen der Heros Debüre in ſeiner Bibliographie instructive haben dieſes allerdings höchſt merkwürdige Buch umſtändlich beſchrieben; Einige ſogar nach Autopſie. Ich ſelbſt will ein-

mal in meiner Geschichte des Buchhandels, die vielleicht bald erscheint, ausführliche Nachricht davon geben, da ich vor drey Jahren so glücklich war, dieses Kleinod mehrere Tage in Händen zu haben. Der jezige Besitzer, einer der schätzbarsten Bücherkenner der Monarchie, hatte die Güte, es mir anzuvertrauen. Er war auch so gefällig, mir noch einige Notizen über dieses Buch, besonders in Betreff der neuesten Schikfale desselben, zu versprechen. Ich sehe diesen mit Ungeduld entgegen, um, mit seiner Erlaubniß, öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Die Geschichte dieses Buches ist übrigens eben so interessant, als es selbst merkwürdig ist; und an äußerer Kostbarkeit steht ihm selbst das allerseltenste (typographische) Buch, nähmlich die Originalauflage von Servet: Christianismi restitutio, welche ich im Conversat. Blatt, 1. Jahrg. 1. Theil besprochen, weit nach.

Das Nibelungenlied.

Der Stoff des Nibelungenliedes, dieses in unsern Tagen so hoch gefeyerten Heldengedichtes, ist das innig in einander greifende, romantisch tragische Schicksal zweyer liebenden Paare, nähmlich Chriemhildens und des hörnernen Siegfrieds, und Gumars und der Brunhilde. Die Zeit ist die des Attila; der Schauplatz das Rheinland und die Gränze von Ungarn und Oestereich. Der Name Nibelungen rührt von dem alten burgundischen Heroenvolke: Nibelungen, auch Niflungen, eine Benennung, die vielleicht, der mythischen Bedeutung nach, mit einem nordischen Nebellande zusammenhängt. Verfasser hatte es, wie die Iliade und Odyssee, wohl mehrere. Irrig hielt man längere Zeit Wolfram von Eschenburg und Conrad von Würzburg dafür; jezt stimmt man A. W. Schlegels Angabe bey, indem man Klingsohr, einen Ungar, oder Heinrich von Ofterdingen annimmt.

Handſchriften kennt man drey. Eine beſitzt die Münchener Bibliothek; die zweyte iſt in St. Gallen; die dritte, früher in Hohenems, iſt jetzt im Beſitz des Freyherrn von Lasberg am Bodenſee. Ich hatte ſie lange in Händen; ſie iſt ſehr defect, und die nähmliche, nach welcher Bodmer „Chriemhildens Rache" heraus gab. Neuere Druckausgaben beſitzen wir von van der Hagen mit critiſchem Originaltext, ferner von Büſching ꝛc. Eine Bearbeitung in ungebundener Rede hat Zeune, eine andere (verunglückte) metriſche Hinsberg geliefert. Von Erſterem hat man ein beſonders abgedrucktes Gloſſar. Noch vor wenig Jahren ging man im Enthuſiasmus ſo weit, das Nibelungenlied ſogar in Schulen einführen zu wollen. Der Nibelungenteufel iſt aber jetzt ſo ziemlich ausgetrieben.

Charakteriſtik der Franzoſen.

Ueber den Character der Gallier war ſchon Papirianus nicht gut zu ſprechen. Er ſagt von ihnen: Aliter scribere, aliter pronunciare, secundis est Galli, id est: Anders ſchreiben, anders ausſprechen, ſind Eigenſchaften des verrückten Galliers. — Ein alte deutſcher Scribent, ich glaube Zinkgräven in den Apophtegmen, meint die Franzoſen, und nicht mit Unrecht mit den wenigen Worten: ſie ſingen anders, denn genotiret. —

Revolutionsfrüchte.

Wie jede Revolution, liefert auch die franzöſiſche manchen unſchuldigen Zug. Es befand ſich z. B., die Herzogin von Lauzun an einem Abend im Theater, wo es etwas unruhig herging. Plötzlich fliegen zwey Pomeranzen in ihre Loge, als eben Lafayette eintrat. Die Herzogin nahm die Orangen, und prä-

ſentirte ſie ihm mit den Worten. „Hier haben Sie Früchte der Revolution.“

Schwere Strafe.

Die Strenge der Engländer gegen die Diebe iſt nichts gegen die, von welcher das alte Speyeriſche Stadtrecht ſpricht. Es heißt darin, wer ſich an einem Pflug, an einem Bauer oder dem Geſinde vergreift, oder nur drey Pfennige Werth ſtiehlt, den ſoll man radebrechen. Auch auf den iſt das Rad geſetzt, welcher in einer Mühle 5 Pfennige Werth nimmt. Falſchmünzer wurden in Lübeck und Straßburg noch im 15. Jahrhundert in Oehl gekocht.

Ehelige Zweykämpfe.

Bey unſern Altvordern waren auch Zweikämpfe zwiſchen Mann und Frau üblich, das heißt öffentliche und geſetzmäßige, denn die nicht öffentlichen beſtehen auch bey uns noch, und werden wohl ſo lange dauern, als die Welt ſteht. Einen ſolchen Kampf beſchreibt nach einer alten Handſchrift Thomaſius in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek wie folgt:

„Der Mann ſteht in einer runden etwas weiten Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen ſchlägt, er darf aber nicht heraus gehen, noch der Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freyen Hand ſich an die Grube oder das Erdreich anhalten, bey Verluſt des Sieges. Die Frau hat einen Schleyer in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etlichen Pfunden geknüpft iſt, womit ſie nach dem Mann ſchlägt. Wenn die Frau dem Manne hinter den Rücken kommen kann, bemühet ſie ſich, deſſen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu erwürgen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleyer

mit dem Kolben aus, ſo erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem linken und freyen Arm aus, ſo umwickelt ſich der Schleyer um den Arm, und hat der Mann alſo Gelegenheit die Frau zu ſich in die Grube zu ziehen, da er dann trachtet die Frau in der Mitte des Leibes zu faſſen und ſie in die Grube zu ziehen, auch zuweilen umzukoppeln."

Coſter und die Harlemer.

Bereits 130 Jahre hatte die Buchdruckerkunſt beſtanden, als es den Holländern einfiel, die Ehre derſelben für Coſter in Harlem zu vindiciren. Jedermann war darüber einig, daß Harlem wohl unter die Städte gehöre, in welcher die Xilographie zuerſt ausgeübet wurde, die Typographie aber unwiderlegbar der Stadt Mainz angehöre. Dieß hielt aber den gelehrten Meermann nicht ab, die Sache zu Gunſten der Holländer zu verfechten. Er that dieſes in dem Werke: Origines typographicae, 2 Vol. Haag. 1765 mit einen ſolchen Aufwande von Scharfſinn und Erudition, welcher bedauern läßt, daß er Beydes nicht auf einen haltbarern und dankeswerthern Gegenſtand verwendete. Wie ſehr die Halemer auf ihrer Meinung beharren, ergiebt ſich unter Andern aus der lateiniſchen Inſchrift, welche auf Coſters Haus angebracht iſt. Sie lautet: Extulit hic, monstranti Deo Laurentius artem; Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est. — Sie iſt von dem großen Philologen Schrevel verfaßt, und ſoll, wie man ſieht, nichts weniger bedeuten, als daß ſelbſt das Daſeyn Gottes nicht ſicherer ſey, als Coſters Erfindung der Buchdruckerkunſt.

Caſſajournal eines Prinzen.

Als im Jahre 1667 der Churprinz Carl von der Pfalz ſich auf Reiſen befand, hatte er einen gewiſſen Berg von Munchingen als eine Art Hofmeiſter bey ſich. Dieſer hielt ein Tagebuch und ſchrieb genau alle Ausgaben für den Prinzen auf. Darunter kamen folgende vor: Einen alten Man von Haßloch, welcher Kurpfalz berichtet wegen der Spanier Einfall 1 fl. 30 kr. Kurpfalz Spielgeld gegeben zu Neuſtadt, als ſie auf dem Gannsbrett geſpielt 1 fl. 30 kr. — Einem Kerl von Nürnberg, Namens Joh. Heißſtein, welcher Kurpfalz Carmina präſentiret (ſchöner Reſpect vor einem Poeten) 3 fl. — Ihro Durchlaucht zum Verſpielen gegeben 2 fl. — Einem krummen Franzoſen, welcher ſeinen Abſchied bekommen 1 fl. — Einem Kerl vom Marktſchreyer, welcher Gift eingenommen 3 fl. Kurpfalz Schrittſchuh machen zu laſſen 2 fl. 40 kr. — Vor Kurpfalz Stiefel wieder repariren 8 kr. (acht Kreuzer!).

Cranachs Monument.

Lucas Cranach liegt in Weimar, wo er 1553 ſtarb, begraben. Der Steinmetz, welcher ſein Grabmahl zu fertigen hatte, ſollte darauf anbringen: pictor celerrimus, der geſchwindeſte Mahler, weil Cranach höchſt ſchnell arbeitete und deßwegen ſo fruchtbar war. Aus Verſehen ſetzte er aber pictor celeberrimus, nähmlich der berühmteſte Mahler, ein Irrthum, der im Grunde nicht ganz ohne Anwendbarkeit iſt, wenigſtens was die deutſche Schule betrifft.

Speichelleckerey.

In neuerer Zeit beſonders in der Geſchichte Lud-

wigs XIV. wimmelt es von abgeſäumten, die Würde der Menſchheit entehrenden Speichelleckereyen. Als dieſer Fürſt einſt einen Günſtling fragte, wann ſeine Gemahlin denn in die Wochen kommen werde? antwortete der Elende „Wann Euer Majeſtät es befehlen" — Einen ähnlichen Zug von einem andern Machthaber hat der Verf. welcher Augen und Ohrenzeuge davon war, ſchon irgendwo erzählt. Es iſt dieſer. Auf einem Maskenballe wurde von dieſem Erdengott Einer aus dem Gefolge gefragt, wie viel es an der Uhr ſey. „So viel Sie befehlen Sire"! war die Antwort.

Leibnitz in Wien.

Man weiß, daß Wien wohl eine Academie der Künſte, aber keine der Wiſſenſchaften hat. Eine ſolche zu gründen iſt in früherer Zeit einige Mahl, aber ſtets erfolglos angeregt worden. Es iſt nicht allgemein bekannt, daß dieſes der große Leibnitz an Ort und Stelle ſelbſt zu bewirken ſtrebte. Dieſer unſterbliche Gelehrte, in welchem ſich Umfang des Wiſſens, Tiefe des Verſtandes, Genie und raſtloſe Thätigkeit auf eine beyſpielloſe Weiſe vereinigten, befand ſich vom Jahre 1712 — 14 in Wien, angelegentlichſt bemüht, eine Academie der Wiſſenſchaften zu bewerkſtelligen. Es gelang aber nicht, und wiewohl von Carl VI. zum Hofrath mit einem Gehalt von 2000 fl. und zum Freyherrn erhoben, verließ Leibnitz dennoch Wien.

Theaterzeddel.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es in Wien mehrere fliegende Schauſpielertruppen. Sie gaben geſchriebene und gedruckte Comödienzeddel aus. Eine ſolche Truppe hatte ſich in der Naglergaſſe poſtirt.

Sie führte Medea auf und brachte nachſtehenden getreu copirten Zeddel ins Publicum:

„Heute werden wir wiederumb denen Edeln Spectatoribus aufwarten, mit einer herrlichen, wohlanſehenswürdigen Poetiſchen Hiſtoria; genohmen aus Ovidio, und iſt

Von Jaſon und Medea.

Kurzer Innhalt:

Jaſon, ein Ritter aus Griechenland, nimbt Abſchied von ſeiner Braut Creuſa, umb zu fahren nach das Königreich Colches, bey dem König Aeates um allda das guldene Vellus zu erobern, und fähret mit ſeinem Schiff Argo dahin. Jaſon bittet den König daß er ſtreiten möchte gegen denen wilden Thieren und Drachen, um das guldene Vellus zu bekommen. Der König wiederrathet es, doch gibt ers frey. Die Prinzeſſin Medea, ſo bald ſie Jaſon anſichtig, iſt in Liebe gegen Ihn entzündet, bittet Jaſon nicht zu ſtreiten, nach dem viel Ritter ihr Leben dafür gelaſſen, und verſpricht Jaſon, das guldene Vellus zu bekommen, ohne ein einzige Gefahr ſeines Lebens, aber mit dem Bedinge, daß Jaſon Sie lieben ſoll und niemahle verlaſſen. Jaſon verſpricht alles. Medea fähret mit ihrer Zauberey durch ihren Geiſt auff ihrem Drachen-Wagen nach die Eliſeiſche Felder, und holet Kräuter, wodurch ſie dem Drachen einen Schlaff kann machen. Und unſer luſtiger Chamber treibet viele Poſſen mit Medea und ihren Geiſt. So bald Jaſon das guldene Vellus erobert, fähret Er mit ſeinem Schiff davon, und verläßt Medea, da wird das Meer präſentiret, wie Jaſon mit ſeinem Schiff davon fährt, und Medea im Zorn macht Sturm und Ungewitter. Medea fähret mit ihrem Drachen-Wagen nach Jaſons Schloß, und verehret die Braut Creuſa mit einer zwar ſchönen doch bezauberten Krone, ſo bald ſie die auf ihr Haupt ſetzet brennet die Krone daß die Braut ſtirbet. Medea holet Jaſons Sohn, den ſie von Ja-

ſon hat, und reiſſet das Kind in zwey Theile von einander zur Rache, und wirft es für Jaſons Füſſen, da ſie auf ihren Drachen-Wagen ſitzet, und fähret davon. Dieſes alles agiret wie hier zu leſen iſt. Tänze, Maſchinen, werden auch präſentiret, und ein luſtiges Nachſpiel ſoll ſchließen, von dem hochmüthigen betrogenen Bauer. Verſichern daß die Hoch-Edle Spectatoribus wohl vergnügt werden nach Hauß gehen.

Präciſe umb 3 Uhr ſoll angefangen werden. In der Nadler-Gaſſen.

Der Vielwiſſer Crichton.

Des jungen Herzogs Vinzenz von Gonzaga Hofmeiſter Johann Crichton ſah ſich während der Carnevalszeit von mehreren maskirten Perſonen angefallen. Er vertheidigte ſich tapfer, drängte ſie zurück und entwand dem Hitzigſten den Degen. Da zeigte es ſich, daß dieſer ſein eigener Zögling ſey. Crichton gab ihm mit Ehrerbiethung die Waffe zurück, und der augenblickliche Gebrauch, den dieſer Niederträchtige davon machte, war, daß er ſie ſeinem großmüthigen Vorgeſetzten — durch den Leib rannte. Crichton ſtarb alsbald an der tödtlichen Wunde. Doppelt empörend wird dieſe vornehme Schandthat, wenn man die beyſpielloſen Geiſtesvorzüge Crichtons erwägt. Sie ſind von der Art, daß Witte und alle die frühreifen Köpfe, von welchen man ſo viel Aufhebens machte und noch macht, dagegen verſchwinden. Noch war Crichton nicht 20 Jahre alt, als er 10 Sprachen und eine Menge Kenntniſſe vollkommen inne hatte, und in allen gymnaſtiſchen Künſten ſich niemand mit ihm meſſen konnte. Als er ſich damals zu Paris aufhielt, äuſſerte ſich ein dortiger Schriftſteller auf folgende Weiſe über ihn: „Es iſt hier ein junger Menſch eingetroffen, eben 20 Jahre alt, welchen ſelbſt die erſten academiſchen Profeſſoren das Zeugniß geben, daß

er in allen Wiſſenſchaften vollendet ſey. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Inſtrumentalmuſik; im Tanzen und Zeichnen, im Mahlen und Reiten hat man ſeines Gleichen nicht geſehen. Er disputirte neulich vor 3000 Zuhörern, und ſetzte durch die Richtigkeit, Gelehrſamkeit, Präciſion ſeiner Antworten alles im Erſtaunen. Er ſpricht lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, ſyriſch, arabiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch, engliſch, flammändiſch und ſlavoniſch vortrefflich. Wahrlich, man ſollte glauben, daß ein Menſch, ſelbſt bey einem hundertjährigen Alter, ſelbſt wenn er weder äße noch ſchliefe, ſo viel Kenntniſſe in ſich vereinigen könnte. Seine Anweſenheit erfüllt Alle mit paniſchem Schreck, denn er weiß mehr, als ein Menſch wiſſen kann. Man fürchtet, daß er der Antichriſt ſey.“ Und ein ſolches Genie mußte von der Hand eines hochmüthigen Tropfes in der Blüthe der Jugend fallen! Dieß geſchah zu Mantua im Jahr 1583.

Wachsnaſen.

Noch ſind es nicht hundert Jahre, daß man in Wien häufig Naſen von Wachs trug. Wer daran zweifelt, leſe in „Küchelbekers allerneueſte Nachrichten vom kaiſerl. Hofe, Hanover 1732“ die betreffende Stelle nach. Der poſſirliche Artikel iſt dieſer:

„Die Libertinage iſt zu Wien ungemein groß und das Frauenvolk ſehr coquette, und Niemand mißbilliget die Gemeinſchaft beiderley Geſchlechtes, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geiſtlichen predigen heftig genug dawieder, allein vergebens, und ſowohl vornehme als gemeine Weibsperſonen bleiben bey ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt dieſe ſchändliche Aufführung und allzufreye Lebensart von der eingeriſſenen Schwelgerey her, als aus welcher unzählige Laſter folgen. Es iſt dahero auch nichts rares, daß

man allhier „enverolirte" Perſonen ſieht, welche ſtatt der natürlichen Naſe eine von Wachs gemachte zum Zeichen ihrer Conduite tragen. Wie weit müßen alſo die guten Wiener in der Sittlichkeit vorwärts gekommen ſeyn, da man ſich der Wachsnaſen jetzt nur noch auf Maskenbällen bedient?

Zärtliche Redensarten.

Wie heut zu Tage vorzüglich die Oeſterreicher, Sachſen und Preuſſen, ſo waren auch die Griechen und Römer reich an zärtlichen Redensarten, und Diminutivbenennungen. Mein Püppchen, mein Hühnchen, mein Herzchen, mein Liebchen ꝛc. ſind Ausdrücke des Ariſtophanes, Terenz ꝛc. Die Dänen fallen, wie man in „Klopſtok, er und über ihn" nachleſen kann, etwas derb ins Animaliſche. Z. B. Min putte, lille Gris, lille honfelar, zu deutſch: mein Hühnchen, mein Ferkelchen, mein Hühnerkeulchen (!) Als Cramer, der Verfaß. dieſes Buches ſich in Paris befand, hörte er einen dortigen Schriftſteller ſeine Frau mit folgenden Worten liebkoſen: Mimichon, chapeau, raticat, petite Reine, ſo viel als Mitzchen, Kätzchen, Rätzchen (!), kleine Königin. Man muß geſtehen, daß dieſes Ehemännchen ein liebes Närrchen war.

Marquis St. Germain, der Wundermann.

Die Daten über dieſen merkwürdigen, außerordentlichen Mann, meiſt von Zeitgenoſſen und Augenzeigen, in vielerley Schriften, zum Theil in Memoiren zerſtreut, hat ein fleißiger Sammler und verſtändiger Ordner zuſammengeſtellt. Aus dieſen Denkwürdigkeiten über den wunderbarſten Abenteurer der neuern Zeit, ſtehe hier im Auszug dasjenige, was Raum

und ſonſtige Rückſicht geſtatten. Zuerſt ſey mitgetheilt, was der Graf Max von Lamberg als Augenzeuge in ſeinem Memorial d'un Mondain (p. 119) erzählt.

Eine ſehenswürdige Perſon (lautet es) iſt der unter dem Namen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er ſagt er ſey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt damaliger Biſchof von Chalons gab ihm den Namen Germain." Die Geſchichte iſt erzählt in den Essais de Montaigne L. 1. p. 20. — Alle Einwohner von Vitri, ſagt Montaigne, haben ihn bis ins 22. Jahr als Mädchen gekannt, geſehen und Maria geheißen. Damals war er ſehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er ſich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. — Es iſt auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch ſie ſich wechſelweiſe warnen, große Luftſprünge zu thun, aus Furcht zum Buben zu werden, wie Maria Germain. Dieſer Marquis St. Germain wohnt ſeit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beſchäftigt ſich in einem Kreiſe von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm ſchafft, Verſuche mit Flachs anzuſtellen, welchen er bleicht, und der rohen italienſchen Seide gleich macht. Er glaubt 350 Jahre alt zu ſeyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht zu ſehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Perſien gekannt zu haben.

Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über dieſen Prinzen, und gab zur Urſache an, man wüßte ſchon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balſam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche ſich eine größere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.

Er ſoll zu Pekin geweſen ſeyn, ganz und gar

ohne einen Namen zu haben, und da ihm die Polizey anlag ſich zu nennen, entſchuldigte er ſich damit, er wüßte es ſelbſt nicht, wie er heiße. In Venedig, ſagt er, ruft man mich: indem man die Hand ans Kinn ſtreicht, in Hamburg nennt man mich: mein Herr, in Rom Monſignor, in Wien Pſt! Pſt! zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich, und bey dieſem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Laſſen Sie mich meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey Ihnen aufhalte, werde ich mich ſo betragen, als wenn ich einen ſehr berühmten Namen hätte; ich mag Kunz oder Hanns, Piſo oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig ſeyn. Er erhielt zu Venedig ſogar Briefe, auf deren Couverte nur das einzige Wort Venedig ſtand, das Uebrige war unbeſchrieben. Sein Secretär frug auf der Poſt nur nach Briefen, die Niemand angehörten.

Als ihm der König, nach dem Tode des Marſchalls von Sachſen, Chambord ſchenkte, umarmte er ihn beym Abſchied. St. Germain wurde in allen guten Häuſern mit Vergnügen und beſonderem Vorzuge aufgenommen. Er ging ſehr oft zu Ihro Durchlaucht der Prinzeſſinn von Anhalt, Mutter ihrer Majeſtät der jetzigen Czaarin; „Prinzeſſinn," ſagte er, „ich muß wohl ſehr gern in Ihrer Geſellſchaft ſeyn, um, wie ich gethan habe, vergeſſen zu können, daß mein Wagen ſchon ſeit zwey Stunden mich erwartet, nach Verſailles zu fahren." Man weiß übrigens nicht, wer dieſer ſonderbare Mann iſt; er wird für einen Portugieſen gehalten, er hat tauſend Talente, die nicht leicht in einem Manne zuſammentreffen; er ſpielt ausnehmend ſchön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder ſechs Inſtrumente zugleich zu hören.

Er ſpricht viel, ſehr gut, und thut an alle, die

er anredet, so schicklich angebrachte Fragen, daß sie dieselben in Verwunderung setzen. Er zeigte mir in einer Art von Stammbuch, worin mehrere Unterschriften berühmter Männer waren, zwey lateinische Worte von meinem Großvater Caspar Friedrich, der im Jahr 1686 starb, mit seinem gemahltem Familien-Wappen und folgender Unterschrift: Ligna mea calamus scribae velociter scribentis Psalm 44. V. 2. Die Tinte und das Papier selbst, die sehr bräunlich und verloschen waren, schienen wir alt zu seyn; das Datum ist von 1678. Ein anderer Denkspruch, angeblich geschrieben von Michael Montaigne, im Jahre 1550, ist dieser: „Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legte, daß er nicht wenigstens zehnmahl in seinem Leben den Galgen verdiente; selbst solche welche zu strafen und zu Grunde zu richten, ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.

Ich schließe aus alle diesem, daß es eben so leicht ist, zwey Schriften sich ähnlich zu machen, als es leicht ist, zwey sich vollkommen gleichende Menschen aufzutreiben. Der Herr Le Vayer führt Beyspiele an, die uns glauben machen sollten, als wäre eine Zeit gewesen, wo es ein Verdienst war, Handschriften nachmahlen zu können. —

Den beyden Inschriften, von welchen die Rede ist, zu Folge, sollte man dem Alter des Marquis fast Glauben beymessen, wenn die Natur des Menschen nicht für das Gegentheil bewiese. Bey allen Epochen, die er anführt, ist man selten im Stande, ihn eines Irrthums beschuldigen zu können. Er führt sehr weit entfernte Data an, und bejahet nichts mit eingebildetem Uebermuth. Er ist ein seltener Mann, der unsere Bewunderung erweckt, und — was das größte Vergnügen macht — Stich hält. Er verbindet die Ueberredungskunst mit einem critischen Geiste, und

mit einer nicht alltäglichen Gelehrſamkeit, und einem ausgebreiteten, obgleich localen Gedächtniß.

St. Germain ſagt, er habe dem Inſectenbändiger Wildmann das Geheimniß gelehrt, die Bienen zahm *), und die Schlangen auf die Muſik und den Gang aufmerkſam zu machen. Der eine ſowohl als der andere Artikel, wenn ſie mit ſicheren Factis unterſtützt ſind, geben der Sonderbarkeit des Marquis keinen andern Glanz als den, welchen die Neuheit der Sache verſchafft; ein Vortheil, den er oft andern angenommenen vorzieht. Ich habe einen ſehr intereſſanten Brief abgeſchrieben, den er mir von Mantua aus im Jahre 1773 zuſchrieb.

„Ich ſah ihn (Wildmann) im Haag (ſagt Herr von Belmar) als ich daſelbſt angehalten wurde; ich beſtand darauf, man ſollte mich, ehe ich meinen Degen abgäbe, mit dem Herrn d'Affry, franzöſiſchen Geſandten bey den General-Staaten ſprechen laſſen. Man führte mich in Geſellſchaft des Offiziers, der den Auftrag hatte, auf meine Perſon Acht zu haben, in meinen Wagen dahin. Der Herr Geſandte empfing mich ſo, als wenn er ſich wunderte, mich zu ſehen; bald darauf aber hieß er meinen Wächter ſich zu entfernen, und vor allen Dingen die Herren Bürgermeiſter zu benachrichtigen, daß ich des Schutzes des Königs genöſſe, und folglich während meines Aufenhaltes in Holland mich der Protection Sr. Majeſtät zu getröſten hätte. Ich glaubte eben, dieſem Offizier einen Diamant von dem ſchönſten Waſſer und

*) Er trug ſie mit und an ſich herum auf allen ſeinen weiten Wegen. Gallerie menſchlicher Schickſale. S. 264. auf der Weſtküſte von Africa ſah der Reiſende Bruce einen gleichen Mann, der ſich den Bienenkönig nannte. Dieſem ganz von Bienen bedekten Manne folgten alle Schwärme nach, wie Schafe ihrem Hirten. Labat nouvelle relation d'Afrique, Paris 1728.

einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er ſchlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten noch mein Anhalten fruchten wollte, zerſchlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die ſich zerſtreueten, und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflaſen. Der Verluſt dieſes Diamants, welcher in Braſilien und im Reiche des Mogols für einen ſolchen gehalten worden, war mir indeſſen doch nicht gleichgültig, um ſo viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekoſtet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchſtſeligen Kaiſers, (ſeine erhabenen Eigenſchaften, und der Schutz, den er den Künſten gönnte, machen ihn unſterblich) hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürſt I*** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor 6 Jahren, mit 5,500 Louisd'or. Er hat ihn, ſeit der Zeit, an einen reichen Narren mit 1000 Ducaten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr ſeyn, ſagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen auf den Ankauf eines Diamants zu verwenden."

„Der dem Schickſal ſich überlaſſende Menſch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunſtſachen einen gewiſſen Schwung, welcher ſonſt den Artiſten allein eigen iſt. — Ein *** ein Marquis Rouelle ꝛc. urtheilen vom Dreyfuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil ſie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengeſetzt ſind. Laßt alle dieſe Herren (denn es giebt eine ganze Heerde) mehr die Menſchen als die Bücher ſtudieren, ſo werden ſie Geheimniße entdecken, die nicht in der goldenen Kette Homers nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. ſ. f. zu finden ſind. Wichtige Entdeckungen zeigen ſich nur dem Reiſenden. — Meine Kunſt, Steine zu ſchmelzen, habe ich meiner zweyter Reiſe nach Indien, die ich im Jahr 1755 mit dem Oberſten Clive, der unter dem Vice-

Admiral Watſon ſtand, gethan habe, zu danken. Auf meiner erſten Ausflucht hatte ich nur ſehr geringe Einſichten in dieſes wunderbare Geheimniß, wovon die Rede iſt, erhalten: alle meine Verſuche, die ich zu Wien, Paris, London angeſtellt habe, ſind nichts als Probeſtücke; das groſe Werk war dem Zeitpunkt, den ich angegeben habe, aufgehoben."

Die Notizie del mondo, Giulio 1770 geben mir den Herrn v. St. Germain zum Reiſegefährten nach Africa, zu einer Zeit da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno ſchrieb, daß er geſonnen ſey, nach Wien zu reiſen, dem Fürſten Ferdinand Lobkowitz wieder zu ſehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe.

So weit Graf Lamberg. — Ein anderer (welcher des Grafen Nachrichten wörtlich benuzte), ſezte hinzu:

Ungeachtet aller ſeiner Talente und Geiſtesgaben, verließ dieſen Wundermann ſein Hang zum Wunderbaren nie, und er wußte davon gar klüglich Nuzen zu ziehen, denn ſeine ſogenannten Arcana verkaufte er ſehr theuer. Uebrigens wurde er Stifter geheimer Geſellſchaften, und initiirte mit vielem Gepränge und Aufwand. Selbſt den bekannten Abenteurer Caglioſtro ſoll er in einen ſolchen myſtiſchen Iſis-Orden aufgenommen haben, und man muß geſtehen, daß (die Gelehrſamkeit ausgenommen) St. Germain an ihm ein, ſeinen geheimen Abſichten vollkommen entſprechendes Mitglied fand.

Als ein Augenzeuge ſpricht ferner der Baron von Gleichen, Geſandter des Königs von Dänemark an verſchiedenen Höfen, in ſeinen handſchriftlichen Mémoires depuis 1760 — 1771 und erzählt von unſerm Wundermanne:

„Als ich 1759 auf meiner Rückreiſe nach Paris kam, beſuchte ich die Wittwe des Chevalier Lambert,, die ich früher gekannt habe. Kaum war ich bey ihr, als

ein Mann ins Zimmer trat, von mittlerer Größe und ſtarkem Körperbau. Er war wirklich mit ausgezeichneter Pracht gekleidet. Ganz ungenirt warf er Hut und Degen aufs Bett der Dame des Hauſes, ſetzte ſich auf einen Armſeſſel ans Camin, und unterbrach den, welcher eben ſprach: Sie wiſſen nicht, was ſie reden. Ich allein kann mit Sachkenntniß über dieſen Gegenſtand ſprechen, denn ich habe ihn aus dem Grunde ſtudiert und erſchöpft, gleich der Tonkunſt, die ich wieder aufgab, nachdem ich Alles darin leiſtete, was zu leiſten möglich war. Ich fragte meinen Nachbar: wer der Mann ſey? und erfuhr, es ſey der famöſe Marquis St. Germain, ein Mann im Beſitz der ſeltenſten Geheimniße, dem der König einige Zimmer in Chamfort eingeräumt habe, der in Verſailles ganze Abende bey dem Könige und der Madame Pompadour zubringe, und den, wenn er nach Paris komme die ganze Welt aufſuche.

Auf den folgenden Tag wurde ich von Madame Lambert zum Mittageſſen eingeladen, wo ich, wie ſie mit ſehr bedeutender Miene ſagte, den Marquis St. Germain treffen würde, der im Vorbeygehen geſagt, einer ihrer Töchter den Hof machte. Wir kommen über Tiſche auf Gemählde zu ſprechen, die ich in Italien geſehen hatte, und meine Bemerkungen fanden Gnade bey dem Herrn Marquis. Er ſagte: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, und Sie verdienen es, daß ich nach Tiſche Ihnen ein Dutzend Gemählde zeige, dergleichen Sie in Italien gewiß nirgends werden geſehen haben.“ Er hielt Wort, und in der That, die Stücke, welche er mir zeigte, trugen alle einen Charakter von Vortrefflichkeit und Sonderbarkeit an ſich, wodurch ſie ungleich merkwürdiger wurden, als viele Stücke vom erſten Rang. Auch zeigte er mir eine Menge von ſchönen Edelſteinen, und vorzüglich farbige Diamanten von vorzüglicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feen-

reiche zu ſehen. Unter ander fand ſich darunter ein Opal von rieſenhafter Größe und ein weißer Saphir, ſo groß wie ein Ey, deſſen Glanz allen den andern Steinen, die ich ihm zur Vergleichung an die Seite legte, übertraf. Ich darf mich rühmen, in Kenntniß der Juwelen nicht unerfahren zu ſeyn, und kann verſichern, daß das Auge keine Urſache fand, die Feinheit dieſer Steine in Zweifel zu ziehen, um ſo mehr, da ſie nicht gefaßt waren.

Ich blieb bis Mitternacht bey ihm, und verließ ihn als ſein erklärter Anhänger. Während 6 Monathen blieb ich ſein treuer und folgſamer Jünger, ohne etwas Anderes in ſeinem Umgange zu lernen, als die Manier und die Seltſamkeiten ſeines Charlatanism. Das Talent, die Neugierde aufzuregen, und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, beſaß wohl nie Jemand in ſolchem Grade. Seine wunderbaren Erzählungen wußte er jedesmal der Empfänglichkeit des Zuhörers anzupaſſen, und nach Maßgabe derſelben zu verbrämen; war es ein Schafskopf, dem er eine Begebenheit aus Carls V. Zeit erzählte, ſo erklärte er ohne Umſchweif: er ſey dabey zugegen geweſen; hatte er einen minder leichtgläubigen Menſchen vor ſich, ſo ſäumte er nicht die geringfügigſten Umſtände, die Mienen und Geberden der Einredner, bis auf das Zimmer und den Platz eines Jeden, mit ſolchem Detail und ſo lebhaft auszumahlen, daß man in der That glauben mußte, einen Menſchen zu hören, der bey dem Vorfalle zugegen war. Bisweilen, wenn er Franz I. oder Heinrich VI. ſprechen ließ, ſpielte er den Zerſtreuten, indem er ſagte: der König wandte ſich gegen mich .... aber ſchnell verſchlukte er das mich, und vertauſchte es, mit der Eile eines Menſchen, der ſich vergaß, gegen den Namen einer andern Perſon.

Von der Geſchichte hatte er eine Menge kleiner Umſtände genau inne, und wußte viele Begebenheiten und hiſtoriſche Vorgänge ſo natürlich zu ſchildern,

daß kein Augenzeuge ganz neuer Vorfälle dieſe mit ſolcher Lebhaftigkeit erzählen konnte, wie er Dinge erzählte, welche ſich vor Jahrhunderten zugetragen hatten. „Die Pariſer Schafköpfe," ſagte er zu mir, „glauben ich ſey fünfhundert Jahre alt, und ich beſtärke ſie in dieſer Meinung, weil ich ſehe, daß ſie ihnen ſo viel Vergnügen macht; nicht, daß ich nicht wirklich viel älter ſey, als man nach meinen Ausſehen denken ſollte. — Denn er wünſchte, auch ich möchte mich bis zu einem gewiſſen Grad zum Narren halten laſſen. Die Thorheit der Pariſer blieb aber nicht dabey ſtehen, ihn einige hundert Jahre alt zu glauben; ſie ging ſo weit, ihn zu einem Zeitgenoſſen des Heilands zu machen.

Es lebte in Paris ein Spaßvogel, der Mylord Gower hieß, weil er die Engländer vortrefflich nachzumachen verſtand. Man hatte ihn während des ſiebenjährigen Kriegs als Spion bey der brittiſchen Armee gebraucht, und jetzt bedienten ſich die Hofleute ſeiner zu allerley Nachäffungen und Myſtificationen. Dieſen Mylord Gower führten andere Spaßmacher unter dem Namen des Herrn von St. Germain ins Marais-Quartier von Paris, um die Neugier ſeiner Damen und Maulaffen zu befriedigen. Der falſche Abenteurer ſpielte ſeine Rolle Anfangs mit mäßiger Uebertreibung; als er aber ſah, daß hier Alles eine bewundernde Aufnahme fand, ſtieg er von einem Jahrhundert zum andern bis zu Chriſtus herauf, von dem er mit einer großen Vertraulichkeit, als wäre er ſein Freund geweſen, ſprach.

Dieſe ungeräumte, in Paris jedoch ziemlich ernſt nacherzählte, Poſſe verſchaffte dem Herrn v. St. Germain, den Ruf, eine Arzney zu beſitzen, durch die man ſich verjüngen und unſterblich werden könne; wovon dann hinwieder die närriſche Erzählung von der alten Kammerfrau entſtand, deren Herrſchaft eine Flaſche des Göttergetränks beſaß. Die alte Kammer-

zofe entdeckte den Schatz, und nahm davon so viel Schlücke zu sich, daß sie zuletzt ganz jung, und wieder ein kleines Kind ward.

Ob nun gleich alle diese Mährchen, und noch andere, über das Alter des Herrn von St. Germain verbreitete Sagen bey vernünftigen Leuten weder Glauben noch Aufmerksamkeit verdienen, so ist dennoch wahr, daß die Zusammstellung dessen, was mir von glaubwürdigen Personen über die Ausdauer und beynahe unglaubliche Erhaltung seiner Gestalt, versichert ward, ans Wunderbare gränzt. Rameau sowohl als eine alte Verwandte eines französischen Bothschafters in Venedig bezeugten mir, sie hätten den Herrn von St. Germain ihm Jahre 1710 gekannt, wo er das Aussehen eines Mannes von 50 Jahren hatte. Im Jahr 1759 sah er einem Sechziger gleich; damals erneuerte Herr Morin, welcher nachher mein Gesandschafts-Secretär ward, und für dessen Wahrhaftigkeit ich gut stehe, seine früher im Jahr 1735, während einer Reise durch Holland, gemachte Bekanntschaft desselben in meinem Hause, und wunderte sich außerordentlich, ihn kaum um ein Jahr gealtert zu finden. Alle Personen, die ihn seither bis an seinen, wo ich nicht irre, zu Schleswig im Jahre 1780 erfolgten Tod sahen, und die ich den Anlaß hatte, über sein Aussehen und vermuthliches Alter zu befragen, antwortete mir, er sey ihnen als ein wohl erhaltener Sechziger vorgekommen."

Tassos Handschrift auf der Wiener Hofbibliothek.

Es ist bekannt, daß die kais. königl. Hofbibliothek in Wien unter ihren zahlreichen Schätzen auch Tassos eigenhändigen Codex seines Gedichtes: Geru-

salemme conquistata, besitzt; darum dürfte es zwiefach willkommen seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Der große Dichter seufzte im St. Annen-Hospitale, dem Irrenhause von Ferrara, wohin des Herzogs Alphons II. Ausspruch ihn getrieben, als das „Befreyte Jerusalem" öffentlich erschien. Nach sechs Jahren (1586) stieg der Unglückliche, durch die freundschaftlichen Bemühungen des Prinzen Gonzaga befreyt wieder ins Leben hinaus, aber mit tief gebeugter Seele, und erschöpfter Körperkraft. In solch jammervollem Zustand irrte der Sänger des befreyten Jerusalems in seinem Vaterlande unstät umher, und kam auf dieser kläglichen Wanderung unter andern nach Mantua, Bergamo und Neapel. Im Innersten mit Welt und Menschen entzweyt, war er es auch mit sich selbst und seinen eigenen poetischen Schöpfungen, dergestalt, daß er sich offen gegen den Werth derselben erklärte, und Veränderungen daran vornahm, die solchen bey einer zerrütteten Seelen- und Geistesverfassung nur eher verringern konnten. Am unzufriedensten war der Erbarmenswerthe mit seinem Gerusalemme liberata. Er hielt dieses ihn verewigende Heldengedicht in Ansehung der Einheit für mißlungen, und arbeitete es um, mit dem Titel: Gerusalemme conquistata (das eroberte Jerusalem). Das Resultat konnte nicht glücklich seyn, denn Einheit, und Gleichgewicht waren aus des Sängers eigenem Wesen gewichen. Die Umschmelzung ist daher leider mehr geeignet, den Ruhm des Dichters zu schmälern, als zu erhöhen.

Hören wir, wie sich der gelehrte Kunstrichter Bouterweck in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften hierüber äußert: „Die Umarbeitung unter dem Titel: Das eroberte Jerusalem, hat außer dem Dichter selbst fast keinen einzigen Freund gefunden. Es ist die Arbeit eines Hypochondristen, der aus

Mißmuth, und Kränklichkeit den Geſchmack an ſeiner eigenen Begeiſterung verlohren hatte. Mit kalter Beredſamkeit wollte er Fehler verbeſſern, die in die Vorzüge ſeines Gedichtes ſo eingewebt waren, daß er jene nicht aufheben konnte, ohne dieſe zu entſtellen. Die Compoſition gewann durch dieſe critiſche Arbeit hier und da; aber Styl und Ausdruck verloren überall; und was abgeſchnitten wurde, blieb unerſetzt, ſo viel Zuſätze auch der künſtelnde Dichter ſeiner Erfindung anheftete. Das eroberte Jeruſalem hat vier Geſänge mehr als das befreyete. Der ſchöne Rinald iſt, um nicht mit ſeinem Namensverwandten beym Arioſt verwechſelt zu werden, umgetauft, er heißt Richard. Die Epiſode von Olynt und Sophron iſt weggeſtrichen. Die Aufzählung aller übrigen Veränderungen, die das Ganze in der Anordnung und Ausführung erleiden mußte, würde hier zu ſpeziell ſeyn."

Dieſes Gerusalemme conquistata, von Taſſo's eigener Hand geſchrieben, iſt im Beſitz der Wiener Hofbibliothek, wo es mit gewohnter Hoſpitalität gezeigt, und von einem der vielen kenntnißreichen Aufſeher mit Zuvorkommenheit beſprochen wird. Das Manuſcript beginnt erſt mit der dreyßigſten Stanze des zweyten Geſanges. Auf der innern Seite des rothſammtnen Einbands iſt von fremder Hand geſchrieben: „Donato alla libraria di S. Apostoli dal Sigr. Scipione Palverino al Mese di Agosto 1623." Da der Dichter 1595 in eine gerechtere Welt hinüber ſchlummerte, ſo geht hervor, daß dieſes Geſchenk 28 Jahre darnach gemacht wurde. Das Manuſcript, in klein Folio, iſt auf Papier, und gehört unter die leſerlichern jener Zeit. Höchſt merkwürdig, beſonders in pſychologiſcher Hinſicht, erſcheinen die vielen nachträglichen Verbeſſerungen, und Abänderungen, gleichfalls von Taſſos Hand, welche nicht nur einzelne Wörter, ſondern manchmahl ganze Verſe betreffen. Auf welche Weiſe dieſer koſtbare Codex in

die k. k. Hofbibliothek gelangt ist, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; man vermuthet, es sey durch Metastasio geschehen. *)

Wer würde diese ehrwürdige Reliquie, und ihre theuren Schriftzüge wohl betrachten können, ohne, von innerster Wehmuth ergriffen, den Manen des unglücklichen geopferten Sängers eine Thräne zu weihen!

Wie Pharao mit den Seinigen im rothen Meere umgekommen.

Ueber diese Begebenheit ist zwar schon so Manches erforscht, und erzählt worden; doch wird immer höchst ansprechend, und beachtenswerth bleiben, was darüber ein persisches Geschichtsbuch unter dem Titel: Tavich Musawi (nähmlich Geschichte Moses) berichtet. Es wurde um das Jahr 1486 (christl. Zeitrechnung) von Moham. Moinoddin aus Herat im Original, herausgegeben, späterhin ins Englische, und darauf von dem gelehrten Dr. G. W. Lorsbach ins Deutsche übertragen. Es heißt darin:

Man erzählet, daß am Morgen des 9ten Moharram's als der Vortrab vom Heer der Sonne im Osten erschienen und das Gezelt des Lichts mit seinen goldenen Stricken an den Enden der Erde sichtbar geworden war, die Aegypter aus dem Schlafe erwacht, und, da sie keine Israeliten mehr fanden, von ihrer List überzeugt worden seyen. Der Verlust ihrer Kostbarkeiten (die sie denselben geliehen hatten) machte sie fast rasend, sie liefen zu Pharao's Pa-

*) Man möge diese Notiz auch mit Herrn von Leons sehr brauchbarer „Beschreibung der Hofbibliothek" vergleichen, die wir in diesem Augenblicke nicht bey Handen haben.

laſt und brachen in laute Klagen aus. Pharao befahl ſeiner Armee, ſich ſogleich zu verſammeln, um die Entflohenen augenblicklich zu verfolgen: weil aber in der verfloſſenen Nacht in ganz Egyptenland ſo viele Jungfrauen und Hausſitzerinnen umgekommen (in die Hölle gefahren) waren, ſo mußte er ſein Vorhaben aufſchieben. — Im Buche Arais wird die Summe der umgekommenen Jungfrauen zu 70,000 angegeben.

Am Morgen des 10ten Moharram's, des Unglücktages der Feinde (Gottes), rückte Pharao mit einem ſtarken Heere aus, um die Iſraeliten ſchleunigſt zu verfolgen. Haman führte den Vorderzug, der König ſelbſt den Hinterzug. Man ſagt die Anzahl aller Bewaffneten habe eine Million, und ſieben hunderttauſend Mann betragen. Sie folgten den Iſraeliten auf dem Fuße nach bis zum Meere.

Als ſechs Stunden vom Tage verfloſſen waren, waren beyde Heere nahe beyeinander. Die Iſraeliten erblickten die Aegypter, ſchrien den Moſes ſo an: „Prophet Gottes, wir ſind vom Verderben erreicht! Was ſollen wir wählen? das, was du vor uns geſtellet, oder das, was du hinter uns herangeführt haſt? Hinter uns ſind blitzende Schwerter und vor uns die tiefe See. Schau her und ſey uns gnädig; denn wir ſind verloren.“ Moſes antwortete: „Fürchtet nicht, Gott wachet und wird uns ſchützen. Der Schöpfer hat uns Hülfe und Sieg verheißen und ſeine Verheißungen ſind wahrhaftig. Seyd nicht niedergeſchlagen; denn bald erſcheint die Freude. Gott ſchenkt die Erde, wem er will, von ſeinen Knechten, und Belohnung wird den Frommen zu Theil.“

Als Moſes am Ufer des Meeres angekommen war, ſah er, daß die Wellen vom Winde ſehr beweget wurden, und Joſua, Nun's Sohn, fragte ihn: Was befiehlſt du, Prophet Gottes? Er ſprach: der Herr gebiethet uns in das Meer zu gehen. Alsbald

ritt Josua hinein und das Wasser ging seinem Reitthier noch nicht über die Hufen. Als die andern ihm folgen wollten, flehte Moses den Heiligen eifrig an und dieser sprach: Schlage das Meer mit deinem Stabe. Damals war das Meer schon ungemein tief und vollkommen 4 Parasanzen breit. Moses bekam Befehl, es im Namen des Allgütigen anzureden, dann werde es gehorchen. Da schlug er's zum zweyten Male mit dem Stabe und sprach: Mit Gottes Erlaubniß befehle ich dir, o Meer, dich zurückzuziehen. Sogleich theilte es sich und das Wasser auf jeder Seite ward einem hohen Berge gleich. (Man lieset in den Ueberlieferungen von Mohammed Folgendes: Er sagte (einst zu seinen Anhängern): Ich will euch das Gebet anzeigen, dessen sich der Sprecher mit Gott (d. i. Moses) bey'm rothen Meere bediente, und es dadurch so theilte, daß er mit seinem ganzen Volke hindurchgehen konnte. Es lautete also: Ehre sey dir, o Gott! auf dich vertrauen wir, dich bitten wir um Hülfe; ja, um Hülfe bitten wir dich! Nirgends ist Kraft und Macht zu finden, als bey Gott, dem Hohen, dem Großen!) — (Durch eben dieses Gebet erlangte Mohammed den Sieg in der Schlacht bey Bedr).

Als Moses dieses Gebet ausgesprochen hatte, schlug er das Meer mit dem Stabe und sogleich entstanden 12 Straßen; die Wasserquellen sprangen senkrecht in die Luft und standen da, wie so viele Schwibbogen. Und so, nachdem der Westwind der Barmherzigkeit eine Zeitlang gewehet und die Sonne der Gnade geschienen hatte, war der Meeresboden trocken und Dünste stiegen aus ihm auf. Von den 12 Stämmen ging nun ein jeder seine eigene Straße, und jeder ward besorgt und ängstlich, weil er den andern nicht sah. Diese Besorgniß hörte auch nicht eher auf, bis Moses den Höchsten deswegen anrief. Gott befahl ihm, den Stab wieder auszustrecken; er that es, und die Wasserberge, die vorher, nach Gott,3

Geheiß, in der Luft ſchwebten, theilten ſich wiederum und ein Stamm erblickte den andern. Moſes blieb hinten, bis die Iſraeliten das Tiefſte des Meeres erreicht hatten; dann folgte er ihnen, nach der Anweiſung der Engel, Gabriel und Michael. Nach einem Marſch von 4 vollen aſtronomiſchen Stunden kamen die Iſraeliten aus dem furchtbaren Elemente heraus und langten wohlbehalten am ſichern Ufer an.

Als Pharao am Ufer ankam und den Zuſtand des Meeres erblickte, zitterte er übermäßig und war höchlich beſtürzt über die Gewalt des Allmächtigen und Allweiſen, der ſolche Wunder durch Moſes gethan hatte. Verſunken in der See des Nachdenkens und ungewiß, was er thun ſolle, beſchloß er bald nach Aegypten zurückzugehen, bald aber Moſes zu verfolgen. Endlich fragte er den unwürdigen Haman um Rath, und dieſer Verfluchte rieth ihm ernſtlich die Verfolgung fortzuſetzen, indem er ſagte: Du haſt dein Volk 400 Jahre lang beherrſcht und biſt zur größten Macht und göttlichen Hoheit gelangt. Es würde eine ewige Schande ſeyn, wenn, da Moſes und die Iſraeliten durch ihre Zaubereien das Meer ſicher durchwandert haben, du zurück gingſt, und in deinem übrigen Leben mit Hohn und Schimpf bedeckt würdeſt. Glaube mir, nur aus Scheu vor dir ſtehet das Waſſer ſo, deine Furchtbarkeit macht, daß die See zurückweicht. Zeige dich, laß uns ſchnell durchſetzen, und uns an den Iſraeliten rächen.

Pharao, getäuſcht durch die verführeriſche Rede des ſtolzen Mannes und durch die Schmeicheleyen des verworfenen Sünders, verließ den Pfad des Rechts, und ſpornte ſein Roß geſchwind in das Meer. Als die hinterſten Iſraeliten (ſo erzählt man) das Meer zurückgelegt hatten, kam Pharaos Vorderzug hinein. Moſes beſorgte, das Meer würde wieder in ſein n vorigen Stand kommen, und die Aegypter am Fortrücken hindern: aber eine Offenbarung belehrte ihn,

daß das ganze, ungehorſame, und ſtolze Heer der Ungläubigen zur Vertilgung beſtimmt ſey. Pharao trieb (wie geſagt) ſein Roß in's Meer, aber es ſtutzte, und ſprang zurück; da kam der Engel Gabriel, einen großen, ſchwarzen Turban auf dem Haupte habend, auf ſeiner Stute zum Vorſchein, und ſprengte in's Meer. Pharaos Roß witterte dieſelbe, und folgte ihr nach, und ihm folgte das ganze Heer. Die welche etwa zurückblieben, peitſchte Michael, der hinter ihnen herzog, fort und ließ Niemand zurückkehren. Die vorderſten Züge der Aegypter hatten das Ufer eben erreicht, da trat die Fluth ein, und, nach dem Willen des glorwürdigen, hohen Gottes, vereinigten ſich die getheilten Waſſermaſſen wieder, und alle hartnäckigen Empörer wurden vertilgt. Das Waſſer, das ſie bedecken ſollte, bedeckte ſie, denn Pharao, der vom rechten Weg abgewichen war, hatte auch ſein Volk irregeführt.

Ankündigung eines Stiergefechtes in Madrid, vom 27. Jänner 1822.

Unter obigem Datum ſollte zu Madrid ein Stiergefecht gehalten werden. Das betreffende Anſchlagzettel iſt ſo characteriſtiſch, daß es wirklich der Mühe werth iſt, es bekannter zu machen. Es folgt hier wörtlich treu überſetzt, mit der Bemerkung, daß in dieſer Art Publicationen in der Regel kein großer Unterſchied Statt findet, wenigſtens der allgemeinen Form nach.

„Der König, den Gott erhalte, hat Sonntag den 27. Jänner im Jahr 1822, wenn das Wetter es erlaubt, zum zweyten Stiergefechte beſtimmt. Der Herr oberſte politiſche Chef von Madrid und deſſen Provinz, Präſident des Raths dieſer heldenmüthigen Stadt wird den Vorſitz dabey haben.

Den Anfang machen 6 ſtarke Kampfſtiere, die von einem glänzenden Haufen Fußvolk unter Aufſicht von Roque Miranda angeführt werden. Dann kommen 4 Reiter mit ihren Lanzen, reich gekleidet in engliſcher Tracht. Die grüßen den Magiſtrat und rüſten ſich, einen berühmten Stier zu bekämpfen, der auf dem Platz entfeſſelt wird. Die Kämpfer thun, als wären ſie Wanderer, die auf ihrem Wege von einem wilden Thier angefallen würden, gegen das ſie ſich zu vertheidigen ſuchen durch das Feuer und die Schnelligkeit ihrer Pferde und mit ihren Lanzen mit der Heiterkeit und Geiſteskraft, die ſie auszeichnet. Dieſer Kampf dauert, ſo lange der Magiſtrat will — Ferner kämpfen 2 Stiere mit türkiſch blauen Deviſen aus der berühmten Zucht des D. Juan A. F. Chirato, aus der Gegend von Colmenar viego, welche von Chriſt. Ortiz und Juan Marcheno geſtochen werden, von dem Fußhaufen unter Aufſicht des Roque Miranda werden ſie bekämpft. Das wird mit dem Muth und der Gewandtheit geſchehen, die Miranda bey den frühern Kämpfen in dieſer Stadt gezeigt hat. Dann werden 8 ſtarke Stiere aus Don Antonio Gutierrez Heerde, ausgewählte, auf dieſem Platz noch nie geſehene Thier losgelaſſen, damit ſich die gewandten muthigen Liebhaber an dem Kampf unterhalten. Auf die Stiere die Tücher zu werfen, ſteht ihnen frey; nur Greiſen und Knaben iſt dieſes bey Strafe von 50 Ducaten unterſagt. Nach dem Stiergefecht gibt der berühmte Feuerwerker Don Ramor Zamora ein herrliches Feuerwerk.

Auf Befehl der Regierung benachrichtigt man das Publicum, daß Niemand einen Stock, Knittel oder ſonſtige Waffen tragen darf, damit Thier und Menſchen nicht beläſtigt werden. Wer ſich an den Schwanz eines Thieres hängt, bezahlt 20 Ducaten Strafe. Verbothen iſt auch, daß Jemand mit Pfählen eintrete, Stücke von Orangen, Melonen, Steine

oder anderes Störende in den Platz werfe. Die Kämpfer zahlen dieſelbe Strafe. Eben ſo wird verordnet, daß Niemand in den Platz herab komme, bis der letzte Stier beſiegt iſt; noch darf auſſer den Kämpfern Jemand innerhalb der Schranken ſeyn, unter beſagter Strafe. Das Gefecht beginnt ſpäteſtens um 3 Uhr Abend."

Ob doch auch die bloß den Stiergefechten beſtimmte Zeitſchrift, eine Art Chronik, zu Stande gekommen, die vor ein Paar Jahren angekündigt worden? Es wurde damals in mehreren Blättern davon erzählt, und als Redacteur eine erlauchte Perſon genannt.

Verordnungen für die Fiſchhändler.

Bevor man zu Erzielung der Wohlfeilheit oder wenigſtens zur Hintanhaltung der Theuerung auf das jetzt allein ſeligmachende Princip der Concurrenz verfallen war, hatte man ſich verſchiedener, mit unter höchſt ſeltſamer Maßregeln bedient, um jenen Zweck zu erreichen. Zum Beyſpiel durften hier und da die zum Verkauf einmal in die Stadt gebrachten Artikel nicht unverkauft wieder weggeführet werden, wie ſolches in Betreff des Lebensmittel die Maximiliani-.he Marktordnung der Stadt Wien vorſchreibt, wobey jedoch der Bürgermeiſter Ausnahme geſtatten durfte. Es half aber nicht viel, weil die Landleute pfiffig genug waren, nur ſo viele Victualien nach der Stadt zu bringen, als ſie, abzuſetzen, berechnen konnten. Dadurch machten ſie den alten Preis beſtehen; ja ſie veranlaßten ſelbſt das Steigen deſſelben dadurch, daß ſie oft noch weniger Waaren zu Markte brachten, als nöthig geweſen wären, die Aſpiranten zu befriedigen, weßwegen denn jene Marktordnung wieder aufgehoben wurde.

Energiſcher, und durchgreifender war die Maßregel, mit welcher die Wiener Stadtordnung des Herzogs Albert II. vom Jahre 1340. gegen die unverſchämten Preiſe, und die noch immer nicht ganz in Abnahme gekommene Impertinenz der Fiſchhändler vorging. In dieſer Stadtsordnung lautet es wie folgt:

„Wand die viſcher, des füchouffens allermaiſt pflegent vnd man ſie dev nicht wol gepezzern mag, durch ihr geozzen veſtlichleichen, daß dahin viſcher, der grumeviſche vail hat, dahainen mantel, noch huet noch gugel, noch anders iht auf dem haupt habe. Sunder ſoll erſter mit plozzem haupt, an dem maecht, die weil er viſche vail hat, ſune vnd regen, ſumer vnd winter, darumb daß ſie ab dem maecht deſter bazeilen vnd ſwelichen viſch er aines maechtages vail hat, der zivelfphenning, oder twer wert iſt, und dem nicht verchauft, dem ſoller den zagel abſlahen. Swelich viſcher dev nicht entnet der ſoll dem richter geben fechtzig phening.“ *)

Wie geſchmeidig würden ſich unſre heutigen Fiſchhändler gebehrden, oder ſich wohl gar das übliche „Herr von“ bey ihrer Titulatur verbitten, falls ähnliche Pönfälle beſtünden, wenn übrigens bey der jetzigen Urbanität, mit der gegen derley Zünfte verfahren wird, daran zu denken wäre. Aehnliches gegen das Fiſchhändlervolk kommt auch in dem Lehnbriefe der Stadt Eſchwege vom Jahr 1553 vor, nähmlich: „auch daß ſie ein Recht haben, wer auf dem Markte zu Eſchewege Fiſche feil habe, und ſich bey die Fiſche ſetze, der habe die Fiſche verlohren, und die Fiſche gebühren ihnen, es were dann, daß ein Frow ſchwanger gienge, daß wir ihnen auch alſo leihen“ — Und iſt ſolcher Lehnbrief abgedruckt in Lederhoſes kleinen Schriften, Band V. Seite 289.

*) Rauch rerum Austriac. script. Vol. III. p. 56.

Aehnliche Statuten gegen die Fischhändler befunden übrigens schon in den ältesten Zeiten. Im alten Athen durften die Fische auf dem Markte nicht mit frischem Wasser versehen werden, wornach die Fischverkäufer gezwungen waren, billige Preise zu machen, weil sie Gefahr liefen, daß die Fische umkämen. Aristonicus ging noch weiter. Nicht nur daß die Fischhändler bey dem öffentlichen Verkauf ihrer Waare stehen mußten, befahl er sogar, daß sie auf eine möglichst schonende aber doch immer peinliche Weise hängen sollten.

Aus all diese Verfahren mag man ersehen, daß die Fischhändler schon von jeher sich eines schnöden Betragens und frecher Preise schuldig gemacht; und daß sie noch immer nicht aufgehört, das Publicum durch Grobheiten zu beleidigen, und durch Uibertheuerung zu brandschatzen, zeigen tägliche Beyspiele zur Genüge. Insonderheit hat Verf. zu P...h und O..n häufige Veranlassung gehabt, sich über diese Gilde zu ärgern.

Ein eigenhändiges Schreiben Carl des Großen an seine Gemahlinn Fastrada.

Es war lange Zeit eine berühmte Frage, ob Carl der Große habe schreiben können? Nach mancherley Mißverständnißen *) kam man endlich so ziemlich über das „Ja" der Beantwortung überein. Denn wenn die Kunde der Schrift in dem rohen und barbarischen Zeitalter dieses großen Mannes etwas ausserordentlich Seltnes war, und Carln in seiner Jugend nichts weiter gelehrt wurde als Reiten, Jagen und kriegerische

*) Weiteres findet sich in Hegewisch Regierungsgeschichte Carl des Großen S. 167.

Künſte, ſo iſt es auf der andern Seite doch erwieſen, daß er im reiferen Alter ſich ſelbſt bildete, und unter Andern die Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache eigen machte. Was inſonderheit ſeine Kunde des Schreibens betrifft, ſo hat Jeniſch in ſeiner gekrönten Preisſchrift: „Theorie der Lebensbeſchreibung ꝛc.“ ſie im Allgemeinen gründlich genug nachgewieſen, und im Anhang mit nachſtehendem, auch an ſich höchſt merkwürdigen Briefe Carls beurkundet, welcher aus Bouquets Recueil des hist. d. Gaules (V. 623) entlehnt iſt.

„Ad Fastradam Reginam conjugem de Victoria Avarica etc. Karolus, gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum, ac Patricius Romanorum, dilectae nobis et valde amabili conjugi nostrae Fastradae Reginae.“

Salutem amabilem tibi in Domino per hos apices mittere studuimus, et per te dulcissimis filiabus nostris, vel ceteris fidelibus nostris tecum manentibus. Scientem enim te facimus, quia gratias Deo sani et salvi sumus. Missus quidem delecti filii nostri Pipini, nomine ille, nobis nuntiavit de ejus sanitate ac domni Apostolici vel de salvatione confinium nostrorum illis partibus positorum: vnde valde laetificati exstitimus. Et insuper retulit nobis, qualiter illae sacrae quos prius de italia jussimus pergere partibus Avariae, in illa confinia residendum, pervenerunt infra fines ipsorum X Kalendas Septembris, et inierunt pugnam cum eis: et dedit eis Deus omnipontes pro sua misericordia victoriam: et multitudinem de ipsis Avaris interfecerent, in tantum vt dicunt, quod in multis diebus major strages de avaris facta non fuit. Et exspoliauerunt ipsum vallum, et sederunt ibidem ipsa nocte, vel in crastina vsque hora diei tertia. Et acceptis spoliis reversi

sunt in pace, et sentum quinquaginta de ipsis Avaris vivos comprehenderunt, vt nostra fiat jussio, qualtiter exende agere debeant. Fideles Dei ac nostri qui hoc egerunt fuerunt ille Episcopus, ille Dux et ille Comes. Ille Dux de Histria, vt dictum est nobis ibidem bene fecit cum suis hominibus. Vassi vero nostrie fuerunt illi. Nos autem, Domino adjuvante, tribus diebus Litaniam Fecimus id est Nonis Septembris, quod fuit Lunis die, incipientes, et Martis et Mercoris, Dei misericordiam deprecantes, vt nobis pacem et sanitatem et prosperum iter tribuere dignetur, et vt in sua misericordia et pietate nobis degutor et consiliator existat. Et a vino et carne ardinaverunt sacerdotes nostri, qui propter infirmitatem aut senectudinem aut juventudinem abstinere poterant, vt abstinuisent: et qui redimere voluiset, quod vinum licentiam habuiset, bibendi ipsis tribus diebus, ditiores et potentiores homines in vnaqua die solidum vnum dedissent: eleemosynam vero vnusquisque secundum propriam atque bonam voluntatem vel juxta possibilatem fecisset. Sic consideraverunt sacerdotis nostri, et nos omnes ita aptificavimus. Unde volumus, vt tu cum illis et illis vel caeteris fidelibus nostris considerare debeas, qualiter ipsae Litaniae ibidem facta fiant. Tu autem juxta quod tua infirmitas permittet, in tuo comittimus arbitrio. Et mirum nobis fuit, quia vester Missus nec epistola, postquam de Ragenisburgo ad nos non venit. Unde volumus, ut saepius nobis de tua sanitate, vel de aliut quot placuerit, significare debeas: Iterumque te salutamus multum in Domino.

Das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's.

Die Notice sur le caractére et les ecrits de Madame de Staël etc. par Madame Necker de Saussure zeichnet ſich eben ſowohl durch das hohe Intereſſe des Gegenſtandes, als durch den ergreifenden Reiz der Darſtellung aus. Die talentvolle Verfaſſerin entwickelt darin eine Fülle von Empfindungen, von neuen Anſichten, von ſcharfſinnigen Beobachtungen und den ganzen Zauber einer ſchönen Seele. Das friſche Leben und die echt weibliche Zartheit ihrer Sprache reißen den Leſer unwiderſtehlich dahin. Eine der anziehendſten Partieen dieſes Werkes iſt jene, wo ſie den Urſprung von Rocca's Verhältniß zu Frau von Staël, ſeine Entwicklung, die Verbindung dieſer beyden merkwürdigen Perſonen, und ihre endliche Trennung durch die unerbittlichen Parzen, ſchildert. Aus dieſen Stellen, welche ſo viele rührende Züge enthalten, ſeyen nachſtehende mitgetheilt:

Ein junger Mann von guter Abkunft erweckte lebhafte Theilnahme in Genf, da man viel von ſeiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und ſeine Jugend gegen ſeinen wankenden Gang, ſeine Bläſſe und ſeinen ſchwächlichen Zuſtand auffallend abſtach. Die Wunden, die er in Spanien erhalten, hatten ihn dem Tode nahe gebracht, und er war krank und ſiech geblieben. Ein Paar mitleidige Worte, die Frau von Staël zu dem Unglücklichen ſprach, machten eine wunderbare Wirkung auf ihn. Es war etwas ſo Himmliſches in ihrer Sprache, daß einſt Frau von Teſſé ſagte: „Wenn ich Königinn wäre, ſo würde ich Frau von Staël befehlen: immer mit mir zu ſprechen.“ Jene hinreißende Muſik weckte neues Leben in dem jungen Manne; ſein Kopf und Herz entflammten ſich, er überließ ſich unbegrenzten Wünſchen, und machte die größten Entwürfe. „Ich werde ſie ſo lieben.“ — ſprach er gleich Anfangs zu einem ſeiner Freunde —

„daß ſie mich endlich heirathen wird. Allerdings eine ſonderbare Aeußerung, die aus verſchiedenen Beweggründen hervorgehen konnte; aber ſeine Begeiſterung, ſeine beharrliche Ergebenheit zwingen zu ehrenvoller Auslegung.

Die Umſtände begünſtigten ſo hohe Anſprüche. Frau von Staël war ſehr unglücklich und des Unglücks müde, ihre Seele voll Schwungkraft wollte ſich aufrichten und wünſchte eine Hoffnung. Als nun in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenſchaft immer enger wurde, und finſtere Wolken von allen Seiten über ihrem Haupte zuſammen zogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erwachte das Glück in ihrem öden Herzen wie aus ſeiner Aſche, und der Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, ſchien noch erfüllt werden zu können. Man weiß, was eine ſolche Verbindung in ihren Augen war. Jene ſcherzenden Worte, die man von ihr angeführt hat: „Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!“ — dieſe Worte enthielten eine ernſtliche Meinung. Nie war der Gedanke, ſelbſt ein Band der Art zu knüpfen, ihr ganz fremd geworden. Wenn ſie von der Zuflucht ſprach, die ſie einſt in England zu finden hoffte, ſagte ſie zuweilen: „Ich bedarf der Zärtlichkeit, des Glückes und einer Stütze, und finde ich dort einen edlen Character, ſo werde ich meine Freyheit opfern.“ Der edle Character fand ſich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freylich eine angemeſſenere Wahl treffen können; aber es iſt ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt. —

Die neue Verbindung war jedoch ihr Glück. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca erkannt. Eine grenzenloſe Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung, ritterliche Geſinnungen, und was Frau von Staël immer gefiel: eine von Natur dichteriſche Sprache, Einbildungskraft, ſelbſt Talent — wie ſeine Schriften beweiſen — die Gabe des freundlichen Scherzes, ein

kunſtlos und überraſchend ſich entfaltender Geiſt, der ihren Geiſt weckte, und dem Leben Mannigfaltigkeit gab: das war es, was ſie bey ihm fand. Es wäre freylich beſſer geweſen, wenn ſie ihre Verbindung erklärt hätte; aber eine gewiſſe Furchtſamkeit, die ſie bey allem Muthe, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den ſie berühmt gemacht hatte, hielten ſie zurück; und nachher both ſie ihren ganzen Verſtand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage gewachſen zu ſeyn. Muß es geſagt werden: es wäre klüger erſchienen, wenn ſie ſich nicht in dieſe Lage verſetzt hätte? Muß es geſagt werden, daß Frau von Staël nicht in jedem Verhältniße ein Beyſpiel ſeyn kann? Sie ſelbſt würde dieß eingeſtanden haben; ſie hat es ihren Kindern geſagt, und deutet es auch in ihren Schriften an. — Doch man vergißt bey ihr die Bedingungen unſeres Weſens, vergißt: daß die menſchliche Geſellſchaft auf mittelmäßige Fähigkeiten gegründet iſt, daher denn auſſerordentliche Geiſtesgaben mit den Einrichtungen des Lebens einen Mißklang machen.

Die glückliche Unvorſichtigkeit, die ihr eigen war, wurde ihr während der Dauer dieſer Verbindung ſehr wohlthätig. Als ſie ſich den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen über Rocca's Geſundheitszuſtand überlaſſen hatte, glaubte ſie ſehr bald, daß ſein Leben nicht in Gefahr ſchwebe, und ſeine Leiden nur zufällig ſeyen. Es blieb ihr von ihrer Unruhe nichts zurück, als eine ſtete, und bey einer ſo lebhaften Frau gewiß merkwürdige Aufmerkſamkeit für Alles, was zu ſeiner Erhaltung nothwendig war. Ihr großer Geiſt war ganz dem Gedanken gewidmet: ihm nützlich zu ſeyn. Aber wer vermochte zu ſagen, was ſie in den bedenklichen Augenblicken ſeiner Krankheit litt! In Piſa wo er dem Tode nahe war, verglich ſie ſich ſelbſt mit dem Marſchall Ney, der zu jener Zeit in jedem Augenblicke ſein Urtheil erwartete. Mit einem Talente begabt, das ſie gegen keinen Schmerz ſchützte, und das durch

jeden Schmerz nur höheren Schwung erhielt, sagte sie späterhin, sie wolle ein Buch schreiben über das Thema: „Es gibt nur ein einziges Unglück im Leben: den Verlust eines geliebten Gegenstandes." Dieß Unglück aber ward dem beklagenswerthen Rocca: dieses bedrohte Leben, dieses schwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anschein nach so kräftigen Leben zur Stütze diente, war doch minder zerbrechlich, als sie selbst. Nicht lange aber hat er sie überlebt. Schmerz und Gleichgültigkeit für sein Daseyn entschieden bald sein Schikſal. Er starb unter dem schönen Himmel der Provence in den Armen seines Bruders.

Klägliches Schicksal grosser Gelehrten und Dichter.

Sagte eine französische Dame von dem eben so eruditen als linkischen Bentley: er wisse wohl recht gut in zwanzig Sprachen zu sagen, wie ein Sessel heiße, ohne zu verstehen, wie man sich darauf setze, so kann man gewiß von vielen neuern Bentleyanern sagen, daß, wenn sie das Wörtlein „Suppe" auch in 20 Sprachen zu nennen wissen, sie gleichwohl nicht im Stande seyen, sich einen Teller voll zu verschaffen, ohne sich zu der Pforte irgend eines hospitalen Kapuzinerklosters zu verfügen. Genug, ich selbst habe die Ehre und die Betrübniß, nicht eben aus der nächsten Umgebung, solche Wisser und Könner mit Leibnitzischen und Sonnenbergischen Köpfen, dabey streng moralischen Werthes, voll Fleiß und practischer Tugend, zu kennen, welche auf ein Mittagsmahl oder auf ein Paar Schuhsohlen anstehen. Von diesen Minervischen Blut- und Schweißzeugen aber will ich, wie gesagt, weislich schweigen, dafür jedoch einige

Belege aus den drey vergangenen Zeiten anführen, wie ſie mir, ohne Rückſicht auf chronologiſche Ordnung, gerade beyfallen.

Homer, angenommen, daß es einen gab, bettelte vor den (riegelloſen) Thüren um Brotkrumen; Plautus dreht Töpfe, um ſich Inhalt für den ſeinigen zu verſchaffen; Xilander, um ſo glücklich zu ſeyn, eine Portion Suppe zu erhaſchen, giebt ſeine claſſiſchen Anmerkungen zu Dion dafür hin, einſehend, daß es doch beſſer ſey, nicht zu verhungern, als claſſiſche Anmerkungen zu Dion zu beſitzen; Camoens verreckt im Spital wie ein Kaffer. In den kläglichſten Umſtänden, Bettelhelden, waren Caſtel Vetro (Commentator des Ariſtoteles), Cornelius Agrippa der Necromantiker, Bodin, welcher Montesquieu's Geiſt der Geſetze die Bahn gebrochen; Taſſo einſt eine Woche lang von einem geborgten Thaler lebend, wird vom Schickſal geohrfeigt, wohin er die Wange richtet; Paul Borghese, wiewohl fünfzehn Handwerke, worunter das des Poeten, verſtehend, entſchlief im Herrn eines gar ſanften Hungertodes; dem Cervantes erging es puncto oeconomiae nicht beſſer als ſeinem Helden; Milton, verbannt, iſt ohne Stütze; Buttler ſucht auch ſeine Aetzung vor den Thüren. Duchesne der Hiſtoriker, Baudoin, ſogar Mitglied der Akademie, Vaugelas der Linguiſt, Du Ryer, tragiſcher Dichter und trefflicher Uiberſezer des Coran, nagten am Hungertuch; Dryden verdingt ſich wie Seume bey einem Buchdrucker der aber kein Göſchen iſt; Otwey war ein Bettler, und einſt ſo hungrig, daß er ein zugeworfenes Stück Brot mit einer Haſt verſchlang, die ihm auf der Stelle den Tod brachte; Johnſon lebte wie er ſtarb, im Elend, nicht anders Goldſmith, als Gaſſenflötiſt Europa durchſtreifend und als Selbſtmörder endend. Rouſſeau ſchreibt muſikaliſche Noten ab, weil man ſeine philoſophiſchen Noten nicht verſteht. Gellert bekommt für ein Paar

ſehr gute Bände ein Paar ſehr gute Groſchen; Bürger, wiewohl äußerſt bürgerlich dichtend, bleibt ein armer Teufel, was gar ſelten bürgerlich iſt; Sonnenberg wird vergeſſen; ein anderes Genie, Schiller, ſtirbt arm, damit ſeine Witwe von der des einen Nachdruckers hundert ſchwere Ducaten annehme, und erſt nach dieſem von einem andern Nachdrucker zehn mahl hundert leichte Gulden nicht annehme, während deſſen Göthe, ſehr natürlich, nicht arm ſterben wird.

Solchergeſtalt erging es denen, an deren Namen wir nie ohne Bewunderung denken; erging es Leuten, mit deren Werken die Nationen ſich brüſten, ohne zugleich in Scham zu verſinken. Ich habe aus dem ungeheuern, überfluthenden Topf, in dem die Namen ſolcher Märtyrer beyſammen liegen, nur einen winzigen Spitzfingergriff gemacht. Es iſt hier nicht Raum genug. In meiner pragmatiſchen Geſchichte des Buchhandels wird ein ziemlich vollſtändiger Catalog von derley luminöſen Leuten zu finden ſeyn.

In das Biographiſche dieſer gefeyerten Namenträger will ich weiter nicht eingehen, alſo auch nicht nachweiſen, in wie ferne mancher ſein trübſelig Loos vielleicht auch verdient haben möge. Es würden ſich dabey wohl eben ſo überraſchende Aufſchlüſſe ergeben, als wenn man über den (pecuniären-nämlich, nicht über den geiſtigen) Wohlſtand manches andern Schriftſtellers Unterſuchungen anſtellte. Aber eine einzige Gloſſe will ich mir erlauben. Muß es, wenn man die Verkümmerung jener großen Männer betrachtet, nicht paradox erſcheinen, zu ſehen, wie auf der einen Seite alles Erdenkliche zur Vervollkommnung der Bildungsanſtalten aufgebothen wurde, um die Leute zum Studiren aufzumuntern, während auf der andern Seite dieſe aus- und überſtudirten Creaturen darben mußten? Wozu dieſe veredelten, kunſtreich ausgebildeten und geſteigerten Kräfte, wenn es an lohnenden Wirkungskreiſen gebricht? Wozu dieſe Hyperpopulation

von Gelehrten und Künstlern? Europa hatte noch vor kurzer Zeit eine Menge hoher Schulen, und kein einziges niederes Haus, wo diejenigen, welche aus ihnen hervorgegangen, vor dem Bettelstabe gerettet worden wären. Europa besitzt kein einziges Gymnasium, wo eine kleine heimliche Thüre in ein daneben unmittelbar angebautes Gelehrten-Versorgungshaus führte.

Merkwürdige Vision Königs Karl XI. von Schweden.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676 hatte der Schwedenkönig Karl XI. eine Vision, über die er das hier folgende Document selbst ausstellte. Es kam dieses um das Jahr 1760 öffentlich in Umlauf; der königliche Bibliothekar C. C. Gyonewell erhob jedoch gegen die Statthaftigkeit der Erzählung mancherley historische Zweifel. Wie dem auch seyn möge, so sey sie, ohne daß wir dem Urtheil unserer Leser vorgreifen wollen, hier buchstäblich treu mitgetheilt:

„Ich Karl der Eilfte, heute König in Schweder, war die Nacht zwischen dem 16. und 17. Dezember 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen auf das Fenster warf und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssale leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bielke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? Ich glaube, da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein Ew. Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand,

um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeſchreiblich ängſtlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich ſagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zuſtehen. Ja, ſagte der große, und geliebte Reichsdroſt Bielke, es iſt nichts anderes, als der Mond. In demſelben Augenblick kam der Reichsrath Bielke ein, um ſich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da dieſen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichsſaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillſchweigen einer kleinen Weile: nein, Gott ſey Lob! das iſt nichts; es iſt allein der Mondenſchein, der verurſacht, daß es ausſieht, als wäre im Reichsſaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es ausſah, als wären Menſchen da geweſen. Ich ſtand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenſter und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da ſagte ich; gute Herren, hier geht es nicht richtig zu. Ihr verlaſſet euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, ſich vor nichts in der Welt fürchten muß; ſo will ich nun dahin gehen, um zu erforſchen, was es ſeyn kann. Ich beſtellte da bey den Anweſenden, herunter zu gehen zum Wachtmeiſter, um ihn zu bitten, mit den Schlüſſeln herauf zu kommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geſchloſſenen, heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Guſtav Erichſons Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeiſter, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade, ihn damit zu verſchonen. Ich bat darauf den Reichsdroſt, aber auch er weigerte ſich deſſen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenſtierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuſchließen; aber er antwortete: Ich habe

einmal geſchworen, Leib und Blut für Ew. Majeſtät zu wagen, aber nie dieſe Thür aufzuſchließen. Nun begann ich ſelbſt beſtürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm ſelbſt die Schlüſſel und ſchloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und ſogar den Fußboden überall ſchwarz bekleidet fanden. Ich nebſt meiner ganzen Geſellſchaft waren ſehr zitterig. Wir gingen da zur Reichsſaal-Thüre. Ich befahl dem Wachtmeiſter wieder die Thüre zu öffnen; aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verſchonen; ich bat da die Anderen von der Geſellſchaft, aber ſie baten ſich Alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da ſelbſt die Schlüſſel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinſetzte, zog ich ihn aus Beſtürzung haſtig zurück. Ich ſtutzte ſo ein wenig, aber dann ſagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, ſo werden wir ſehen, wie es ſich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten Alle mit bebenden Worten: Ja."

„Wir gingen da hinein. Allzuſammen wurden wir eines großen Tiſches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; Alle hatten große Bücher vor ſich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite ſaß ein langer, ſchöner Herr von ungefähr 70 Jahren. Es war beſonders, daß der junge König mehrmals den Kopf ſchüttelte, da alle dieſe würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward ſtracks neben dem Tiſche Richtblock bei Richtblock und Henker gewahr, Alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo, daß das Blut längs dem Fußboden fortzuſtrömen anfing. Gott ſoll mein Zeuge ſeyn, daß mir mehr als bange war; ich ſah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf ſie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche

enthauptet wurden, waren meiſtentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tiſche in der Ecke eines Throns gewahr, der faſt umgeſtürzt war, und daneben einen Mann, der ausſah, als ſollte er Reichsvorſteher ſeyn; er war ungefähr 40 Jahr alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog und laut rief: Welche iſt des Herrn Stimme, die ich hören ſoll? Gott, wann ſoll dieß geſchehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann ſoll dieß geſchehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König ſchüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher ſchlugen. Ich rief wieder, ſtärker denn zuvor: o Gott, wann ſoll dieß geſchehen? ſo ſey denn, großer Gott, ſo gnädig, und ſage, wie man ſich dann verhalten ſoll. Da antwortete mir der junge König: nicht ſoll dieß geſchehen in deiner Zeit, ſondern in der Zeit des ſechſten Regenten nach dir, und er wird ſeyn von eben dem Alter und Geſtalt, wie du mich hier ſieheſt; und der, welcher hier ſteht, offenbaret, daß ſein Vormund ausſehen wird, wie dieſer, und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an ſeinem Fall ſeyn durch einige junge Edelleute: aber der Vormund, der unter ſeiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird ſich da ſeiner Sache annehmen, und ſie werden den Thron ſtärker befeſtigen: daß nie zuvor ein ſo großer König in Schweden geweſen und nie nachher kommen wird, als dieſer werden wird, und daß das Schwediſche Volk in ſeiner Zeit glücklich werden wird: und er wird ein ſeltenes Alter errreichen; er wird ſein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlaſſen. Aber ehe er ſich auf dem Throne befeſtigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im Schwediſchen Lande geweſen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm, als König im Schwedenlande, deine guten

Vermahnungen. — Und als er dieß geſagt, verſchwand Alles, und allein wir mit unſern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erſtaunen, wie Jedermann ſich vorſtellen kann, und als wir in das ſchwarze Zimmer kamen, war es auch weg und Alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich ſetzte ich mich, dieſe folgenden Vermahnungen zu ſchreiben in Briefen, ſo gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen verſiegelt, werden von König zu König erbrochen, geleſen und verſiegelt.) Und alles dieſes iſt wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, ſo wahr mir Gott helfen ſoll!"

Karl der Eilfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir Alles geſehen, wie Se. Königl. Majeſtät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unſerem leiblichen Eide, ſo wahr uns Gott helfen ſoll.

Karl Bielke, Reichsdroſt. U. W. Bielke, Reichsrath. A. Oxenſtierna, Reichsrath.

Peter Granslén,
Vice-Wachtmeiſter.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Zweyte Reihe.

Der große Maimonides.

Vielleicht hat keine Nation ſo vollgültige Urſache auf einen Gelehrten aus ihrem Schoße ſtolz zu ſeyn, als die der Juden auf den Maimonides (gebor. 1139 geſt. 1205). Dieſer auſſerordentliche Mann war und bleibt gleich hochberühmt als Philoſoph, als Arzt,

Linguiſt, Archäolog, Theolog und Critiker. Ein unvergängliches Denkmahl ſeines durchdringenden Scharfſinnes ſoll ſein Verſuch ſeyn, die Lehren des alten Teſtaments mit Vernunftgründen zu verbinden. Dieſe Schrift hat den Titel: Mareh Nerahim (Wegweiſer der Verwirrten). Maimonides hat ſie arabiſch entworfen; eine lateiniſche Ueberſetzung beſitzt man von dem fleißigen Buxtorf. Seine zahlreichen bibliſchen, anderweitigen theologiſchen, mediciniſchen und übrigen größeren Werke, ſeine Briefe und Tractate, von denen die meiſten claſſiſch ſind, machen, daß die Juden ihn nach dem Moſes für das größte Genie halten. Von den Weiſeſten, Beſten und Gelehrteſten dieſer kraftvollen und geiſtreichen Nation hört man den Maimonides den wahrhaften Meiſter nennen, den Ruhm des Morgenlandes, wohl auch den großen Adler. Und gleichwohl hat der nähmliche Maimonides, wie es ſcheint, kein öffentliches Denkmahl. Dieſer Umſtand iſt vielleicht edel und groß zu deuten; aber auch an einer würdigen Biographie mangelt es.

Schnitzer.

Denis hat in ſeinen höchſt wohlſchmeckenden Leſefrüchten unter dem Titel: Schnitzer, mehrere ſolcher Verſehen aufgeführt. Schade, daß er nicht auch den anmerkt, deſſen Gegenſtand ein Werk von ihm ſelbſt iſt, nähmlich ſeine Bücherkunde.

Er befindet ſich in den Nov. lettere di Firenze 1718. S. 283, wo ſich ein nicht unberühmter florentiniſcher Critiker alſo heraus läßt: Si sa dal testimonio di Dionisio Bücherhunde. Er nahm folglich Denis für den Tauf-, das andere Wort für den Zunamen des Verfaſſers, und traveſtirte noch dazu die Kunde in Hunde. Dieß iſt wohl ein wenig arg, und nicht ſo verzeihlich, als tauſend andere kleine Fehlgriffe, die oft nur von Uibereilung herrühren. —

Pejachevich.

Gabriel Pejachevich, bis 1745 Erzbiſchof von Colocſa, ſetzte Alles daran, um in dieſer ſeiner Reſidenzſtadt die raiziſche Sprache zu verdrängen, und die ungariſche ganz herrſchend zu machen. Er bediente ſich dazu eines energiſchen Mittels. Jeder Colocſaer nähmlich, der ein raiziſches Wort hören ließ, mußte entweder 12 fl. Strafe bezahlen, oder 12 Prügel aushalten.

Maibom als griechiſcher Sänger.

Der gelehrte Max Meibom hat ſich unter andern auch durch die Herausgabe der alten Schriftſteller über die Muſik verdient gemacht. Das Werk, welches keinem literariſchen Muſikfreund unbekannt ſeyn ſollte, iſt betitelt: Antiquae musicae scriptores septem, graece et lat. (2 Vol. Amst. Wetstein. 4°. jetzt 80 — 100 fl. in Werth). Meibom dedicirte es der Königinn Chriſtine von Schweden. An den Hof dieſer gelehrten Fürſtinn berufen, erhielt er von ihr den Auftrag, muſicaliſche Inſtrumente, ſo wie er ſie beſchrieben, anfertigen zu laſſen. Darauf veranſtaltete die Königinn ein Concert nach antiker Weiſe, wobey Meibom griechiſch ſingen und der Profeſſor Naudäus griechiſch tanzen ſollte. Als es zur Ausführung dieſer originellen Idee kam, und Meibom zu ſingen begann, entſtand plötzlich ein ſardoniſches Gelächter. Meibom, dem es galt, da er mit dem Geſang nicht recht fort konnte, ſprang in ſeiner Reizbarkeit auf, verſetzte dem Leibarzt und Liebling der Königinn, Bourdelot, eine derbe Ohrfeige, verließ wüthend den Saal, und gleich darauf Stockholm. Der Auftritt hatte weiter keine üblen Folgen für Meibom, da Chriſtina zu discret war, es ihm, als die Urheberinn, fühlen zu laſſen.

Lipsius als Convertit.

Der größte Virtuose unter den Convertiten ist wohl der berühmte Justus Lipsius. Dieser Gelehrte änderte viermal die Religion. Geboren (1547) und erzogen war er in der römisch-catholischen. Während seines Aufenthaltes in Jena war er mit Leib und Seele Lutheraner. Seine Rückkehr ins Vaterland, die Niederlande, war auch die zum Catholicismus. Als er bald darauf Professor in Leyden ward, ging er zum Calvinismus über. Hierauf begab er sich wegen religiösen Anständen wieder in den Schoß der römischen Kirche. Er kam also dahin zurück, von wo er ausgegangen. Bemerkenswerth ist, daß dieser in kirchlicher Hinsicht so inconsequente Lipsius eine Schrift über die Beständigkeit herausgab. Sie ist von Werth und betitelt: De constantia libri tres. Noch mag hier das ausserordentliche Gedächtniß dieses Mannes angeführt werden. Er konnte z. B. wie der Freyherr von Hormayr den ganzen Tacitus von Wort zu Wort auswendig. Lipsius war seines Memoriums so sicher, daß er sich erboth, einen Mann mit entblößtem Schwert neben sich stehen zu lassen, der ihm alsogleich den Kopf abhauen möge, wenn er bey dem Recitiren des Tacitus auch nur ein einziges Wort fehle.

Clavigo.

Da der dramatische Dichter aus einer historischen Person macht, was er will, so wird es wohl Niemanden einfallen z. B. den Don Carlos sich à la Schiller vorzustellen, besonders seit uns Llorrente in seiner Histoire de l'inquisition aus Quellen die erbärmliche Natur dieses Prinzen enthüllt hat. Eben so wenig kann man den Clavigo so nehmen, wie ihn Göthe gegeben hat; am wenigsten die Catastrophe, in der Clavigo bey dem Leichenzug erstochen wird, denn er

war zu dieſer Zeit friſch und geſund, ja er lebte noch im Jahre 1806. (Sonderbar genug von einem dramatiſchen Dichter: 1tens eine noch lebende Perſon zu ſeinem Helden zu erkieſen; 2tens dieſe Perſon umkommen zu laſſen — doch — Göthe fecit!). Erſt in dieſem Jahre ſtarb er zu Madrit als Vicedirector des naturhiſtoriſchen Cabinettes und Director des Theaters de los Sitios. Die Geſchichte mit der Schweſter des Beaumarchais, ſofern er ſie ſitzen ließ, iſt wohl factiſch; auch mit der ausgezeichneten literariſchen Cathegorie Clavigo's hat es ſeine Richtigkeit, und zwar in hohem Grade. Wie es bey Göthe vorkömmt, gab er ein Journal unter dem Titel: Der Denker (el Pensador) heraus. Auch redigirte er gegen 20 Jahre den Mercurio historico y politico de Madrid, Beydes mit Glück und Beyfall. Dann hat er Buffon's Naturgeſchichte ins Spaniſche überſetzt. Clavigo war ein Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit; er hatte ein edles Gemüth und ſtand in hohem Anſehen. Er verlor jedoch dieſes und ſeine Aemter durch die famöſe Affaire mit der Beaumarchais. Aber ſo geht es den Gelehrten, wenn ſie ſich zu tief auf Weibereyen einlaſſen. Traurige Betrachtung! Männer wie Clavigo ſollten noch etwas Edleres kennen, als derley Liebeshändel.

Comenius.

Mit Recht können die Mährer wohl auf ihren Landsmann Comenius ſtolz ſeyn. Seine Verdienſte um das Schulweſen und die Erleichterung des Sprachunterrichts ſind unſterblich. In mehr als 12 Sprachen wurde ſein practiſches Werk: Janua linguarum reserata überſetzt, darunter in das Perſiſche, Türkiſche, Arabiſche, ja ſelbſt in das Mongoliſche. Was würde man nicht noch Alles von dieſem fleißigen Gelehrten beſitzen, hätte er nicht bey der durch die Spanier im

Jahr 1618 verübten Einäscherung von Fulnek, wo er damals Prediger war, seine zahlreichen Manuscripte eingebüßt. Er ging nach Lissa in Pohlen, wo er, nach geraumer Abwesenheit, wieder um seine Handschriften und Bücher kam, als die Stadt von dem kaiserlichen Heer verbrannt wurde. Ungeachtet dessen beträgt die Anzahl seiner Werke, wie Adelung angibt, 92. Der Ruf des Comenius war so groß, daß man ihn allenthalben hin begehrte. Er erhielt Einladungen nach England, begab sich aber nach Schweden, wo Orenstierna ihn mit Auszeichnung behandelte. In Amsterdam war es, wo er 1672 starb. Er war geboren in dem Dorfe Comna in Mähren, und nahm davon seinen Namen an.

Fürstenblut für Ochsenblut.

Diese Worte aus dem Munde einer Frau, machten einst den Terroristen Alba erbleichen. Der Fall war dieser. Die Gräfin Catharina von Schwarzburg hatte sich von Carl V., als dieser im Jahr 1547 durch Thüringen zog, einen Sauvegardebrief ausgewirkt. Dessen ungeachtet erlaubten sich die spanischen Soldaten, den Unterthanen das Vieh wegzutreiben. Sie erhielt davon Nachricht, eben als der Herzog Alba im Schloß zu Rudolstadt bey ihr das Frühstück einnahm. Sie machte Vorstellungen gegen diesen Exzeß, ward aber ausgelacht, und mit der Entschuldigung abgewiesen, daß sich solche Fälle nicht verhindern ließen. „Das wollen wir doch sehen" rief die Gräfin entrüstet, „meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bey Gott" (setzte sie drohend hinzu) „Fürstenblut für Ochsenblut." In diesem Augenblick füllten den Saal Bewaffnete, die sie schon früher dazu beordert hatte, und bothen sich, das Schwert in der Hand, sehr höflich zur Bedienung beym Frühstück an. Alles dieß, vornehmlich

aber die entſchloſſenen und treffenden Worte der wackeren Frau, machte auf den eiskalten Kriegsknecht Alba einen ſolchen Eindruck, daß er auf der Stelle ſchriftlich den Befehl an ſeine Soldaten ergehen ließ, das Geraubte zurückzugeben.

Gliedertaxirung.

Es müßte wunderlich klingen, wenn man die Invaliden, nach Maßgabe ihrer eingebüßten Glieder taxiren, und z. B. ſo und ſo viele Gulden auf den Verluſt eines Armes oder Auges ſetzen wollte. Wirklich aber gab es vor nicht langer Zeit einen ſolchen Tariff, und zwar bey den Generalſtaaten. Als nämlich im Jahre 1781 die Rede von dem gegen Großbrittannien zu beginnenden Kriege war, machten die Holländer ganz im Geiſt der echten Kaufleute, die da annehmen, daß für Geld Alles zu haben ſey, nachſtehenden Prämientariff für die Marineſoldaten bekannt. Sie erbothen ſich zu zahlen: für den Verluſt beyder Augen 1500 fl., des einen 350 fl., beyder Arme 1500 fl., des rechten 450 fl., des linken 350 fl., beyder Hände 1200 fl., der rechten 350 fl., der linken 300 fl., beyder Beine 700 fl., eines Beines 350 fl. Für beyde Füße erbothen ſie ſich 450 fl., und für einen Fuß nur 200 fl. Man ſieht, daß vom Kopf dabey keine Rede iſt.

Mailand im 13. Jahrhundert.

Das 13. Jahrhundert iſt es, wo Mailand in der ſtattlichſten Blüthe ſtand. Damals zählte es, wie Le Bret in ſeiner Geſchichte von Italien anführt, 13,000 Häuſer, 6000 Brunnen, 60 Plätze, 1000 Schenken, 150 Gaſthäuſer, 3000 Mühlen, an die 200,000 Einwohner, worunter 40,000 ſtreitbare Leute, 200 Richter und Rechtsgelehrte, 400 Advokaten, die Endurtheile beſorgten, 600 kaiſerliche Notare zur

Ausfertigung der Documente, ferner 200 Aerzte, 80 Schullehrer. Die Zahl der graduirten Philosophen wird auf 180 angegeben, woraus hervor geht, daß 150 Bücherabschreiber hinwieder verhältnißmäßig nicht viel sind. (Die Büchercopisten waren damals wohl keine Philosophen wie jetzt, wo auch Philosophen Bücherabschreiber sind). Mönche und Nonnen zählte die ganze Herrschaft an 10,000, Kirchen über 13000, und 3000 besondere Altäre, meist der Madonna geweiht.

Luther gegen den Nachdruck.

Daß die Nachdruckerey so alt ist, als das Buchdrucken selbst, ist bekannt. Man weiß auch, daß Luther vielfältig gegen das Nachdrucken geeifert hat. Hier siehe, was dieser Mann über denselben Gegenstand in seiner Auslegung der Episteln und Evangelien (1525) sagt. Es ist dieses: „Was soll das seyn, meine liebe Druckerherrn, daß Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine, und unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meint ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Nun wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nun aber drucken sie dieselbigen, und eilen also, daß, wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ist versetzt, verfälscht, da nicht corrigirt, haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht, noch gewesen sind, das sind ja Bubenstücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrey sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, so viel uns möglich ist. Also treibet sie der Geiz und

Neid unter unſerm Namen die Leute zu betrügen, und die unſeren zu verderben. Es iſt ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Koſten ſollen darauf wenden, und andere ſollen den Gewinnſt und wir den Schaden haben. Derohalben ſeyd gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr ſo ſtehlet und raubet. Denn ihr wißt, was St. Paulus ſagt zu den Theſſalonichern 1. Epiſtel am 4. Cap.: „Niemand vervortheile ſeinen Nächſten im Handel, denn Gott iſt Rächer über das Alles.“ Dieſer Spruch wird auch euch einmahl treffen, auch ſo werdet ihr ſolcher Räuberey nichts reicher, wie Salomo ſpricht: „Im Hauſe des Gottloſen iſt eitel verſchließen, aber des Gerechten Haus wird geſegnet.“ Und Eſaias: „Der du raubeſt, was giltſt, du wirſt wieder beraubet werden.“

Kircher als Entzifferer.

Der Jeſuit Athanaſius Kircher, bekannt durch ſeine zahlreichen Schriften, und verdient um Mathematik und Phyſik, ſtrebte ſtets dem Sonderbaren und ſchwer Ergründlichen nach. Mehrmals geſchah es, daß man ihn dabey in Verſuchung führte. Einſt legte man ihm ein Stück chineſiſches Papier zur Entzifferung vor. Kircher zerbrach ſich fruchtlos den Kopf, bis ein Freund ihm endlich das Geheimniß enthüllte. Es waren nähmlich verkehrt geſchriebene lombardiſche Charactere. Ein anderes Mahl wurde Kirchern ein ſehr altes Stück Papier, das man in einem alten Schloß gefunden hatte, zur Erklärung eingeſendet. Niemand hatte es bisher entziffern können. Kircher aber, ſchon gewitzigt, hatte das Räthſel ſogleich weg. Er hielt das Papier gegen den Spiegel, und ſiehe, Jedermann konnte es leſen, da es gleichfalls von der linken zur rechten Hand gehaltene Charactere enthielt.

Seltſames Commando.

Bey der Schlacht von Almanza fand das Eigene ſtatt, daß die engliſchen Truppen von einem franzöſiſchen, und die franzöſiſchen von einem engliſchen General commandirt wurden. Dieſe Bataille wurde von dem Marſchall Berwick gewonnen, welcher ein Seitenkind König Jacobs war.

Gräfinn Königsmark.

Wenn man bey dem weiblichen Geſchlechte die Wiſſenſchaften billigen kann, ſo gebührt der Gräfinn Königsmark, bekanntlich ein Liebling Auguſts II., eine ausgezeichnete Würdigung. Schon im 18. Jahre war ſie im Sprechen und Schreiben nebſt der ſchwediſchen, der deutſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache vollkommen mächtig. Nebſtbey las ſie die römiſchen Claſſiker. Franzöſiſch und italieniſch dichtete ſie mit Glück, ſo daß Voltaire von ihren Poeſien ſagte, man könne meinen, ſie ſey zu Verſailles erzogen. Seltenes Talent beſaß ſie für die ſchönen Künſte. Sie componirte für die Laute eben ſo vortrefflich als ſie dieſes Inſtrument ſpielte. Sie war eine der beſten Sängerinnen, und mahlte mit großer Vollkommenheit, wie die in Quedlinburg noch vorhandenen Stücke bezeugen. Mit all dieſen Eigenſchaften verband ſie Geiſt, Witz, und jene geſelligen Vorzüge, die im Gefolge der Schönheit und Jugend unwiderſtehlich ſind.

Reiche Kaufleute, Unterſtützer von Potentaten.

Der Fugger in Augsburg unermeßlicher Reichthum, und was ihr Hochſinn für den geldentblößten Max gethan, iſt in Jedermanns Andenken. — Weni-

ger bekannt mag der beyſpielloſe Wohlſtand des Handelsmanns J. Coeur in Frankreich, und die Großmuth ſeyn, mit der er Carl VII. unterſtützte. In alle Welttheile dehnten ſeine Geſchäfte ſich aus, ſie waren bedeutender als die aller franzöſiſchen und italieniſchen Kaufleute zuſammen. Coeur war es, der dem Könige im Jahr 1448 die Eroberung der Normandie möglich machte, indem er 400,000 Goldgulden dazu herſchoß, und den Unterhalt von 4 Armeen beſtritt. — Eben ſo denkwürdig iſt der ungeheure Reichthum des Handelshauſes Chek in Bengalen, welches in der Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Dieſe Kaufleute beſaßen über 500 Millionen, und 800 Schiffe, die ſtets beſchäftigt waren, Aſiens und Africas Producte gegen einander umzuſetzen. Das Geſchenk, welches ſie ihrem Monarchen, als er bey ihnen ſpeiſete, verehrten, überſteigt noch weit den Werth des Schuldbriefes, welchen die großmüthigen Fugger, als die Gläubiger, ihrem erſtaunten Gaſte, dem Kaiſer Max darbrachten. Es war der Armſeſſel, auf dem der Fürſt ſaß, mit Goldſäcken gefüllt, geſtickt mit Edelſteinen, 32 Millionen im Werthe. —

Verwahrung.

Daß man es auch im 17. Jahrhunderte in Italien mit religiöſen Dingen noch bis zur Subtilität genau nahm, iſt bekannt. Der berühmte Tiraboſchi bewahrt in ſeiner Geſchichte der italieniſchen Literatur ein characteriſtiſches Beyſpiel davon auf. Ein Schauſpieldichter in Florenz wollte ſeine Opern gegen theologiſche Mißdeutungen verwahren. Er glaubte, am Sicherſten zu gehen, wenn er ſeinen Arbeiten ein für allemal folgende Proteſtation voraus ſchicke: „Die Wörter: Schickſal, Gottheit, Verhängniß, und ähnliche, die in dieſem Drama vorkommen, ſind nur als poetiſche Scherze anzuſehen, denn der Verfaſſer

glaubt feſt und fortwährend an Alles, was die hei„lige Kirche zu glauben gebiethet.“ — Der vorſichtige Mann blieb mit allen inquiſitoriſchen Zumuthungen verſchont, und ſoll, wie eine italieniſche Zeitung meldet, ſogar belohnt worden ſeyn. In neueſter Zeit geht es freylich nicht mehr ſo ſtrenge zu.

Ministre empoisonneur.

Voyages d'Ali Bey el Abassi en Afrique et en Asie pendant les années 1803—7, 3 Vol. Paris 1814, iſt eines der intereſſanteſten Bücher (Verdeutſcht Weimar 1815). In dem 2. Bande (S. 312) kommt ein Datum vor, welches man wenigſtens äuſſerſt picant nennen muß. Der Sultan Sheriff von Meegne ſoll nähmlich einen eigenen Ministre empoisonneur haben. Dieſer iſt nach des Verf. Angabe ein junger Mann von ſehr feinen Sitten. Sein Amt beſteht darin, anſtößige Perſonen zu vergiften. Man macht gar kein Geheimniß aus dieſer philanthropiſchen Würde und Procedur. Auch dem Ali-Bey war die Sache bekannt. Er verſah ſich daher mit einem guten Brechmittel. Dieſer Ali-Bey iſt übrigens ein Pſeudonymus. Der wahre Verfaſſer, iſt ohne Zweifel der Spanier D. Domingo Bahia, welcher von Carl IV. zu einer Entdeckungsreiſe nach Africa beſtellt worden. Ungeachtet deſſen iſt das Buch dem König Ludwig XVIII. gewidmet; die Dedication iſt mit B. unterfertigt. Der Beyſatz el Abaſſi (der Abaſſide) hat bloß ein größeres Gewicht zum Zweck. Bewanderte Leſer werden überhaupt durch die mancherley Anachronismen nicht beirrt werden.

Journaliſtenumtriebe.

Unter den entehrenden Kunſtgriffen, deren ſich die Journaliſten nur allzu oft bedienen, iſt der, durch

welchen der Eigenthümer der englischen Zeitung the morning Post, das Blatt seines Rivalen, betitelt the Telegraph im Jahr 1796 um den Credit brachte, erwähnenswerth. Jener ließ von Ramsgate aus ein Packet an die Redaction des Telegraphen abgehen, welches mehrere gedruckte französische Zeitungsblätter, und unter diesen eines enthielt, in welchem die Friedenspräliminarien des Kaisers Franz und der französischen Republik umständlich vorkamen. Alles war so schlau behandelt, daß es dem Telegraphen nicht einfallen konnte, an der Aechtheit dieser Blätter zu zweifeln. Gleichwohl waren sie sämmtlich fingirt. Der Telegraph druckte die Nachrichten auf der Stelle ab, und die Folge davon war, daß er seine getäuschten Abonnenten verlor. Er klagte, da sein Gegner sich verrieth, auf einen Ersatz von 1000 Pfund Sterling; es wurden ihm aber nur 100 zugestanden.

Fiaker.

Nicolaus Sauvage, ein Franzose, ist der Erfinder der Miethkutschen. Er wohnte zu Paris in der Straße St. Antoine in einem Hause, das den Schild: zum heiligen Fiacre hatte. Dieser Fiacre war im 7. Jahrhundert König von Schottland. Von diesem Hausschilde erhielten die Miethwagen ihre Benennung, und der heilige Fiacre ist seitdem ihr und ihrer Führer Schutzpatron. Das Jahr der Erfindung ist 1650. — Die Kutschen (Wägen mit hängenden Kästen) sind eine Erfindung der Ungarn, einer Nation, welche von jeher auch in dem Gebiethe der Erfindungen und Entdeckungen, eine überaus dankeswerthe und ehrenvolle Rolle gespielt hat. Ueber die Verdienste der edlen ungarischen Nation in diesem Felde kann man sich näher unterrichten im Archiv für Ungarn von dem unermüdlichen Herrn v. Csaplovics 1ter Band, nach diesem im Wiener-Conservationsblatt 1821 ꝛc. Die

Benennung: Kutsche stammt wohl auch unmittelbar aus dem Ungarischen, wo diese Kótsi heißt.

Maupertuis.

Kürzlich wurde in Paris eine neue Schrift: Project d'une ville latine angekündigt. Dieser Titel erinnert daran, daß bereits Maupertuis während seines Aufenthalts am Hofe Friedrichs des Großen ein solches Project gefaßt hatte. Voltaire spottete darüber, so wie über einige andere Vorschläge dieses excentrischen Kopfes. Maupertuis hatte nähmlich auch projectirt, das Daseyn Gottes durch eine abgebraische Formel nachzuweisen; zur Ergründung des Wesens der Seele das Gehirn von Riesen zu zergliedern; ein Loch bis zum Mittelpunct der Erde zu graben. Wenn diese seltsamen Zumuthungen vor dem Richterstuhl des gesunden Verstandes keinen Beyfall finden konnten, so erhielt ihn dagegen eine andere, die darin bestand, daß nicht geheilte Patienten nicht verbunden seyn sollten, die Aerzte zu bezahlen. — Noch möge bey diesem Anlaß folgende diesen Gelehrten betreffende Anecdote hier stehen. Maupertuis, stets um den König, hatte sich aus Neugierde verleiten lassen, der Schlacht von Molwitz zuzusehen. Wie es heißt, geschah das von einem Baume aus. Die Oestreichischen Husaren nahmen ihn gefangen, und plünderten ihn aus. Als er hierauf nach Wien kam, empfing ihn der Kaiser mit vieler Achtung. Maupertuis erzählte dem Monarchen, daß ihm vorzüglich um die von Graham verfertigte Uhr leid sey, welche ihm bey seinen astronomischen Beobachtungen so gute Dienste geleistet habe. Der Kaiser überreichte ihm darauf eine ihm selbst gehörige Uhr desselben Meisters, die obendrein reich mit Diamanten besetzt war, mit dem Worten: „Die Husaren haben sich blos einen Spaß

machen wollen; ſie haben mir die Uhr gebracht; hier iſt ſie, nehmen Sie ſie zurück."

Spielhäuſer in Paris.

Die Ueberſicht der öffentlichen Spielhäuſer in Paris und ihrer jährlichen Geſchäfte (in des 4. Bandes 4. Heft der Bibliotheque historique 1819), ſetzt in Erſtaunen. Es ſind in Paris 7 Tiſche Trente et un, 9 Roullette, 1 Passe dix, 1 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. Beſoldet werden an dieſen 20 Tiſchen (von denen 13 bloß im Palais royal) für Trente et un 28 Tailleurs, jeder monatlich mit 550 Franken; 28 Croupiers, jeder mit 380 Franken; 42 I. B.(??) mit 200 Franken; auf die 9 Roulettes und 1 Passe dix kommen 80 Tailleurs, jeder zu 275 Fr. (auch monatlich); dann 60 I. B. zu 150 Fr.; für Craps, Biribi und Creps 12 Tailleurs zu 300 Fr.; 12 Inſpectoren zu 150 Fr.; 10 Stellvertreter zu 100 Fr.; 6 Partheyhäupter (chefs de partie) in den großen Sälen zu 700 Fr. (per Monat), 3 derley für die Roulettes zu 500 Fr.; 20 geheime Inſpectoren zu 200 Fr.; dann ein Generalinſpector zu 1000 Fr.; 130 Aufwärter zu 75 Frank; — für Carten ſind beſtimmt 1500 Fr. monatlich; für Erfriſchungen und Bier 3000 Fr.; Beleuchtung 5500 Fr.; Refreſcaden für den großen Salon 12,000 Fr.; Sonach beträgt die monatliche Ausgabe 22,000 Fr. Rechnet man nun die Jahrsmiethe der Häuſer pr. 130,000 Fr. und die Büreaukoſten pr. 50,000 Fr., ſo ergiebt ſich ein Jahresbetrag von 1 Million 551,480 Fr. — Dem Aerario werden als Pacht 6 Millionen, und iſt der Pacht auf 6 Jahre, noch 1 Million als Trinkgeld (pot de vin) bezahlt. Die ganze Ausgabe des Pachtes beträgt folglich 7 Millionen und 718,156 Fr. Was hat aber der Pächter monatlich für eine Einnahme? Antwort: 800,000 Fr.; alſo jährlich 9 Mil-

lionen und 600,000 Fr.; demnach bleibt ihm jährlich der ganz artige Gewinn von 1 Million 881,834 Fr.; und bey Verlauf der Pachtzeit von 6 Jahren 11 Millionen 201,124 Fr. —

Was treffend irgend ein franz. Poet über die Spielhäuser ſingt, ſtehe hier:

Caverne à l'avarice ouverte
Où l'on court le danger certain
D'être ruiné par la perte,
Ou déshonoré par le gain!

Die eiſerne Jungfrau.

Schade, daß Meißners Idee, in der frühern Literatur Nach- und Aehrenleſen zu halten, zum Theil ausgeführt in ſeiner Quartalſchrift: Für ältere Literatur und neuere Lecture, keine Nachahmer findet! Viel Wichtiges und Intereſſantes würde dann wieder auf einige Zeit der Vergeſſenheit entriſſen. Indeß wird hier und da Manches, beſonders in Journalen hervorgezogen. So gibt uns der ehrwürdige Veteran Göckingk in der Abendzeitung über die ſogenannte eiſerne Jungfrau ein bemerkenswerthes Datum, welches ihm im 10. Bande der Hist. des empires et des republ. des Abbé Bryon (Paris 1741) aufgeſtoſſen, aus dem hervorgeht, daß ſchon die alten Griechen eine ſolche Maſchine beſeſſen hatten. Es wird erzählt, daß der Tyrann Nabis, während ſeiner 14 jährigen gewaltthätigen Herrſchaft über die Lacedämonier ſich einer ſolch eiſerne Dame als Foltermaſchine bedient habe. „Mit einer ſeiner Torturen," heißt es, verband Nabis zugleich Spott und Scherz in einer Folter, die nur er zu erfinden fähig war. Er ließ eine Figur verfertigen, die ſeiner Gemahlinn, Apega, vollkommen ähnlich war. Dieſe ſtellte er in ſeinem Audienzſaale auf. Wenn er einige Bürger vorfordern ließ, um Geld von ihnen zu erpreſſen, ſo machte er den Anfang da-

mit, ihnen die dringende Verlegenheit des Staats vorzuſtellen, um ſie dadurch zu veranlaſſen, ſich von ſelbſt zu Beyträgen zu erbiethen. Dann zeigte er ihnen die Figur ſeiner Gemahlin — die mit ausgebreiteten Armen da ſtand — und ſagte: Apega! bitte ſie inſtändig, ſich des allgemeinen Wohls anzunehmen. — Wenn ſie dann noch widerſtanden, ſo mußten ſie ſich der Figur nähern, und ihr Geſicht wurde gegen ihrem Buſen gedrückt, der mit ſpitzen, eiſernen, unter ihren Kleide verborgenen Stacheln beſetzt war. Dann ſchloß die nachgemachte Apega, vermittelſt einiger Springfedern, ihre Arme, und drückte das Geſicht des Bürgers ſo lange gegen die Stacheln, bis er mündlich oder ſchriftlich verſprochen hatte, Alles herzugeben.

Ausſichten zu einem completen Livius.

Noch immer beſitzen wir von dem 140 oder 142 Büchern des Livius nur die erſten 10 und das 21. bis 45ſte. Manche Spuren haben ſich von der Exiſtenz der übrigen Bücher gezeigt, aber noch immer hat es nicht gelingen wollen, die an ſich höchſt kunſtvolle Ergänzung eines Freinsheim entbehrlich zu machen. Mehrmahls bereits war die Rede von einer in Marokko befindlichen Uiberſetzung des completten Livius in arabiſcher Sprache. Manches iſt verſucht worden, jene abgängigen Bücher eines ſo wichtigen Claſſikers zu acquiriren; doch immer fruchtlos. Ludwig XIV. z. B. ſagte einem griechiſchen Handelsmann, der ihm einen vollſtändigen, aus einer Feuersbrunſt geretteten Livius zuzuwenden verſprach, die nahmhafte Summe von 50.000 Thalern zu. Doch der Kaufmann, es iſt unbekannt warum, hielt nicht Wort. Ludwig dadurch nicht abgeſchreckt, beauftragte ſofort ſeinen

Geſandten Ferriol in Conſtantinopel, ſich um den completten Livius zu bewerben, und dem Cuſtos einer dortigen Bibliothek hundert tauſend Thaler dafür zu bieten. Allein auch dieſer glänzende Anbot blieb fruchtlos. Eben ſo erging es dem Großherzog von Florenz, der um dieſelbe Zeit 5000 Piaſter bot. Auch ein König von Neapel ſoll bedeutende Summen erfolglos aufgewendet haben, durch einen gewiſſen Abbate eine angeblich in Marokko vorhandene arabiſche Uiberſetzung des vollſtändigen Livius an ſich zu bringen. Die neueſten, und gegründeten Ausſichten eröffnet uns die Unterhandlung, in welcher ſeit einiger Zeit der geiſtreiche, und gelehrte Dr. Heaſtely in London, mit einem literariſchen Freunde in Conſtantinopel ſteht. Dr. Heaſtely gab vor einigen Monaten in einem Briefe Nachricht von ſeinen Hoffnungen und erzählt, daß das Geſchäft ſich dem Abſchluß nähere. Daß irgend eine alte Bücherſammlung der griechiſchen Kaiſer in Conſtantinopel ein vollſtändiges Exemplar dieſes Claſſikers verſchließe, iſt allerdings höchſt wahrſcheinlich, und wird durch die früheren Spuren gewiſſermaßen beſtätigt. Wie merkwürdig, wenn hier ein ſchlichter Privatmann mit einem mäßigen Betrage glücklicher wäre, als früher Monarchen mit an ſich ungeheuren Summen! Möchte doch die Muſe der Geſchichte dieſe edlen Bemühungen wohlwollend beſchirmen, auf daß die jetzt obwaltenden Gährungen nicht ſtörend, oder wohl gar vernichtend auf ſie einwirken, und ſo fort die Nachwelt Heaſtelys Nahmen dankbar neben dem eines Majo und Aucher nennen könne!

Schickſale der Diderot-d'Alembertſchen Encyclopädie.

(Nach dem Franzöſiſchen des Peignot).

Die Herausgeber dieſes unermeßlichen Werkes, erfuhren ſchon bey dem Beginn der Drucklegung Hinderniſſe, und zwar von ſehr gegründeter Art. Kaum waren die erſten zwey Bände erſchienen, als wegen der darin entdeckten kühnen Sätze über die Regierung, und ſehr gewagten Meinungen über Religion, der Druck durch einen Rathſchluß vom 7ten Februar 1752 ausgeſetzt ward. Das Druckverboth gegen die folgenden Bände wurde erſt gegen Ablauf des Jahres 1753 aufgehoben und es erſchienen ſo fort fünf neue Bände; aber im Jahre 1757 fingen die Klagen aufs Neue an; ein Rathſchluß vom 8. März 1759 widerrief das Privilegium, und legte Verboth auf die Fortſezung des Druckes. Gleichwohl geſchah es, daß man bis 1766 daran druckte, und heimlich Exemplare verbreitete. Die Geiſtlichkeit, von welcher das Werk im Auguſt 1765 rechtsgültig geächtet worden, brachte Klagen dagegen an, und die Regierung, nachdem ſie ſich das Verzeichniß der Subſcribenten, welche Exemplare an ſich gebracht, hatte geben laſſen, ſandte jenen einen königl. Befehl, ſie dem Polizeylieutenant abzuliefern; die Buchhändler, Gründer und Mitarbeiter des Werkes wurden in die Baſtille geſetzt. Alle dieſe Widerwärtigkeiten rührten von der geringen Behuthſamkeit her, womit die Herausgeber der Encyclopädie ihre Meinungen über zarte Gegenſtände der Religion und Politik geäußert hatten. Dennoch duldete man in der Folge die Drucklegung der letzten Bände, was dem Schutze zu verdanken iſt, welchen die Herrn von Choiſeul, Malesherbes, und andere Große den Gründern, und Herausgebern dieſer ungeheuren Unternehmung angedeihen ließen.

Wenn man, was den Urſprung und die Bildung der Encyclopädie betrifft, dem Herrn Luneaude Boisjermain in ſeinem famöſen Proceß mit den Buchdruckern, und Buchhändlern derſelben, glaubt, ſo ſind es nicht die Herrn Diderot und d'Alembert, denen man die erſte Idee einer franzöſiſchen Encyclopädie ſchuldig iſt. Schon ſeit mehreren Jahren kannte man Ephr. Chambers engliſche Encyclopädie; und ein mit der franzöſiſchen Sprache vertrauter Engländer hatte ſie ins Franzöſiſche übertragen wollen. Die Sache kam ſo. Im Jahre 1743 unternahm John Mills, engliſcher Edelmann, dieſe Uiberſetzung in Gemeinſchaft mit Herren Seillius, einem eingebornen Danziger, und ehemahligen Profeſſor zu Halle. Eines Buchdruckers benöthigend, wendeten ſie ſich an Lebreton, Buchdrucker und Buchhändler in Paris. Als Fremde waren ſie mit den Förmlichkeiten, die man, um ein Werk zur Preſſe zu fördern, damahls überſtehen mußte, nicht bekannt. Der Buchdrucker übernahm es, dieſen Genüge zu leiſten, und auf ihrer Aller Nahmen ein Privilegium nachzuſuchen; aber er ließ es nur auf den ſeinigen ausfertigen. Mills, von dieſem Betrug unterrichtet, beklagte ſich darüber bitter, und mit ſolchem Lärm, daß Lebreton, in einer ceſſionsförmigen Verſchreibung, erklärte, daß das Privilegium auf Chambers Wörterbuch, obgleich auf Lebretons Nahmen lautend, dennoch Herrn Mills als volles Eigenthum zugehöre. Allein dieſe Urkunde wurde bald ungültig durch Formalitätsgebrechen, von welchen Lebreton den Uiberſetzer nicht unterrichtet hatte. In einer nachträglichen Uibereinkunft trat Mills an Lebreton einen Theil des Privilegiums ab. Dieſer ſchlug ſeinem Geſellſchafter vor, die Encyclopädie auf Subſcription anzukündigen; Mills ſtimmte bey, aber in dieſer Bekanntmachung unterließ Lebreton wieder die Beobachtung der vorgeſchriebenen Formalitäten. Der Zulauf der Subſcribenten war beträchtlich. Mills glaubte dieſe Unterſtüt-

zung benutzen zu können, und verlangte von Lebreton eine Abschlagszahlung. Er erhielt von diesem nichts als eine von übler Behandlung begleitete Verweigerung. Dieß gab Anlaß zu einem Criminalproceß. Uiber den angeklagten Lebreton wurde ganz einfach verhängt, sich vor das Chatelet zu stellen. Mills appellirte gegen diesen Ausspruch an das Parlament, weil er ihn unzulänglich fand. Während dieser Zeit machte Lebreton sich das Formalitätsgebrechen zu Nutzen, um das erste Privilegium widerrufen zu machen, und erhielt ein anderes auf seinen Nahmen, unterm 21. Jänner 1746, für die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert. Dadurch ward Mills eines Werkes beraubt, dessen Idee, Plan, Eingang, und erste Ausführung ihm angehörten, ohne einen andern Fehler, als den, gegen Verordnungen, die er nicht gekannt, gehandelt zu haben, und zu diesem von Lebreton, der ihn hätte leiten sollen, verführt worden zu seyn. Er war sofort genöthigt, nach England zurück zu kehren; und Sellius, sein Mitarbeiter, starb 1767 zu Charenton; er war närrisch geworden!

Die neuen Buchhändler, welche die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert unternahmen, waren Briasson, Lebreton, David, und Durand. Gegen Briasson, und Lebreton ist es, daß Boisjermain wegen der Encyclopädie den so bekannten, und so langwierigen Proceß hatte; die Denkwürdigkeiten, welche er lieferte, waren willkommen, weil sie gelehrte Untersuchungen, und curiose Details über die Geschichte dieses voluminösen Werkes, die Handhabung der Druckerey, den Mechanismus dieser Kunst, und die Industrie der Buchdrucker enthalten. Der Verfasser behauptet, daß jeder Subscribent bey dem Subscriptionsbetrag von 737 Livres für die ersten 26 Bände der Encyclopädie, 154 Livres zu viel gezahlt habe, weil die Buchhändler die in ihrem Prospectus ausgesprochenen Verbindlichkeiten im Ganzen nicht erfüllt

hätten. Diese 134 Livres bloß mit der Zahl der Subscribenten multiplicirt, geben eine Summe von 1,984,052 Livres, welche die Buchhändler den Subscribenten zurückzuzahlen gehabt hätten. Nach Herrn Luneau haben die Druckkosten der 26 Bände in einer Auflage von 4250 Exemplaren 1,158,958 Livres, 3 Sous, 6 Deniers betragen, und den Buchhändlern, lediglich von Seite der Subscribenten, 3,789,352 Livres einbringen müssen. Aber Briasson und Lebreton, haben behauptet, daß Luneau sich in seiner Berechnung betrogen, und den Kostenbetrag stark verringert habe. Zum Beyspiel gibt er die Acquisition der Manuscripte und die Honorare der Herausgeber auf 150,000 Livres an, während sie 400,000 Livres übersteigen *); er übergeht mit Stillschweigen die Verluste und Banqueroutte, die zu 100,000 Livres angeschlagen werden können ꝛc. In die Details dieses seltsamen Prozesses gehen wir nicht weiter ein; wir sagen nur, daß nach zahlreichen Denkschriften, Repliken, und vielem Prozessiren, Luneau de Boisjermain unterlag; der Sieg blieb den Buchhändlern.

Die Papillote.

Wenn die Gräuel der venetianischen Inquisition, durch die so manches unschuldige Schlachtopfer fiel, das Herz des Menschenfreundes mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, so genoß diese Republik auf der andern Seite den Ruhm einer außerordentlichen Thätigkeit in der Aufspürung und unbestechlichen Bestrafung

*) Es ist hier der Platz, anzumerken, daß Diderot welcher bey diesem Werk so unendlich viel gearbeitet, dafür nichts als eine lebenslängliche Rente von 1000 Livres gezogen hat.

wirklicher Verbrecher. Die Hinrichtung, welche im Jahre 1780 auf dem Marcusplatze Statt fand, ist ein sprechender Beweis von dieser Sorgfalt und Wirksamkeit.

Ein junges Frauenzimmer, durch Geistesbildung und äußeren Reiz gleich liebenswürdig, ward durch unselige Rücksichten der Convenienz die Gattinn eines sehr bejahrten Mannes. Trotz ihrer Bitten und Thränen mußte sie dem unabänderlichen Willen der Familie sich fügen, und sonach dem Umgang ihres Geliebten, eines feurigen Jünglings, entsagen. Einige Zeit gelang es Beyden, sich zu bezähmen. Doch die Gluth des italischen Himmels, und die lockern Grundsätze dieser jungen Leute, ließen sie bald die Pflicht der Moralität vergessen. Sie fanden leicht Mittel sich zu sehen, und ihren Umgang fortzusetzen. Allein die Wachsamkeit des eifersüchtigen Ehemanns trat bald störend dazwischen, und entflammte die Rachsucht des buhlerischen Paares.

Eines Tages machte die Frau ihren Verwandten kund, daß ihr Gatte im Begriffe sey, eine weite Reise zu unternehmen. Der anberaumte Tag erschien. Noch nie hatte man die junge Frau so betrübt, so niedergeschlagen gesehen. Die Entfernung ihres Mannes hatte ihr ganzes Wesen verändert. Mit dem Ausdruck der Trauer suchte sie Trost bey allen Verwandten. Aber kaum hatte sie angefangen, sich in ihre Lage zu fügen, so steigerte die Ankunft eines Briefes ihre Betrübniß bis zur Verzweiflung. Dieses Schreiben enthielt die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. In dieser Noth hatten die Verwandten und Freunde der jungen Witwe kein eifrigeres Geschäft, als sie aufzurichten. Lange bleibt Alles fruchtlos. Nach und nach aber erhohlt sich die Bekümmerte; und als man ihr endlich vorschlägt, jenem jungen Manne, der einen so ungewöhnlich innigen Antheil an ihrem Schicksale nähme, die Hand zu reichen, gewinnt sie allmählich ihre volle Heiterkeit

wieder. Dieser Glückliche war natürlich kein Anderer, als ihr vertrauter Geliebter. — In wenigen Wochen war er ihr Gatte.

Zufällig fand man einige Zeit hierauf in einem verwitterten Brunnen einen Menschenkopf. Es bestand damahls in Venedig eine Art Morgue, wie in unsern Tagen zu Paris, wo man unbekannte Leichname öffentlich aussetzt, um durch die, Jedermann zugängliche Beaugenscheinigung vielleicht ein Näheres zu erfahren. Obgleich das Gesicht dieses Kopfes ganz unkenntlich war, so stellte man ihn dennoch zur öffentlichen Schau aus. — Allein eben diese Verunstaltung verhinderte auch jede Bezeichnung; Niemand kannte den Kopf.

Das Tribunal zu Venedig befiehlt dessen ungeachtet, mit der Ausstellung fortzufahren, und zu diesem Zwecke den Kopf in Weingeist zu verwahren. Ein volles Jahr bleibt der Kopf aufgestellt, ohne daß sich irgend Etwas kundgegeben hätte. Da noch keine Aussicht zur Entdeckung sich zeigte, so fragte man bey dem obersten Gerichte an, was denn mit diesem geheimnißvollen Haupte geschehen solle? — Dieses unermüdliche Gericht ist aber weit entfernt, alle Hoffnung aufzugeben. Es hat den Grundsatz, seine Nachforschungen bis auf das Aeusserste unabläßig zu verfolgen. Demnach befiehlt es, den Kopf in allen seinen Theilen auf das Genaueste noch einmahl zu untersuchen. Es geschieht — und siehe — man findet in den Haaren den Rest einer Papillote.

Für das Tribunal zu Venedig ist dieses ein wichtiger Fund. Es knüpft an ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Diese steigt bald zur Wahrscheinlichkeit, als man gewahr wird, daß das Fragment beschrieben und von einem Briefe ist. Wohl sind es nur einzelne unzusammenhängende Wörter; allein auch da weiß man Rath. Ein geschickter Schriftstecher erhält den Auftrag, das Stückchen Papillote in Kupfer getreulich nachzustechen. Von diesem Stiche läßt das Gericht

eine groſse Menge Abdrücke veranſtalten, und ſelbſt in den allerunbedeutendſten Ortſchaften der Republik ämtlich mit der Aufforderung verbreiten, die Handſchrift genau zu unterſuchen, und mit dem Verſprechen einer anſehnlichen Belohnung für denjenigen, der, falls ihm die Hand bekannt wäre, unverſäumt die Anzeige machte.

Die Klugheit und Energie dieſer Maſsregel bewährten ſich alsbald. Es trat ein Mann mit der Erklärung auf, daſs die Schrift ſeine eigene ſey; er habe den Brief vor mehreren Jahren an ſeinen Bruder in Venedig geſchrieben. Er nannte den Namen. Man forſchte weiter, und kam bald darauf, daſs dieſer Bruder vor längerer Zeit als verreiſet angegeben worden, aber nicht mehr zurück gekehrt ſey. Dieſes Alles behandelte der Rath als ein tiefes Geheimniſs. Er lieſs ſich bey den Verwandten des Vermiſsten, und bey denen ſeiner ehemaligen Frau um die Verhältniſse und den Character dieſer Perſon erkundigen. Sie ſagten aus, daſs ſie einen gerechten Argwohn nie ganz hatten unterdrücken können. Man nahm ſofort die Verdächtige vor, welche ſich bald als die Mörderinn bekannte. Ihren Mann hatte ſie im Bette erſchlagen, den Leichnam in mehrere Stücke zerhackt, und ſo theilweiſe verſteckt. — Ihr nachheriger zweyter Mann wuſste um die Miſsethat. Beyde büſsten auf dem Schaffot.

Die beyden Babeuf.

Babeuf iſt der Name zweyer merkwürdiger Männer, Vaters und Sohns. Jener hatte durch ſeine Volkszeitung eine bedeutende Rolle während der franzöſiſchen Revolution geſpielt; dieſer durch ſeine cau-

ſtiſche Zeitſchrift: „Der dreyfarbige Zwerg.“ Beyde hatten ein tragiſches Schickſal in der neueſten Epoche.

Zuerſt von Babeuf dem Vater. Vom Jahre 1793 an war jedes wichtige Ereigniß der Revolution von ſeinem Namen bezeichnet. Es erſchien damals in Paris eine Schrift zu Gunſten des Volkes, betitelt: Tribun du peuple. Davon war Babeuf der Herausgeber. Ein entſchloſſener, ſiegreicher Vertheidiger des Volks gegen deſpotiſche oder blutdürſtige Anſchläge, beſaß er deſſen Vertrauen und Anhänglichkeit, wie noch Keiner vor ihm. Vielſeitige Talente und eine energiſche, hinreiſſende Beredſamkeit erleichterten Babeuf ſeine Siege. Ein Wort von ihm gab oft in den wichtigſten Verhandlungen den Ausſchlag. Auf dieſer Höhe, mit dieſem ſtillen, aber ſchrankenloſen Einfluß mußte er bey der Veränderung des Directoriums den Planen der Willkühr nothwendig ſehr gefährlich erſcheinen. Man beſchloß ſeinen Sturz, dichtete ihm eine Verſchwörung an, und zog ihn ein. Doch wagte man es nicht, dem Volksliebling in der Hauptſtadt ſelbſt, den Prozeß zu machen. Er wurde in Vendome verhandelt. Die Jury fand zwar die aufgeſtellten Beweiſe des zur Laſt gelegten Verbrechens unzulänglich; allein da das Opfer einmal fallen ſollte, ſo ward Babeuf über einen Incidentpunct ſammt ſeinem Freunde d'Arthé zum Tode verdammt. Aber in dem Augenblick, als ihnen dieß Urtheil kund ward, erſtachen ſich Beyde mit Dolchen. Ihre Leichname ſchleppte man gleichwohl aufs Schaffot, um ihnen die Köpfe abzuſchlagen. Das war das Reſultat eines Prozeſſes, welcher vom 7. October 1796 bis 25. März 1797 gewährt hatte; dieß das bedaurungswürdige Ende zweyer vortrefflichen Männer und ächten Menſchenfreunde. „Es dürfte“ ſagt ein, bey uns wenig bekanntes Blatt, jetzt noch nicht in der Zeit ſeyn, von Babeuf dem Vater zu reden, da die Erinnerungen an die blutigen Scenen der Revolution noch zu friſch ſind; der kom-

menden Zeit iſt es vorbehalten, ſeinem großen Character, den er in der ſchwierigſten Lage, in ſeinem Prozeß und in ſeinem Tode, wo er wie Cato ſtarb, zeigte, ſeiner Unbeſtechlichkeit und ſeiner Liebe zum Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Seine Laufbahn beweiſet, daß ein Mann von Genie ſich überall bemerkt machen kann. Er, der ſimple Redacteur eines Journals, entſchied oft das Schickſal des Senats."

Des jungen Babeuf periodiſches Blatt: „der dreyfarbige Zwerg (le nain tricolore) zog ſich durch phantaſtiſche Staatsanſichten und eine zügelloſe Sprache die Verachtung aller redlichen Vaterlandsfreunde und den Zorn der Regierung zu. Man nahm den Redacteur beym Kopf, und verurtheilte ihn zur Deportation. Wer den nain tricolore kennt, wird dieſe Strafe nicht zu ſtreng finden. Nachdem Babeuf 17 Monate in der Conciergerie verhaftet war, brachte man ihn nebſt mehreren andern Verurtheilten nach dem Fort Mont-Saint-Michel. Unter Weges, in der Normandie, gelang es ihm, mit Hülfe der Einwohner zu entwiſchen. Er beſann ſich aber bald eines Andern, und lieferte ſich in dem Fort freywillig aus. Dieſer Zug hat vielleicht zu ſeiner Befreyung beygetragen, welche vor einiger Zeit erfolgte.

Merkwürdiges Actenſtück zur Geſchichte der Aufklärung.

In einer deutſchen Haupt- und Reſidenzſtadt wurde in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der gelehrten Geſellſchaft daſelbſt ein Vicepräſident gewählt. In ſeinem Patente kam unter Andern folgendes vor:

„Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w. nicht weniger in der Cabbala und Prüfung und Erkenntniß der guten und bösen Geister, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre von den Präadamitis, und deren vormaligen Wirthschaft und Haushaltung, auch sonst in Historicis u. s. w. auch in der weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung ꝛc." (ist er zu seiner Stelle ernannt worden).

Es wird ihm eingeprägt, darauf zu sehen, daß: „Die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire, und ein jedes Membrum wenigstens Ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck heraus geben müsse; der Vice-Präsident aber bleibt von solcher Arbeit dispensiret, obgleich sein herrliches und erleuchtetes, und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beßten Klee- oder Weitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productionen in der Menge hervorzubringen mehr als gar zu tüchtig wäre."

In Ansehung des Kalenderwesens soll er: „alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedens-Läufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht; der Sonnencircul nicht verkehrt und viereckicht, sondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel, als ihrer seyn können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Dafern auch der Vice-Präsident besondere Veränderungen

anmerken ſollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat ſtünde, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanellä Zeiten angemerkt worden, ſich noch weiter aus dem Gleiſe geben und verrücken, oder auch daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii principiis, abſchleifen und verſchlingen ſolite, und daher eine unzählige Anzahl von Cometen oder Schwanzſternen zu vermuthen wäre, ſo hat der Vice-Präſident ohne den geringſten Zeitverluſt mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung ſolcher Unordnungen, ſondern auch auf Mittel und Wege, wie denſelben auch am beſten abzuhelfen, bedacht zu ſeyn."

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menſchen dahin gediehen, daß die Kobolte, Geſpenſter und Nachtgeiſter dergeſtalt aus der Mode gekommen, daß ſie ſich kaum mehr ſehen laſſen dürfen, ſo iſt dem Vice-Präſidenten doch aus dem Prätorio *) bekannt, wie es an Nachtwehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwiſchen, Niren, Wehrwölfen, verwünſchten Leuten und anderer dergleichen Satans-Geſellſchaft nicht ermangele, ſondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfülen, Moräſten, Heiden, Gruben und Hölen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er alſo nicht ermangeln, ſein Aeußerſtes zu thun, um dieſelben, ſo gut er kann, auszurotten, und ſoll ihm ein jedes von dieſen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit ſechs Thalern bezahlt werden."

*) Ein ziemlich ſeltenes Büchlein über dieſe Gegenſtände mit curioſen Abbildungen auf dem Titel. Tobenek hat es in ſeinem Werke: Des deutſchen Mittelalters Volksglauben ꝛc. fleißig benutzt.

„Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsneks und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Leute und Geschmeiße und Ungeziefer kommen, so muß der Vice-Präsident diesem Pack fleißig auf den Dienst passen u. s. w. auch keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauber-Bücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden ꝛc.“

Dieses Document ist NB. authentisch. Die deutsche Haupt- und Residenzstadt ist Berlin. Der betheilte Vicepräsident heißt Graf Stein. Das Datum der Instruction ist: 19. Jänner 1732.

Der chinesische Historiograph.

Die Neuwieder-Zeitung enthält über die Historiographie in China (nicht über die chinesische Historiographie, wie denn z. B. französische Revolution, und Revolution in Frankreich, und daher der Titel des hinterlassenen Werks der Frau von Staël: Considerations sur la revolution françoise, logisch falsch ist ꝛc.), folgende interessante Züge: Dem Kaiser von China darf und muß man die Wahrheit sagen. An den Höfen in Europa wird man bekanntlich nicht dazu gezwungen, (aber doch auch eben so wenig zum Gegentheil?). In China besteht ein Tribunal der Geschichte, welches aus zwey Abtheilungen besteht. Die erste muß dasjenige aufzeichnen, was außerhalb der

Reſidenz des Kaiſers vorgeht, nähmlich Alles, was die Geſchäfte im Allgemeinen betrifft; die andere, was innerhalb derſelben vorgeht, d. h. alle Handlungen und Reden des Fürſten, ſeiner Miniſter und Beamten. Jedes Glied dieſes Tribunals ſchreibt auf ein Blatt alles, was es in Erfahrung gebracht hat, unterſchreibt ſeine Erzählung, (man muß alſo in China die Anonymität für das halten, was ſie iſt, und den Grundſatz haben, daß Jeder, der etwas ſchreibt, Muth und Gründe haben ſoll, dafür zu ſtehen), ohne ſie vorher ſeinen Collegen mitzutheilen, und ſteckt ſie in einen großen Kaſten, der verſchloſſen mitten in ihrem Verſammlungsſaal ſteht. Um den Geiſt dieſes Tribunals näher zu bezeichnen, erzählt ein Reiſender, der in China war, Herr Freret, folgende Geſchichte: Tſou-i-chong ermordete den Kaiſer T-choung-chong, deſſen Armeen er befehligte, weil er ihm ſein Weib geraubt hatte. Das Tribunal ſezte die Geſchichte dieſer That, und ihre Veranlaſſung auf, und verwahrte dieſes Actenſtück in ſeinen Archiven. Der General erfuhr dieß, entſezte den Präſidenten des Tribunals der Geſchichte, ſeiner Stelle, verurtheilte ihn zum Tode, unterdrückte das Actenſtück, und ernannte einen andern Präſidenten. Kaum war dieſer an ſeiner Stelle, ſo wurde die Geſchichte aufs Neue niedergeſchrieben, und ins Archiv gelegt. Nicht ſobald war Tſou-i-chong von dieſer kühnen Handlung unterrichtet, als er alle Glieder des Tribunals hinrichten ließ. Sogleich war ganz China durch öffentliche Schriften von der abſcheulichen That des Generals unterrichtet, und es war eine allgemeine Empörung zu befürchten. Das Tribunal der Geſchichte mußte wieder hergeſtellt werden. Die Annalen der Dynaſtie Tong (heißt es weiter) erzählen in dieſer Hinſicht eine andere Thatſache. Ta-i-tſong, zweyter Kaiſer aus der Dynaſtie Tong, begehrte einſt vom Präſidenten des vorgenannten Tribunals die vorhandenen Denkſchriften zu der Geſchichte

seiner Regierung zu lesen. Herr, sagte der Präsident zu ihm, bedenke, daß wir ein genaues Verzeichniß von den Tugenden und Lastern unserer Regenten halten, und daß unser Tribunal nicht mehr frey seyn würde, wenn du auf deinem Willen beharrtest. Wie, versetzte der Kaiser, du, der du mir so viel zu verdanken hast, du, der du mir sonst so verpflichtet warst, du wolltest die Nachkommenschaft von meinen Fehlern unterrichten? — Es wäre, erwiederte der Präsident, nicht in meiner Gewalt, sie zu verheimlichen; mit Schmerz würde ich sie aufzeichnen. Allein, so will es die Pflicht meines Standes, ich muß die Nachwelt auch sogar von dem unterrichten, was so eben unter uns beyden verhandelt ward. Und das ist denn auch wohl eingetroffen, weil wir es lesen. Aus alle dem zusammen ergibt sich, daß die Chinesen von dem Amt eines Historikers gar delicate Begriffe haben. Worin mag bey ihnen das Hauptinteresse der Geschichte bestehen? Ohne Zweifel in der Wahrheit. Welche mögen ihnen demnach die Cardinal-Tugenden des Historikers seyn? — Wieder ohne Zweifel: daß er richtig sehe, ein ehrlicher Mann sey ꝛc.

Bücherwesen der Vorzeit.

Erst Geist und Gedanke, dann Sprache und Schrift. Erst Blätter und Tafeln, dann Hefte und Bücher.

Alkmann, ein Sohn des Pienithus, verfaßte der Erste planmäßig ein Buch, (Theodoretus). — Die Benennung liber kommt von liber, Bast, worauf man geschrieben. Buch zu deutsch, von der Buche, (dem Baum), deren Rinde und Holz zu Blättern gedient.

Mit Büchern gehandelt, das müssen zuerst die

Hebräer. Ihre Schreiber, Sopherim genannt, marketen ſchon mit Copien.

Kiriath-Sepher, Stadt in Paläſtina, wo die Nationalbibliothek der Hebräer, war der Ort ihrer Sopherims, ihr Leipzig. — Kiriath-Sepher heißt zu deutſch „Bücherſtadt."

Lebendiger waren die genialeren Griechen. Bücherſchreiber (βιβλιογραφοι) und Abſchreiber ταχιγραφοι, auch αλλιγραφοι) bildeten eine Art von Zunft. Leztere trieben Handel, mehr vielleicht zu verbreiten, als zu „profitiren." — Sie hießen ſchon, was ſie waren: βιβλιοπωλαι, βιβλιοκαπηλοι Buchhändler. Privatleute, ſelbſt Familienväter, ſich Abſchreiber haltend (Cicero, Juvenal ꝛc.) trieben Handel mit deren Produkten. So Atticus, ſo Hermodorus. Dieſer mit Umfang und Aufſehn. „Hermodorus handelt. Womit? Mit Weisheit, mit Worten, oder mit Büchern?" Alſo fragten ſeine Kunden. Bald gewinnt das Trödeln edlere merkantiliſche Form; Athen hat ſchon ordentliche Buchladen, zugleich homogene Zuſammenkunftsorte der Literatoren. Zeno machte ſo des Crates Bekanntſchaft.

Griechiſches Muſter elektriſirte feurig und ſchnell der Römer energiſchen Geiſt; dieſer die Literatur, dieſe den Handel mit Büchern. Abſchreiber und Verkäufer, gemeinſam librarios heißend, regten ſich thätig. Auguſt, der Mäcene, Dichtkunſt und Wiſſenſchaft ehrend, liebend und lohnend, befördert des ſtoffreichen Keimes Entwicklung. Aufſchwung des Buchhandels. Die beyden Soſier zeichnen ſich aus. Sie ſorgen für Schönheit, Correctheit der Copien, für geſchmackvolle Ausſtattung der Einbände. Ihre Buchhandlung hatten ſie bey dem Tempel des Vertumnus, an den Säulen des Janus. (Hic liberaera meret Sosiis hic et mare transit. Horat.) Die Buchhandlungen vermehrten ſich. In der Straße Sigillaria befand ſich eine (Gellius), eine andere bey dem Forum

Caesaris (Martial). Die Concurrenz, des Handels Prinzip, beflügelte den Umtrieb, die Induſtrie. Die Zahl der Bibliopolen fuhr fort, ſich zu vergrößern. Thryphо (non habeo, sed habet bibliopola Thrypho. Martial) ragt hervor, ein Mann von Einſicht, Billigkeit und Geſchmack. Seine Abſchriften ließ er, ehe er zum Verkauf ſie ausſtellte, dem Rath des Quinctilian nach, von den Autoren und Critikern durchſehn und prüfen.

Vom Brennpuncte aus, von Rom, verbreitete ſich der Buchhandel in die Provinzen (Plinius). Atrectus, Decius, Dionyſius, Felix, Jucundus, Secundus ꝛc. ſind Namen römiſcher Provincial-Buchhändler.

Neigt ein Reich ſich dem Verfall, ſo verdorrt vom Baum des Commerzes zuerſt des Buchhandels Zweig. So bey den Römern. Erhebt ein Reich ſich aufs Neue, ſo blüht am Baum des Commerzes zuerſt der Zweig des Buchhandels wieder. So beym Regimente des Clerus. Von den Biſchöfen eifriger noch als von den Cäſaren, auch ſtoff-aufgeforderter (—) waren die Abſchreiber mit Arbeiten überhäuft. Dieſe hießen jetzt librarii, antiquarii, bibliopolae. Und wie ſtand es mit Werth und Preiſen? Hier Data:

Plato, nichts weniger als reich, (war er doch wohl ein Philoſoph!) zahlte nach unſerem Gelde 3000 gute Gulden für 3 kleine Traktate des Philolaus, eines Pythagoräiſchen Philoſophen! (Gellius, Buch III. Cap. 17.) Die Schriften des Speuſippus, eines Schülers des Plato, kaufte Ariſtoteles für drey Talente (3000 Thaler).

Ptolomäus Philadelphus kaufte den Athenienſern die Original-Manuſcripte der Tragödien des Sophocles, des Euripides, und Aeſchylus um 15 Talente, oder eben ſo viel Tauſend Thaler jetziger Währung ab. Galienus (Comm. II. in epid. 3.) erzählt das, und ſetzt hinzu, daß er nebſtbey die Athenienſer aller Tribute enthob und ihnen eine Menge Lebensmittel zu-

ſchickte. Dem ältern Plinius wurden von Longius Licinius für ſeine Werke 10,000 Thaler angetragen.

Im neunten Jahrhundert waren die Bücher ſehr ſelten, nur wenige Particuliers beſaßen welche. Ein Manuſcriptband ward für wichtiger angeſehen, als irgend eine Realität; ſehr natürlich, denn die Bücher ſind die rechten Realitäten. Die anſehnlichſten Stifter hatten nur ein einziges Miſſale. Loup, Abt von Ferrieres, beſchwor im Jahr 855 den Papſt Benedikt III. ihm eine Abſchrift von Cicero's Buch de oratore, und des Quinctilian zukommen zu laſſen; „denn" ſagte er, „obgleich wir einige Bruchſtücke davon beſitzen, ſo iſt doch in ganz Frankreich kein completes Exemplar zu finden." — Machte irgend Jemand einer Kirche oder einem Kloſter ein Geſchenk mit einem Buche, ſo geſchah dieß in Perſon, am Hochaltar und unter den feyerlichſten Kirchenceremonien.

Eine Gräfinn von Anjou, Namens Grecie, tauſchte im zehnten Jahrhundert von Aimon, Biſchof von Halberſtadt, eine Sammlung Homilien ein gegen 200 Hammel, 6 Septiers Korn (ein Septier hält 12 Scheffel), eben ſo viel Roggen und Hirſe, und 3 Marderfelle.

Ueber die Preiſe der Manuſcripte im 15. Jahrhundert, kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunſt, gibt Naudé in ſeiner Addition à l'histoire du Roi Louis XI. mehrere Notizen.

Daß der heilige Anton von Padua ſein Haus hergab, um eines Livius habhaft zu werden, ſteht, ich weiß nicht wo.

Mit den Wiſſenſchaften ging auch ihr Hauptvehikel, der Buchhandel, unter. Beyde erhoben ſich, mächtiger als je, da Carl der Große auftrat. Mehr Ideen, mehr Worte; mehr Worte, mehr Schriften; mehr Schriften, mehr Bücher; mehr Bücher, mehr Copiſten und Händler. Dieſe bibliatores, und, hat-

ten ſie eigene Läden, stationarii genannt, gewannen Umfang, Anſehn und Mittel. Meiſt ſelber Literatoren, zur Erhebung, Veredlung des Wiſſens und Könnens, trachtend und wirkend, weniger ſich nützen wollend, denn Andern, dem Ganzen, verdienten ſie Vorſchub und Auszeichnung, ſo ihnen wurden. Man ſtellte ſie in Rang und Anſpruch den Mitgliedern der Pariſer Univerſität gleich, ließ ihnen Taxen und Auflagen nach. Sie waren gleichſam das, was ſie nach dem reinen philoſophiſch-politiſchen Geiſt eines Buchhandels ſeyn ſollten: Beamte. Die bey der Univerſität angeſtellten ſchwuren den Rectoren billige Einrichtung der Preiſe.

Den Nutzen und Werth, die Wichtigkeit und Diſtinction der Buchhändler und ihres Gewerbes erkennend und würdigend, folgten die andern Mächte Europa's dem Beyſpiel der Franken, ermunternd, auszeichnend, lohnend und ſchirmend.

In dieſen Moment fällt die philoſophiſche Form des Buchhandels. Guttenbergs Kunſt macht ſie zur Förmeley. —

Eliſabeth von England als Schriftſtellerinn.

Ausgezeichnete Geiſter und groſſe Seelen haben in den Tagen des Mißgeſchicks den ſüßeſten Troſt immer in den Wiſſenſchaften gefunden, und die Einſamkeit den Studien gewidmet. So auch Eliſabeth in jener zweifelhaften Periode, die ihrer Thronbeſteigung vorangegangen. Sie hielt ſich lange Zeit in dem Schloße Harford auf, zog ſich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und beſchäftigte ſich eifrig mit der Literatur. Hier war es, wo ſie ſich jene Kenntniſſe und Einſichten eigen machte, die den Glanz ihres Throns und ihr Andenken verherrlichen ſollten. Für fremde Sprachen hatte ſie ein außerordentliches Talent,

das der berühmte Roger Aſcham wohl zu nähren verſtand. Sie überſetzte mit Eifer und Glück aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen, und ſchrieb viele ihrer eigenen Arbeiten in dieſen gelehrten Sprachen. Nicht nur in der Proſa, auch in der Poeſie, beſonders in der Ode, der Elegie, und dem Epigramm that ſie ſich hervor.

Ihre Schriften ſind folgende: A coment. en Plato. Zwey Reden des Iſocrates, und ein Schauſpiel des Euripides ins Lateiniſche überſetzt; Boetius de consolatione engliſch übertragen. Eine gleichfalls engliſche Ueberſetzung der franzöſiſchen gottſeligen Betrachtungen der Königinn von Navarra. Drey Reden, eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehalten, dann ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleet in the great expedition in 1596. Ein Band Gebethe in italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache, (wovon ihr Original-Manuſcript in der königl. Bibliothek). Mehrere Briefe, ſo zum Theil gedruckt. Ferner wird ihr eine Ueberſetzung des Salluſt, von Fragmenten des artis poet. des Horaz, und der Abhandlung des Plutarch, de curiositate, beygelegt.

Dieß ſind Eliſabeths literariſche Arbeiten, wie ſie der berühmte Walpole in ſeinem Catalogue of the royal and noble authors of England, with lifs of their works angibt. A. W. Schlegel hat uns mit einem deutſchen Auszug aus Walpole beſchenkt.

Die wirkliche Exiſtenz der Syrenen.

Gar Manches, das man lange für Mährchen genommen, hat in neuerer Zeit Verfechter und Anhänger gefunden, eben ſo, wie wir im umgekehrten Fall

längst beglaubigte Wahrheiten in das lustige Gewand der Fabel gehüllt sahen. So wird immer und überall in dem ewigen Wechselspiel der Zeit bald das Mährchen zur Wahrheit, bald diese zur Fabel.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Existenz der Wassermenschen oder Syrenen. In den alten Classikern lesen wir, daß ihre Zeit weit entfernt war, an der Existenz solcher Wesen zu zweifeln. Spätere Jahrhunderte entfernten sich mehr oder weniger von dem Glauben an das Daseyn der Syrenen, bis endlich die neuern Generationen — ihn gänzlich verwarfen.

Seit einigen Jahren lesen wir aber in Zeitungen mancherley Nachrichten von Schiffern, die solche menschenähnliche Wassercreaturen gesehen haben, ohne daß es jedoch zu einer genauen Untersuchung hätte kommen können. Mit profanen Hypothesen verschone ich die Leser wie billig; allein die Ideen eines unserer scharfsinnigsten philosophischen Geschicht- und Naturforschers seyen hier mitgetheilt.

„Ich erinnere mich (sagt er) vor einiger Zeit in einem Journale gelesen zu haben, daß ein gewisser Engländer, der Wasservögel am Meeresufer schießen wollte, ein solches menschliches Geschöpf im Wasser entdeckte und darnach schoß. Der Schuß verfehlte es zwar, wenigstens wurde es nicht getödtet, und es tauchte sogleich unter. Der Jäger schickte aber seinen Jagdhund ins Wasser, der es bey den Haaren, die grünlich waren, aus dem Wasser zog. Er setzte es in einen Wasserkübel und fütterte es, um es dem Publicum zu zeigen. Was aber weiter daraus geworden ist, hat man nicht erfahren.

Jedoch habe ich nach der Zeit eine merkwürdige Geschichte in einem französischen Buche, welches viele Anecdoten enthält, gefunden, welche die Existenz dieser Wassermenschen zu bestätigen und in Gewißheit zu setzen scheint.

Zuvor bemerke ich hier nur noch im Allgemeinen, daß die Exiſtenz ſolcher Waſſermenſchen mir nicht unmöglich ſcheint. Die Erde enthält zwey große Fluida, worin die Pflanzen und Thiere, die unſer Erdkörper enthält, leben, das Waſſer und die Luft. Beyde ſind nur durch den höhern Grad von Condenſität unterſchieden, und die Luft, worin wir und die Landthiere leben, iſt nur weniger ſchwer und dicht, als das Waſſer. Uibrigens ſind wir und unſere Mitgeſchöpfe auf der Erde eben ſowohl Waſſergeſchöpfe, wie die Fiſche, und leben nur in einem verdünnten Luftmeere, außer welchem Elemente wir eben ſo wenig exiſtiren können, als die Waſſerthiere außerhalb dem Waſſer.

Beyde Elemente, Luft und Waſſer, haben aber auch ihre eigene Welt, und alle Arten von Landthieren ſind im Waſſer nachgeahmt, ſo viel es die Umſtände leiden wollten. Von den vierfüſſigen Thieren finden wir im Meere die Wallroſſe, Seehunde, Seebären, Seelöwen, u. ſ. w., ohne die Amphibien zu erwähnen, die Crocodille, die Flußpferde, Seekühe, welche halb zu den Land- und halb zu den Waſſerthieren gehören. Die Fiſche ſind gleichſam das im Meer und in den Flüſſen, was die Vögel in der Luft ſind. Beyde bewegen ſich in ihrem Elemente durch Flügel, Schwimmfüſſe, Schwänze und Floſſen fort. Der Wallfiſch gehört ſchon zu den Thieren, welche lebendige Junge gebären, und ſie an ihren Brüſten ſäugen, wie die vierfüſſigen Thiere. Wie viele Arten von Schnecken, Inſekten und Gewürmer aber leben nicht im Meere, wovon die Fiſche leben, wie die Vögel! Und hat nicht das Meer ſo gut, wie das trockne Land, ſeine Stauden, Pflanzen und Gewächſe? Hat es nicht Seegräſer, Rank- und Thierpflanzen? Sollte es alſo nicht auch ein menſchenähnliches Geſchöpf enthalten, das dem Affen gleicht, da alle Erzeugniſſe des trockenen Bodens darin nachgebildet ſind? Mir ſcheint ſolches nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn,

und ich werde in meiner Meinung durch nachstehende Anecdote noch bestärkt, die ich hier wörtlich übersetzen will.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ging ein englisches Schiff, der Stadt Hall (vermuthlich Hull) gehörig, 60 Meilen von London gelegen, an der nördlichen Küste von England, auf den Wallfischfang nach dem Meere von Grönland; 150 Meilen vom festen Lande entfernt, sah es sich auf einmal von 60 bis 80 kleinen Barken umgeben, von welchen jede mit einem Menschen besetzt war. Man hatte sie nicht sobald entdeckt, als schon die Schaluppen des Schiffes alle Mühe anwandten, darauf los zu rudern, um einiger derselben sich zu bemächtigen. Als aber diejenigen, welche diese kleinen Barken führten, welche sie mit zwey kleinen Rudern lenkten, solches erblickten und merkten, daß die Schaluppen sie erreichen würden, tauchten sie alle sammt mit ihren Fahrzeugen sogleich unter das Wasser, und den ganzen Tag erschien nur eine wieder von ihnen. Diese kam wieder über das Wasser, einen Augenblick nachher, als sie untergetaucht war, weil sie eines von ihren Rudern zerbrochen hatte. Nach einer vierstündigen Jagd und nachdem die kleine Barke hundertmal versucht hatte, unter zu tauchen, wurde sie durch die Annäherung der Schaluppen endlich mit dem, der darin saß, gefangen genommen. Man brachte ihn an Bord des Schiffes, wo er 20 Tage lebte, ohne irgend etwas von Nahrungsmitteln zu sich nehmen zu wollen, und ohne ein Geschrey oder einen Laut von sich zu geben, woraus man hätte schließen können, ob er eine Art von Sprache rede; aber er seufzte unaufhörlich, und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Er war wie ein anderer Mensch gebildet, hatte Haupthaare und einen langen Bart, aber vom Gürtel an war sein Leib mit Schuppen bedeckt. —

Was das Fahrzeug betrifft, so hatte es 8 bis 9 Fuß Länge und war sehr schmal, besonders an den beyden Enden. Das Zimmerwerk daran war von Fischknochen bis auf den Sitz, auf welchem der Mensch saß. — Es war inwendig und auswendig mit Seehundsfellen bedeckt, welche an einander genäht waren. Diese Art von Bekleidung hatte in der Mitte eine Oeffnung, so groß, daß der Ruderer hinein konnte, und diese Oeffnung war mit einer Art von Beutel oder Sack von der nämlichen Haut eingefaßt, womit der Mensch, der bis an den Leib in der Barke sich befand, sich so fest mittelst starker Stricke, auch von Seehundsfellen gemacht, umgürtete, daß kein Wasser hineindringen konnte.

Vor ihm befanden sich zwey Stücke von der nämlichen Haut, welche an der Bedeckung angeheftet waren und zwey Taschen bildeten. In der einen fand man Angelschnüre und Hamen, oder Angel von Fischknochen gemacht; und in der andern Fische, welche erst vor Kurzem gefangen zu seyn schienen. —

An der Seite des Ruderers waren zwey kleine Ruder an dem Schiffe durch zwey Bänder befestigt, gleichfalls von Seehundsfellen verfertigt.

Diesen ganzen Apparat mit dem aufgetrockneten Menschen, kann man noch heut zu Tage zu Hall, in dem Saale der Admiralität sehen, und den Verbalprozeß dieser Entdeckung, welcher von dem Schiffs-Capitän und der ganzen Equipage beglaubigt ist, findet man in dem dortigen Archiv der Stadt.

Die Herausgeberinn dieser Auswahl von Anecdoten, die Bürgerinn B. Debarle, Frau des Poncelin, setzt hinzu: „Dieses Factum wird von dem indischen Philosophen Teliamed, per anagramma de Maillet, französischem Consul zu Cairo, erzählt um sein System zu unterstützen, nach welchem die Menschenracen aus den Fluthen des Meeres hervorgegangen sind; ein sehr verführerisches System, welches

so viel Wahrscheinlichkeit hat, daß es beynahe in die Demonstration reicht." *)

Wäre diese Geschichte wahr, und nicht von Maillet zur Unterstützung seiner Hypothese, daß die Menschen aus dem Wasser hervorgegangen, welche er von den Braminen entlehnt hat, erfunden, welches doch nicht wahrscheinlich, weil die Sache gar zu genau und umständlich erzählt ist: so könnte man nicht länger zweifeln, daß es im Meere so gut Menschen gebe, als auf dem festen Lande. Um zur Gewißheit in der Sache zu kommen, dürfte nur ein Gelehrter, besonders ein Naturkündiger wie Oken, die Sache an Ort und Stelle untersuchen, da vermuthlich das aufgetrocknete Skelett, oder die Mumie dieses Wassermenschen, in Hull, auf der Admiralität noch zu sehen seyn wird. Bis dahin bleibt die Sache noch ein Problem; es müßte denn die Wahrheit durch eine neue Entdeckung, deren in unsern Tagen so viele gemacht werden, an den Tag kommen. Vorerst müssen wir uns bey dem, was wir schon wissen, beruhigen. Künftige Zeiten und Nachforschungen werden uns auch hierin ein Licht aufstecken, und die Sache zur Gewißheit bringen, oder das Gegentheil beweisen. Nil mortalibus arduum est."

Von Ahasverus.

Unter der Literatur der Volkssage vom ewigen Juden mag des Mathäus Paris Historia Anglicana einer besondern Erwähnung werth seyn. Dieses Buch,

*) Choix d'Anecdotes, anciennes et modernes recueillies des meilleurs auteurs, par la Cit. B. Délabarle, femme Poncelin a Paris. 1801. T. 1. p. 215.

ſonſt von wenig bibliographiſchem Belang, enthält Seite 339, 340 und 827 mehrere ſehr charakteriſtiſche Stellen. Herr F. L. F. von Dobeneck hat von ihnen im zweyten Theile ſeines Werks: Des deutſchen Mittelalters Volksglauben und Hexenſagen (Berlin 1815) Seite 121 eine Ueberſetzung mitgetheilt. Sie lauten wie folgt:

Ein armeniſcher Erzbiſchof, nach England kommend, ward gefragt über Joſeph den Mann, von dem ſo viel Redens iſt unter den Leuten, der, als der Heiland gelitten, da geweſen iſt und ihn geſprochen hat, und noch lebt zum Beweiſe des Chriſtlichen Glaubens. Auf die Frage: ob er ihn zuweilen geſehen, oder von ihm etwas gehört habe? antwortete der Erzbiſchof, die Thatſache der Länge nach vortragend; worauf ein Kriegsmann aus Antiochia, zu des Erzbiſchofs Dienerſchaft gehörig, der ſein Dollmetſcher war, dieß in galliſcher Mundart alſo ſprach: Wohl kennt mein Herr jenen Mann, und kurz vorher, als er die Reiſe antrat nach dem Abendland, aß derſelbe Joſeph in Armenien am Tiſche meines Herrn Erzbiſchofs, welchen er vielmals geſehen und ſprechen hören. Und darauf gefragt von den Dingen, welche zwiſchen unſerm Herrn Jeſus Chriſtus und ihm vorgefallen, hat er geantwortet: Zur Zeit des Leidens Chriſti, als er, von den Juden gefangen, in des Landpflegers Wohnung vor den Pilatus geführt wurde, daß er von ihm gerichtet werde, und ihn die Juden beharrlich anklagten, Pilatus aber keinen Grund, ihn am Leben zu ſtrafen, an ihm fand, ſprach dieſer zu ihnen: nehmet ihr ihn, und richtet ihn nach eurem Geſetz; aber da das Geſchrey der Juden zunahm, ließ er ihnen den Barabas frey nach ihrem Verlangen, und übergab ihnen Jeſum, damit er gekreuziget würde. Da nun die Juden aus dem Pallaſte heraus kamen, hat deſſen und des Pilatus Thürhüther, Cartaphilus, ihn mit der Fauſt verächtlich

auf den Rücken geſtoßen, und ihm verſpottend geſagt: Geh ſchneller, Jeſus, gehe, was verweilſt du? Und Jeſus, mit ſtrengem Blick und Auge auf ihn rückſchauend, ſagte: Ich gehe, und du wirſt warten, bis ich kommen werde. Nach dem Worte des Herrn wartet noch jener Cartaphilus, lebt in Thränen und der Furcht des Herrn, immer ſich fürchtend vor der Ankunft des, die Welt in Feuer richten werdenden Jeſus Chriſtus, und ſich ängſtend, ob er nicht bey dem jüngſten Gericht den noch erzürnt finde, den er zur Kreuzigung gehend, zur gerechten Sache aufforderte. Aus entfernten Weltgegenden kommen Viele zu ihm, und ergötzen ſich an ſeinem Anblick und Geſpräch, welchen er, wenn es zuverläſſige Menſchen ſind, über die gefragten Dinge in der Kürze Aufſchluß giebt. Alle ihm, dargebothenen Geſchenke verſchmäht er, mit mäßiger Koſt und Kleidung zufrieden. Er ſetzt immer darauf die Hoffnung ſeines Heils, daß er unwiſſend ſündigte, und daß doch der Herr ſprach und bethete: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun."

Vergleicht man dieſe Angaben mit denen in dem bekannten Volksbuch des Duduläus: „Der ewige Jude" (Reval 1654), ſo zeigt ſich nur in dem Namen und Gewerbe des verblendeten Frevlers, und in den Worten Chriſti an ihn, ein Unterſchied. In Duduläus iſt ſein Name: Ahasverus, ſein Gewerbe das eines Schuſters, und Chriſti Aeußerung: Ich will allhier ſtehen und ruhen; du aber ſollſt gehen bis an den jüngſten Tag. — Die andern Daten ſtimmen alle überein.

Herr von Dobeneck ſagt bey der Anführung obiger Stellen, er könne für das 14. und 15 Jahrhundert nicht beweiſen, daß ſeit jener Zeit die wirkliche Exiſtenz des ewigen Juden ſtets beglaubigt worden ſey." Aber ſetzt er hinzu, wahrſcheinlich iſt es, und Duduläus ꝛc. in dem vorgedruckten gewiſſen Bericht

von einem Juden, gebürtig von Jeruſalem, Aſaſverus genannt, welcher die Kreuzigung unſers Heilandes geſehen, und noch am Leben iſt, zeigt deutlich, daß ſchon lange vorher dieſer Glaube im vollen Gang war, und daß Paulus von Eitzen, Biſchof von Schleswig, in ſeiner Jugend ihn im Winter 1547 als andächtigen Zuhörer in der Kirche geſehen, ſelbſt in Perſien, und immer einen fünfzigjähriger Mann. — Er gemahnt an den Armenier in Schillers Geiſterſeher!" Mit dieſer letztern Anwendung wird nicht Jedermann einverſtanden ſeyn. Die Volksſage vom ewigen Juden hat man unlängſt in einem periodiſchen Blatt ſehr angenehm und ſinnreich erzählt und dabey zugleich die Literatur derſelben angegeben. Unter den angeführten Schriften iſt aber ein Hauptwerk, in welchem jene Sage critiſch behandelt, und manche Quelle nachgewieſen wird, nicht genannt. Dieſes Werk, im Jahr 1756 zu Helmſtädt in 8. als zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen, hat folgenden Titel: Comentatio historica de Judaeo immortali, in qua haec fabula examinatur et confutatur, auctore Carolo Antonio, Philos. P. P. Ord. in Acad. Julia Carol.

Uebrigens kann es befremden, daß der ewige Jude dramatiſch noch nicht gehörig vorgenommen worden iſt, da er für die vielbeliebte myſtiſche Form doch ein ſo wunderherrlicher Stoff wäre.

Die Mode.

(Hiſtoriſch-critiſch betrachtet. Aus dem Franzöſiſchen des Grafen Segur).

Es gibt eine Herrſcherinn, deren drückendſte Befehle niemals Widerſtand erfahren. Niemand thut ihren Beſchlüſſen Einſpruch. Ihre Einfälle ſind

hochverehrte Geſetze, ihre Launen Orakel; nach ihrem Belieben ändert ſie die Gebräuche; ſie ſpottet der Uebereinkünfte, und beugt die ſtrenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie beſtimmt das Gute und Ueble; erſchafft und vernichtet den guten Namen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geiſt, Wiſſenſchaften dem Charlatan, und widerſetzt ſich ungeſtraft den Vorſtellungen der Billigkeit, den Rathſchlägen der Weisheit, und ſelbſt den Vorſchriften der Religion.

Dieſe Königinn und Großherrſcherin der Welt, (wie Montaigne ſich ausdrückt), iſt die Mode (ſonſt hieß ſie Brauch). Ihr vorliebſter Aufenthalt iſt Frankreich, die Hauptſtadt ihres Reiches Paris. Ihr einziger Zweck geht dahin zu gefallen; ihre Weſenheit iſt Abwechslung; ſie belohnt durch Beyfall und ſtraft durch Lächerlichkeit: dieß ſind ihre einzigen Kräfte, ihre einzigen Waffen, aber nichts kann ihnen widerſtehen. Voltaire hat ſie in folgenden Verſen ſehr treffend geſchildert:

Il est une déesse inconstante, incommode,
Bizarre dans ses goûts, folle en ses ornemens,
Qui parait, fuit, revient, et nait dans tous les tems;
Protée étoit son pére, et son nom c'est la mode.

Dieſe Göttinn iſt eine immerwährende und faſt allezeit ſiegreiche Feindinn des Verſtandes. Der Verſtand ſagt zu den Menſchen: thut, was ihr thun ſollt! Die Mode gibt ihnen in Gegentheil den ausdrücklichen Befehl: thut was die Andern thun! Es iſt nicht nöthig, zu erweiſen, daß es dann das Geboth der Mode ſey, dem man jederzeit nachkommt.

Was bey dieſer univerſellen Unterwerfung in Verwunderung ſetzen muß, iſt, daß ſie augenſcheinlich gegen ihren eigenen Zweck zu wirken ſcheint. In der That ſind die Wünſche der Modelieblinge auf den Glanz und das Gefallen gerichtet; nun aber laſſen

ſich glänzende Erfolge nur durch Auszeichnung erreichen. Iſt es alſo nicht das übelſte Mittel, um zu glänzen und ſich zu diſtinguiren, das zu thun, was die Andern thun; ſich zu kleiden, wie die Menge; zu reden, wie alle Leute, denen man begegnet; nur die überkommene Meinung zu unterhalten, und ſich zu betragen, wie alle Welt?

Unſere franzöſiſchen Damen waren Anfangs wie Nonnen gekleidet: in der Folge nahmen ſie das ſehr ähnliche Coſtum der römiſchen Damen an; bald kam eine herzförmige Coeffüre in Gebrauch; darauf folgten die lächerlichſten Hörner, und auf dieſe die Pyramiden und Kegel; bald wurden ſie durch niedere Nachthäubchen, und kurz darauf durch Federhüte, wie die der Männer, erſetzt. Das Bloßtragen der Schultern und des Buſens war am Hofe Iſabellens von Bayern entſtanden. Anna von Bretagne verwandelte die weiße Farbe der Trauer in ſchwarz. Unter Franz I. ſah man die monſtröſen Reifröcke, welche die Damen zu pyramidaliſchen Thürmen entſtellte, entſtehn. Franz II. brachte die künſtlichen Bäuche auf. Die Hoffrauen erfanden eine andere Gattung ganz entgegengeſetzter Anzüge, welche zu nennen, der Anſtand nicht wohl erlaubt.

Catharina von Medicis trieb die Kleiderpracht bis zur Ausſchweifung; ſie lernte, wie den Franzoſen die Ränke, den Franzöſinnen die Schminke kennen. Der übertriebene Mißbrauch, den man damals von den Treſſen machte, iſt eine arge Anklage der Hofſitten.

Heinrich IV. brachte den guten Geſchmack und die Einfachheit zurück; die reichen Kleider geſtattete er nur den Gaunern und Freudenmädchen, und wenn man in den aufgeſtutzten Collets und Halskrägen ſeiner Zeit etwas Schwülſtiges findet, ſo knüpfen ſich ſo viele ſüße Erinnerungen daran, daß ſie unter dem Schutz des Urtheils ſtehen; auch kann man ſich nicht

entſchließen, in Heinrichs und Gabrielens Putz etwas Lächerliches zu finden.

Bald verſchwanden die Moden des guten Heinrich, wie ſeine offene Staatskunſt und ſeine ritterliche Munterkeit; man legte Bart und Mantel ab; man ſah jene mit Bändern gezierten Kniebauſchen entſtehen, jene langen und weiten, von einem bis zum andern Ende beknöpften Röcke, jene rothen, aufgerollten Strümpfe, jene eckigen Schuhe, die ein ſo plumpes und lächerliches Ganze bildeten, und jene enormen Perücken, welche die Köpfe von Ludwigs XIV. Courtiſanen entſtellt hätten, wenn ſie nicht ſo herrlich mit Palmen, Myrthen und Lorbern geſchmückt geweſen wären. Während dieſer Zeit erregten zwey Engländerinnen zu Paris, die man Anfangs auslachte, eine ſchnelle und große Revolution. Die giganteſken Kopfzeuge verſchwanden; die Damen kehrten zur Natur zurück; aber die kleinen Frauen, über einen Sturz, der ſie ſo ſehr verkürzte, erſchreckt, erhoben, um ſich Genugthuung zu verſchaffen, um einen halben Fuß ihre Abſätze.

Unter Ludwig XV. änderten ſich die Moden noch immer; aber auf einmal wurden ſie von aller Würde (?) und Anmuth entblößt: die gekräuſelten und gepuderten Haare, die dicken Locken, das dunkelſte Roth auf den Wangen, die Ueberladung der Schönpflästerchen, die hohen Abſätze, die langen und ſpitzigen Taillen, die ſchwülſtigen Reifröcke machten die Mahler troſtlos, beleidigten den Geſchmack, und hätten die Liebe erſchrecken und verſcheuchen müſſen, wäre ſie nicht von der Wirklichkeit der Reitze, der Grazie der Bewegungen, und dem Pikanten des Geiſtes, das die franzöſiſchen Damen nie verläßt, zurück gerufen worden.

Die Männer waren damals nicht viel anſtändiger gekleidet; ihre großen Tourets en goutière, ihre kleinen, flachen Hüte unter dem Arm, ihre etriquirten Kleider, zu lang für Weſten, zu kurz für einen

ordentlichen Rock, ihre langen Taſchen und rothen Abſätze, waren von Adel, Eleganz und Bequemlichkeit gleich entblößt. Unter Ludwig XVI. machte man in dieſem Genre nur lächerliche Fortſchritte; die Mode der niedern Kutſchen und hohen Kopfzeuge kam zu gleicher Zeit in Aufnahme, ſo daß die Damen in den Kutſchen auf den Knieen lagen.

Der gute König Ludwig XVI. hatte einen einfachen Geſchmack; er liebte die Oekonomie und haßte den Luxus; der Hof hörte auf, ſich reich zu tragen. Die Mode, da ſie nicht müſſig ſeyn kann, äußerte ihren Einfluß auf die Farben, und da ſie keine neuen erfinden konnte, ſo variirte ſie in Nüancen, und wechſelte die Namen. Bald ſah man flohfarbne Trachten, erſtickte Seufzer-Farben, indiscrete Thränen-Farben, Gemüths-Unruh-Farben, Nymphen-Farben, Pariſer Koth-Farben u. ſ. w.

In der Folge bemächtigte ſich unſer die Wuth, die Engländer nachzuahmen; ihre Stahldegen, ihre runden Hüte, ihre glatten Sättel, ihre zerbrechlichen wiski, ihre abgeſchnittenen Fracks und leichten Jokey erſetzten und verdarben den franzöſiſchen Geſchmack; keine Auszeichnung des Standes, des Glücks, des Rangs wurde unter uns mehr beobachtet, und die Gleichheit des Coſtüms war die Vorgängerinn, die Verkündigerin und Einleitung jener Gleichheit der innern Bedingungen, welche, ſeitdem die Geſtalt der Welt ſo ſehr verändert, und an ſo vielen Proſelyten, Martyrern und neuen Schlachtopfern ſchuld iſt. Endlich erzeugte die Revolution, Frankreich umkehrend, neue Mittel zu gefallen, und ſich zu diſtinguiren. Die Männer coeffirten ſich à la romaine, die Frauen kleideten ſich à la grecque: die Cothurne, die Gürtel, die leichten Draperien, die Cöffüren à la Titus wurden die Wonne der Einen; das Phrygiſche Häubchen der Putz der Andern; die Nacktheit ſelbſt war auf dem Punct, die Lieblingsmode der Damen zu wer-

den, und die Durchsichtigkeit ihrer Gewänder rief jene antike Robe zurück, die man toga vitrea, die gläserne Tunica nannte, weil sie keinen der Reize verhüllte, die man kaum soll errathen lassen.

Wenn wir unserer Seits die Ausländer über ihre Gebräuche durchziehen, so sind wir nicht vernünftiger; denn wir haben uns nur zu oft als ihre Affen gezeigt, als daß wir sie sollten verdammen können. Einst waren die Moden und die Sprache der Spanier bey uns im Schwung. Medicis machte uns zu sehr zu Nachahmern der Italiener; während mehrere Jahre sah man uns mit Leidenschaft die Disciplin, die Tactik, die Kleidungs- und Strafarten der deutschen Soldaten copiren. Kant's Philosophie, Schwedenborgs Illuminatismus, die Schädellehre des Dr. Gall, Mesmers Somnambulismus, haben sich in Frankreich sehr leicht eingebürgert. Unser Interesse für unsere Seidenmanufacturen hat uns nicht vor den Moden Englands bewahrt, das uns mit seinen Musselinzeugen überschwemmt hat. Unsere schönen Französinnen kleideten sich als Pohlinnen, coeffirten sich als Chineserinnen, und schienen ihre artigen, eleganten und öconomischen Mäntelchen entscheidend aufgegeben zu haben, um von den Sultanen jene reichen und dichten Caschemirs zu entlehnen, die so viel Ehemänner zu Grunde richten, und diesen noch theurer zu stehen kommen, wenn nicht sie es sind, die sie bezahlen.

Unter dem Namen des Brauchs ist es, daß die Mode ihre Macht ausbreitet. Wie viele Widersprüche, Ungereimtheiten und Thorheiten hat diese fremde Gesetzgeberinn auf der Erden nicht annehmen und heiligen gemacht! Alle Völker können das nach einander bezeugen. Das Eine opfert Tribute, um in seinem Schooß ausländische Weiber zu besitzen; die Andern zwingen ihre Gefangenen sich unter einander umzubringen, oder sich zur Unterhaltung der römischen Damen, von Löwen zerreißen zu lassen. Am Ganges ist eine junge

Frau verbunden, ſich zu verbrennen, weil die Gicht die Tage ihres gealterten Ehemanns geendigt hat. Und indeß arme Indianer keine Kuh tödten dürfen, um die Seele ihrer Mutter nicht zu verwunden, halten ſich unwiſſende Amerikaner verpflichtet, ihre Väter, wenn ſie ſchon zu alt geworden, aus kindlichem Mitleid umzubringen. Hier will es die Sitte, ſeine Frau und Tochter dem Fremden anzutragen: dort ſperrt man ſie zeitlebens ein, und läßt ſie von Männern bewachen, die es aus einer abſcheulichen Barbarey nur dem Namen nach ſind; anderwärts übt man, aus Mißbrauch der heiligſten Geſetze, an Kindern die nämliche Grauſamkeit aus, um die Oper mit ſchönen Stimmen zu bereichern. In Frankreich, zur Zeit der erſten Stämme, ſicherten die Fürſten ihre Macht nur dadurch, daß ſie ihren Verwandten die Augen ausſtachen; und nichts heilte ſie von der Gewohnheit, die Monarchie zu zerſtören, indem ſie ſie theilten.

Die Wuth der Kreuzzüge, die den Occident entvölkerte, um den Orient zu verwüſten, dauerte, troz der Rathſchläge der Vernunft, und der Gründe der aufgeklärteſten Politik, faſt 300 Jahre. In der Folge bedeckte die Mode der Sectenkriege Europa mit Unglück und Verbrechen, und die damalige Mode des Cothurns und des Dolches gefiel ſich in einer traurigen Miſchung von Demuth, Galanterie und Grauſamkeit.

Endlich erſchien das groſſe Jahrhundert; es regierte Ludwig XIV.; die Mode verließ ihr tragiſches Reich: ſie ließ den Ruhm, die Vernunft, die Gerechtigkeit und Politik die Völker beherrſchen, und beſchäftigte ſich, in ihr natürliches Gebieth zurück kehrend, nur mit unſerm Geſchmack und unſern Kleidern. Indeß erhielt ſie uns, um noch einige Spuren ihrer alten Macht zu hinterlaſſen, die Mode der Zweykämpfe, und verpflichtete uns beſtändig im Namen

der Ehre, dasjenige auszuüben, was Religion und Gesetz verbothen.

Der Name „Mode" selbst kann dazu dienen, ihre Grillen zu erklären. Er will die Art zu seyn, zu handeln, oder zu reden, wie es wohlanständig sey, auszudrücken. Also bestimmt ein glänzender Erfolg, der bald der Schönheit, bald dem Geist, zuweilen dem Glück oder der Macht, oft auch dem Zufall angehört, die Art des Benehmens, um ihn gleichfalls zu erreichen. Man sucht diesen oder jenen Bewunderten nachzuahmen, und die Hoffnung, durch diese Nachahmung denselben Erfolg zu erzwecken, verblendet dergestalt, daß man ohne Unterschied die Eigenschaft der Person copirt, deren Aufsehen man beneidet; die Fehler selbst, als viel leichter anzueignen, copirt man zuweilen mit dem allergrößten Eifer!

Alexanders Höflinge hielten den Hals eben so gebogen, wie er selbst; es war ihnen leichter, seine Haltung nachzuahmen, als sein Genie. Wenige Frauen konnten sich schmeicheln, den Geist und die Anmuth Ninon's zu besitzen; deßwegen nahm der größte Theil ihrer Nebenbuhlerinnen nur ihren Kopfzug und ihre Unbesonnenheit an.

Ich trete in einen Salon; ich sehe mehrere Damen, beneidenswerth durch ihre Schönheit, Züchtigkeit, Bescheidenheit, betrübt fern von den Männern sitzen, und fast ganz von ihnen vergessen. In einer Ecke des Appartements vernehme ich ein Geräusch; ich gewahre eine mehr luxurios als geschmackvoll gekleidete Frau; ihre Taille ist gemein; ihr Teint hat hat nur eine geborgte Schönheit; ihre Stimme ist hart, ihr Blick dreist; sie ist von Anbethern umgeben; sie haben nur für sie Augen und Ohren. Ich frage meinen Nachbar, wer diese Frau sey? Es ist Madame Dorlis, sagt er, eine charmante Frau. — Aber sie ist nicht schön? — O nein! — Selbst nicht artig. — Es ist wahr. — Hat sie Geist? — Nicht

ſehr, aber viel Weltton und Lebhaftigkeit. — Sie beſitzt ohne Zweifel Talente? — Nein! — Was finden Sie denn für ein Ver[illegible]nſt an ihr? — Es iſt eine Frau à la mode, eine charmante Frau. — — Einige Tage darnach ſehe ich mehrere jener verlaſſenen Schönheiten, die mir aufgefallen waren, gekleidet und coeffirt wie Madame Dorlis; ſie glaubten, indem ſie ihren Putz nachahmten, die Männer an ſich zu ziehen, welches der Gegenſtand ihrer Eiferſucht, Mad. Dorlis nur ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Dreiſtigkeit und ihrer Coquetterie verdankte. Madame T....., Madame R....., blendend durch die Schönheit ihrer Formen, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Weiße ihrer Haut, die Eleganz ihrer Taille, kleiden ſich eines Tages à la grecque, und verbergen uns wenig von ihren Reizen; man folgt ihnen auf ihren öffentlichen Promenaden, man umringt ſie in den Cirkeln, man applaudirt ihnen im Schauſpiel; die Bewunderung, die Trunkenheit haben den höchſten Gipfel erreicht. Tags darauf iſt Paris mit langen, magern, dicken, kurzen, dünnen, gelben und ſchwarzen Frauenzimmern angefüllt, Buſen, Arme und Hals entblößt, die dem Gelächter und der Critik Trotz biethen, und ſich für Aſpaſien halten.

Ein junger Mann, von der Armee zurück kommend, fällt in eine Krankheit; ſein Onkel wollte Herrn A., einen alten, ſehr erfahrnen Arzt hohlen laſſen; die Geſellſchaft widerſetzt ſich: das wäre ein Mord — man muß durchaus den Doctor S. kommen laſſen. Iſt er gelehrt? — Nein! — Iſt er thätig? — Er hat nicht Zeit dazu. — War er bey den Spitälern? — Pfuy doch! er ſieht nur die gute Geſellſchaft. Worin beſteht denn alſo ſein Verdienſt? Er glaubt nicht an die Arzneykunſt; er iſt ein charmanter Mann, voll Geiſt: er erräth Ihre Krankheit, wenn er Sie nur anſieht; er ſpricht zum Verwundern über Politik, alle Frauen ſind in ihn vernarrt. Der

Aeskulap macht kurze Viſiten, gibt kleine Syrupe, und groſſe Hoffnungen: der junge Offizier ſtirbt, und der Doctor bleibt nicht minder der Medecin à la mode.

Alles hängt von den Damen ab; wir ſind immer das, was ſie wollen, daß wir ſeyen, und es iſt ſehr gegründet, wenn Guibert ſagt: Les hommes ſont les lois, les femmes ſont les moeurs.

Einiges über den Phönix.

Zuerſt hier was Tacitus (1154—87) über dieſen Wundervogel vorbringt:

Unter dem Conſulat des Paulus Fabius und L. Vitellius, ließ ſich nach einer langen Reihe von Jahrhunderten der Vogel Phönix wieder in Egypten ſehen, und gab den Gelehrten des Landes, theils Eingebohrnen, theils Griechen, Gelegenheit, über dieß Wunder allerley Urtheile zu äußern. Ich will dasjenige, worin ſie alle einſtimmig ſind, und von dem, was unentſchieden iſt, das Wiſſenswertheſte mittheilen.

Daß dieß Thier der Sonne heilig, und durch Kopf und Farben ſeiner Federn von allen Vögeln verſchieden iſt, das ſagen alle, die ſeine Geſtalt beſchrieben haben. Von der Zahl der Lebensjahre ſind die Erzählungen nicht einſtimmig. Die gemeinſte ſetzt ſie auf fünfhundert. Einige verſichern aber, daß eine Epoche alle Mal 1461 Jahre daure; und von dem vorigen Phönixen ſoll der erſte unter Seſoſtris, der zweyte unter Amaſis Regierung, der letzte unter Ptolomäus, welcher der dritte Macedoniſche König war, gegen die Stadt Heliopolis geflogen ſeyn, unter einem groſſen Gefolge anderer Vögel, welche die neue Geſtalt bewunderten.

Indeß, das Alterthum hat ſeine Dunkelheiten. Vom Ptolomäus bis zum Tiber ſind noch nicht 250 Jahre verfloſſen, daher einige dieſen für einen falſchen Phönix gehalten haben, der nicht aus Arabien gekommen ſey, und nichts von dem beobachtet habe, was die Alten von ihm verſichern.

Er ſoll nämlich, wenn die Zahl ſeiner Jahre *) voll iſt, und der Tod ſich nähert, ſich in ſeinem Lande ein Neſt bauen **), und dasſelbe beſchwängern, ſo, daß ein junger hervorkomme, der ſobald er groß wird, zuerſt beſorgt iſt, ſeinen Vater zu begraben, und das nicht aus bloßem Inſtinkt, ſondern, er hebe erſt (ſagt man) ein Bündel Myrrhen auf, mache damit einen langen Weg zur Probe, und wenn er ſich dann der Laſt gewachſen, und zur Reiſe kraftvoll finde, ſo lade er des Vaters Leichnam auf ſich, bringe ihn auf den Altar der Sonne ***) und verbrenne ihn da. Dieß iſt ungewiß, und hat dichteriſchen Zuſatz. Daß übrigens dieſer Vogel in Aegypten zu Zeiten ſich ſehen laſſe, iſt außer Streit.

Nicht leichtlich konnte den alten Romanciers ein erwünſchteres Object aufſtoßen als der Phönix. So ſchildert der Verf. des Romans: Historie du St. Greaal, ihn alſo: da kam daher ein gar ſonderbar geſtalteter Vogel; ſchwarz wie Pech war ſein ſchlangenartiger Kopf, roth waren ſeine Augen, und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Bruſt eines Löwen, die Klauen eines

*) Die Zahl 1461, welches die Aegypter das große Sonnenjahr, auch das Jahr Gottes nannten, und das alsdann zu Ende geht, wenn Sonne, Mond, und die übrigen 5 Planeten, in eben dem Zeichen wieder zuſammentreffen, in dem ſie bey deſſen Anfang geſtanden haben.

**) Andere wollen leſen: bauet ſich ein Neſt von Weihrauchzweigen.

***) Nach Heliopolis in Aegypten.

Adlers. Vorn an an der Bruſt befanden ſich zwey große Flügel, hart und ſchneidend, wie ſcharfgeſchliffener Stahl, nach hinten zu zwey andere, weiß wie Schnee, rauſchend im Fliegen, wie Hagel im Gewitterſturm. Spitzig war ſein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzſtrahl.

Von dem Entſtehen des Phönix lautet es dann: Nicht mehr als ihrer drey dieſes Vogelgeſchlechts können auf einmal geboren werden. Das Weibchen legt drey Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinſchaft gehabt zu haben. Dieſe Eier ſind aber ſo außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieſelben berühren kann, und ſie ſelbſt wird ſo kalt, daß ſie nicht zu berühren iſt. Hat ſie nun Froſt genug geduldet, fliegt ſie in's Thal Hebron, wo ſie den Stein Piraſiſte findet, der von unendlicher Hitze iſt. Wer ihn berührt, wird von der Hitze ſogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze ſey noch nicht groß genug, und fliegt mit ihm zum Neſte. Aber da hat ſchon die Hitze ihren Körper durchbrannt, ſie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denſelben der Stein zu nahe, daher legt ſie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt und es bleibt nur einige Aſche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entſtehen zwey männliche Vögel und ein weiblicher, die ſich, ſo lange bis ſie zu Kräften gekommen ſind, von der Aſche der Mutter nähren, dann eſſen ſie nie wieder. Die beyden Männchen ſind ſtolz und jedes will das Weibchen haben, und beherrſchen. Es kommt darüber zum Kampf. Beyde bleiben todt auf dem Kampfplatze, und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinſt auf gleiche Weiſe ſich wieder fortzupflanzen, und zu zerſtören.

Der phantaſtiſche Reiſende Manderille oder de Montevilla verlautbart ſich über den Phönix wie folgt:

In Egypten liegt eine Stadt, die heißt Eliopole, oder Derſole, auf Teutſch: die Sonnenſtadt. In derſelbigen Stadt iſt ein Tempel gebauet nach dem Tempel zu Jeruſalem, er iſt ihm aber ganz ungleich. Die Pfaffen in ſelbigem Tempel haben geſchrieben von der Stunde des einigen Vogels in der Welt, der Phönix genannt iſt, alſo wenn er ſterben, und wieder werden ſoll. Wenn die Zeit kommt, ſo bereiten die Pfaffen einen Altar im Tempel, und ſo er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er geflogen auf den Altar, ſich ſelber zu verbrennen, und ſich zu erneuern. Das ſagten mir die heydniſchen Pfaffen und ließen mich ihr Geſchrift ſehen, und leſen, die ſie davon haben. Alſo wenn die Zeit kommt, daß er ſich verbrennen ſoll, ſo legen die Pfaffen Dornen, und lebendigen Schwefel und andere Kräuter auf den Altar, und auf die Staude, ſo er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er auf den Altar geflogen, und von dem geſchwinden Wind, den er mit ſich bringt, ſo zünden ſich die Dornen und der Schwefel an, und verbrennt den darin zu Aſche, und ſo das Feuer erliſcht, ſo findet man ein kleines lebendiges Würmlein in der Aſche liegen. Des andern Tages wird das Würmlein zu einem Vogel, des dritten Tages wird es vollkommen und fleugt hinweg. Und darinn vergleicht man den Vogel Gott dem Herrn der am dritten Tage erſtand vom Tode. Man ſieht ihn auch dick fliegen, denn er iſt den mehren theil daſelbſt, oder in Arabien, und iſt ein wenig gröſſer denn ein Adler, und hat eine Krone auf dem Haupt, größer denn ein Pfau hat, und iſt ihm der Hals ſcheinbar. Der Schwanz rothſtreiffelt allenthalben. Ich habe ihn wiſſentlich zweymal ſehen ſitzen, aber dick fliegen, ſeine Flügel ſind Purpurfarbe, der Rüken blaufarb, und iſt gar luſtig zu ſehen, ſo die Sonne ſcheinet, und denn ſo glänzet er, und erzeiget alle ſeine Farben."

Rollenhagen. (der Verf. des Froschmäuselers?) und nach ihm, Zeiler, sagt.

„Es meynen die Gelehrten, es sey nie ein Vogel gewesen, sey auch noch nicht, des Namens, der Gestalt, oder Werk, sondern es sey eine litera hieroglyphica, ein heiliger Buchstab. Also, daß dieser Phönix bedeute, daß die Sternen-Kunst erst aus Phönicia, da nachmals die Juden gewohnet, kommen sey in die anderen Länder, und die ganze Welt bedeute: der guldene Kopf, den Himmel mit seinen Sternen, der bunte Leib, den Erdboden; die blaue Brust und der Schwanz, das Wasser, und die Luft, das um und durch den Erdboden herfleust. Dieser Phönix aber, oder diese Welt, bestehe so lange, biß der Himmel so oft herumbgehe, daß er und alle Sternen wiederumb in sein Nest also vnd auf derselben Stäte zu stehen komme, darin er war, als er zuerst von Gott erschaffen ward. Denn wenn das geschicht, so sey der Phönix todt, und habe die alte Welt ihren Lauffe vollbracht, und gehe alles wiederumb von neuen an. Das nennen sie Annum sidereum magnum, das große Welt-Jahr. — Wie viel Jahr aber dahin seyn, daß solche Veränderung, und Verneuerung des Himmelslauffes komme, haben die Gelehrten noch nicht ausrechnen können. Und weil ein jeder seine eigene Rechnung hat, so wird das Leben dieses Phönicis ungewiß gesagt.

Schlüßlich möge noch eine Anecdote von der Königin Christina von Schweden hier eine Stelle finden. Diese große Frau ließ 1665 eine Medaille prägen mit einem sich verbrennenden Phönix auf dem Revers und dem Worte „ΜΑΚΕΛΛΩΣ" ꝛc. diese Aufschrift vermochte Niemand zu enträthseln; die Gelehrten, in den Glossarien vergeblich nachsuchend, geriethen in Verlegenheit, denn etwas Gelehrtes, setzten sie voraus, müsse denn doch dahinter stecken. Davon war aber gar keine Rede; es war ein bloßer

Scherz. Die Aufschrift galt buchstäblich und zwar deutsch, nähmlich „makellos" vulgo tadellos. Die Königin, als sie dieß erklärte, lachte; und die Gelehrten lachten nicht.

Jacob Ensle in Constantinopel. *)

Wer Pouquevilles und Beauvoisins Reisen nach und in dem Orient gelesen hat, wird sich erinnern, daß sie bey manchen, vorzüglich bey einigen auffallenden Erörterungen über das Serail und den Harem in Constantinopel als Gewährsmann einen deutschen Gärtner mit Nahmen Ensle nennen. Die meisten dieser Angaben jedoch hatten das Schicksal von deutschen Recensenten für Erdichtungen gehalten und etwas hart mitgenommen zu werden. Unter Andern hat auch die Minerva 1806, Decemberheft, eine solche Critik geliefert, die ganz gemacht ist, die Glaubwürdigkeit obiger Reisenden zu beeinträchtigen und die jenes Deutschen, auf den sie sich berufen, ganz in den Schatten zu stellen, um so mehr als Herr von Archenholz, ein Mann von Gewicht, eine Note angehängt, welche für die Autorität seines Recensenten sprechen muß. Als dieser Aufsatz in der Minerva erschienen war, ermangelte Herr Ensle (ein Rastädter, also eine wirkliche existirende Person) nicht, dem Redacteur derselben seine Berichtigungen einzusenden. Er that dieß in einer versiegelten Zuschrift unterm 23. April 1807 frey

*) Herrn von Hammers vortreffliches Werk: Constantinopolis und der Bosporos, aus dem sich hier so Manches würde haben berichtigen und ergänzen lassen, war leider noch nicht erschienen.

Spätere Anmerk.

Frankfurt, directe an den Redacteur der Minerva. Allein da der Brief nicht völlig frankirt war, so ließ Herr v. Archenholz ihn uneröffnet zurück laufen, und scheute sich sofort nicht, den Einsender im Februarheft der Minerva von 1808 unter der Aufschrift: „Rüge einer deutschen Unart" selbst derb abzutrumpfen; Gründe genug, jeden, der die Gelegenheit hat, aufzufordern, den Charakter unsers deutschen Landsmanns in das rechte Licht zu setzen. Der würdige Bearbeiter von Beauvoisins „Nachrichten über den Hof des türkischen Sultans ꝛc.", Herr Keßler (damals großherzogl. Badenscher Major) that dieses auch seiner Seits, indem er sich der Sache des Hrn. Ensle mit verdienter Wärme annimmt, und die schriftliche Mittheilung desselben (1811 Hofgärtner in Rastadt) abdruckt. Hier wollen wir sie den betreffenden Puncten der erwähnten Critik einschieben, überzeugt, daß die Leser nicht nur an der entschiedenen Rechtfertigung unsres Landsmanns Antheil nehmen, sondern an den unterhaltenden Gegenständen, die dabey zur Sprache kommen, Interesse finden werden.

Mit dem Titel: „Fragment eines Schreibens an den Herausgeber der Minerva, den Harem des Großsultans betreffend" liest man im Decemberheft der Minerva 1806, S. 519 ff. Nachstehendes: ———
„In großer Entfernung von Ihrer Stadt, lese ich erst jetzt das Juliusheft der Minerva von 1805, und finde darin eine sonderbare Stelle des Reisenden Pouqueville, der mit allen Umständen seinen Besuch im innern Harem des Großsultans beschrieben hat; eine Erzählung so merkwürdiger Art, in Ansehung des Gegenstandes, daß sie eine nähere Beleuchtung verdient. Sie wissen, daß ich lange in Constantinopel gelebt habe, und daß folglich meine Bemerkungen und Zweifel nicht ganz die eines unberufenen Kritikers sind."*).

*) Der Herausgeber der Minerva kennt den Brief-

Hier ſind einige derſelben, etwas nachläßig hingeworfen, und Ihrem Gebrauch überlaſſen.

Nach Pouqueville's Erzählung war der Gärtner des Großſultans, der die Einführung dieſer Franzoſen, dieſer Chriſten, im Innern des kaiſerlichen Harem veranſtaltete, und ſie auch daſelbſt verrichtete, ein Deutſcher aus Raſtadt, Mr. Jaques genannt. Dieß iſt ſo gut, als wüßten wir ſeinen Namen gar nicht, da durch die Verſteckung des Zunamens ſich niemand nach dem Mann erkundigen kann, auch keiner in Raſtadt aufzutreten im Stande iſt, um der Sache zu widerſprechen; denn es kann ja mehrere Jacque's geben." — Hierauf erklärt Hr. Ensle wie folgt: Im Jahr 1794 wendete ſich der Großſultan Selim III. wegen eines deutſchen Gärtners, dem die verſchiedenen Zweige dieſer Kunſt in Europa, hinlänglich bekannt wären, an den k. k. Oeſterreichiſchen Internuntius, Baron von Herbert, der wegen ſeinem langen Aufenthalt in Conſtantinopel, daſelbſt allgemein beliebt und geſchätzt war. Ich befand mich damals in Wien, bey meinem Stiefbruder Franz Boos, der als k. k. Garten- und Menagerie-Director, ſo wie auch als botaniſcher Gärtner in Schönbrunn, angeſtellt war und es noch iſt. — Durch gedachten Kanal gelang es mir, den Poſten eines Obergärtners der Boſtandgi's im Serail zu erhalten, welcher vormals noch keinem Chriſten zu Theil wurde; unter Selims III. milder Regierung machte man von der Regel eine Ausnahme.

Am 28. Auguſt 1794 erhielt ich mein Anſtel-

ſteller als einen trefflichen Kopf, der viel und weit gereiſet iſt, viel geſehen, und mit großem Nutzen geſehen hat. Es wäre zu wünſchen, daß er ſeine geſammelten Bemerkungen der Welt mittheile, da beſonders die den Orient betreffende, einen Schatz von neuen, noch nie berührten Materien ausſtellen würden.

lungspatent aus Constantinopel, mit der ausdrücklichen, von mir nicht einmal nachgesuchten Bewilligung, des freyen Genusses des Weins im Serail. Die Ursache wegen diesem Punkt, habe ich in der Folge eingesehen: viele angesehene Türken kamen späterhin zu mir, diesen Trank bey mir zu genießen, und nahmen bey ihrem Weggehen Vorräthe davon mit sich, die allem Vermuthen nach, höhern Orts genossen wurden.

Nachdem ich mich durch einen Briefwechsel, auf drey Jahre zum Dienste der hohen Pforte verpflichtet hatte, reiste ich den 1. September 1794 von Wien ab. Meine Reise ging durch Hungarn, Siebenbürgen bis Hermannstadt; von da nach Bucharest, die Hauptstadt der Wallachey und Residenz des Fürsten Murussi, welcher von meiner Ankunft unterrichtet war. Hier war ich wohl empfangen, gut bewirthet, und der Fürst ließ mir die benöthigte Fuhre, Lebensmittel, und 7 armirte Arnauten als Bedeckung mit geben, welches nöthig ist, weil man in diesem Land gewöhnlich nicht in Ortschaften, sondern unter freyem Himmel übernachtet. Ich kam durch Adrianopel den 25. October in Constantinopel an. Hier war ich eingeschiffet und nach dreyviertelstündiger Fahrt auf dem Kanal, landete ich bey der Wohnung des Bruders von vorgedachtem Fürsten Murussi, damaligem Dollmetscher der hohen Pforte. Während neun Tagen genoß ich hier die beste Aufnahme. Nach dieser Frist wurde ich wieder eingeschifft, und nach Pera gebracht, allwo mir eine Wohnung bey einem armenischen Handelsmann, neben dem Hotel des Dänischen Gesandten, Herrn Baron von Hübsch, welcher beym Sultan einer vorzüglichen Achtung genoß, gemiethet wurde. — Dieser übernahm es dann auch, aus Auftrag vom Oesterreichischen Internuntius, welcher abwesend war, den Tag nach meiner Ankunft, mich dem Sultan Selim in meiner Landestracht vorzustellen. — Von Pera fuhr ich täglich nach Constantinopel, meine Arbeiten zu be-

ginnen und fortzuſetzen: zwey Monate wohnte ich zu Pera, bis mir im Serail an der Gartenmauer eine bequeme Wohnung erbaut war. Dieſe beſtand aus vier geräumigen Zimmern nebſt Küche, und war das Werk von gedachter Zeit, das heißt, alles im leichten Styl türkiſcher Bauart.

Nach kurzem Aufenthalt in Pera erhielt ich durch Herrn Baron von Hübſch, auf des Sultans Befehl, türkiſche Kleider. Der Anfang meines neuen Koſtüms wurde mit Raſiren des Kopfes begonnen; hierauf ward ich wie ein Muſelmann gekleidet, nur mit dem Unterſcheidungszeichen, ſtatt des Turbans den Kalback, ſo wie ihn alle Dollmetſcher tragen.

Achmet Bey, ein Günſtling des türkiſchen Kaiſers, war Oberaufſeher der Gärten im Serail. Ich kam ganz unter den Befehl dieſes ſehr wichtigen Mannes. Er war meine Stütze und mein Schutz, und keiner außer ihm hatte mir in dieſem Gouvernement das Geringſte zu ſagen.

Lange Zeit blieb mir der Dienſt als Obergärtner im Serail äußerſt angenehm; allein es ergaben ſich nach und nach zu viele Gelegenheiten, gegen die türkiſchen Sitten und Geſetze anzuſtoßen, die mir, unerachtet eines ſehr beträchtlichen Gehaltes, dennoch meine Lage nicht allein verdrüßlich, ſondern auch gefahrvoll machten. Sie alle anzugeben, dürfte der Raum dieſer Blätter nicht geſtatten; ich erlaube mir deßhalb nur einige kurzgefaßte Erläuterungen über die vorangeſchickte Kritik mitzutheilen, und ſodann diejenigen Motive in abgebrochenen Sätzen als Folge darzulegen, die für mich geeignet waren, Conſtantinopel und ſeine Herrlichkeiten mit dem ruhigern Aufenthalt im Vaterland wieder zu verwechſeln.

Die Minerva fährt fort: „Die europäiſchen Türken haben gar nicht den Gebrauch, Chriſten zu ihrem häuslichen Dienſt zu gebrauchen; doch könnte Mr. Jacques — obgleich in der Erzählung kein Wort dieß

anzeigt — ein Renegat geweſen ſeyn, in welchem Falle eine Ausnahme zu machen wäre. Die Renegaten werden aber von den Türken verachtet, und gerade wegen der Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt. Iſt es alſo wohl wahrſcheinlich, daß der Großſultan die Aufſicht ſeiner Gärten im Serail, die mit dem Harem zuſammenhängen, einem Renegaten anvertraut haben ſollte?" — Dagegen Herr Ensle: So wenig ich mich dazu würde verſtanden haben, ein Renegat zu werden, eben ſo wenig hat man über dieſen Punkt während meines beynahe achtjährigen Aufenthalts im Serail, auch nur die mindeſte Frage an mich gethan. Herr D***, der ſich als Berichtiger der Reiſe Pouqueville's im Decemberheft 1805 der Minerva aufwirft, hat, wo nicht immer, doch in dem Puncte recht: daß Renegaten, wegen Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt werden. — Bey mir traf indeſſen dieſer Fall niemals ein; ich trat in den Dienſt des Sultans als Chriſt, und verließ denſelben wieder, unangefochten als ſolcher.

„Zufolge der Beſchreibung Pouqueville's (lautet es in der Minerva weiter) ſind ſowohl der große als die kleinern Gärten des Kaiſers ſo unbedeutend, daß der kleinſte Edelmann in Europa ſich nicht damit begnügen würde; auch fand ſich keine Frucht, Pflanze oder Blume darin, die der Aufmerkſamkeit der Reiſenden würdig war. Zu dieſer ſo geringen Cultur alſo ſollte der Großſultan einen Ausländer annehmen, dem er 6000 Piaſter jährlichen Gehalt gibt? Wenn die Sache ſich ſo verhält, ſo muß man geſtehen, daß Mr. Jaques ein glücklicher Mann war, einen ſolchen Platz gefunden zu haben; aber ganz unglaublich unvorſichtig war es, einen ſo anſehnlichen jährlichen Gehalt, deſſen ſich wenige Miniſter an den großen deutſchen Höfen rühmen können, und ſelbſt ſein Leben zu wagen, bloß um die Neugierde einiger Fremden zu befriedigen.

Mr. Jaques hatte ſich die Schlüſſel zum Eingang des Harems verſchafft; zu den geheimen Zimmern der Sultanin Valide; nicht etwa zum Gartenhauſe, nein! zu dem heiligen Aufenthalt ſelbſt, der durch Religions-Grundſätze, durch alle Sitten, durch Eiferſucht und türkiſchen Stolz beſchirmt, und von Verſchnittenen ſehr genau bewacht wird!!! Aber wie hat Jaques ſich dieſe Schlüſſel verſchafft? Wer konnte ſie in Verwahrung haben? Man ſollte doch denken, der kommandirende Officier der Boſtandgiswache, oder der Befehlshaber der Verſchnittenen; denn der Schlüſſel zu einem feſten Schloſſe, oder von irgend einem Eingang zu demſelben, befindet ſich doch nicht in den Händen eines alten Thorwächters." — Darauf ſagt Herr Ensle: „Was die Unbedeutenheit der Gärten des Serails betrifft, wovon Herr Pouqueville ſagt, daß ein kleiner Edelmann ſelbige in Europa weit ſchöner habe; ſo iſt dieſe Angabe, relativ betrachtet, Wahrheit. Wir beſitzen weit fürtrefflichere Privatgartenanlagen, als jene Gärten an den orientaliſchen Höfen es ſind. Die damalige Mode der Europäer huldigte, in Betracht der Gärten, dem engliſchen Geſchmack; in Conſtantinopel dominirte franzöſiſche und holländiſche Sitte. Jedoch waren dieſe Gärten in ihrer Art ſchön; ſie wurden wegen ihrem angenehmen Schatten beybehalten, ein ſehr weſentliches Bedürfniß für dieſes heiße Klima! Hätte ich dorten Wieſenthäler mit Schlangenwegen anbringen wollen, ſo würde ich den Beyfall der Türken durchaus verfehlt haben. Sie lieben weder erfreuliche Ausſichten noch Natur, ſondern momentanen Genuß, und Vergnügen. Ich mußte mich nach dieſen Launen richten. — Ueberdieß umgibt das Serail eine 62 Schuh hohe Mauer; ich konnte demnach von keiner Anſicht, deren ſehr viele und merkwürdige vorhanden ſind, Gebrauch machen, weil dieß alles für Osmanen keinen Reiz hat. — Die Urſache der hohen Mauer iſt keine andere, als die im

Garten luſtwandelnden Weiber des Großherrn vor jedem männlichen Blick zu bewahren. Dieſer Gebrauch hoher Mauern herrſcht allenthalben in dieſem Reich.

Da ich hier einmal von den Gärten des Serails rede, ſo erlaube man mir noch einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Der Garten des Serails beſteht aus mehreren Alleen, Bögen und Laubgängen, mit Jasminum officinale, Passiflora coerulea, Phaseolus caracalla und verſchiedenen Roſenarten überſchattet. — Baſſins und Waſſerfälle, deren Grund und Wände aus Marmor beſtehen, geben ihm Zierde. Eine ſchätzbare Sammlung von Kupferabdrücken hat Herr Melling in Paris (ehemaliger Architekt der Hadidge Sultaninn, Schweſter des Kaiſers) als Anſichten des Serails, Conſtantinopels und ſeines Bezirks herausgegeben, durch deſſen Güte ich mehrere Blätter aus dieſer Sammlung als ſchätzbare Andenken erhalten habe.

Rechts im Garten ſtößt das ſogenannte Frankiosk ans Meer. Auf ſeinen beyden Seiten befindet ſich eine Orangerie im freyen Grund; ſie wird im Winter mit einem hierzu eingerichteten Dache bedeckt. Dieſer Kiosk wird der ausländiſche Pavillon genannt, weil er nach europäiſcher Bauart angelegt, und ſtatt überladener Vergoldung mit Malereien ausgeziert iſt. An ſeiner Decke hängt ein kryſtallener Kronleuchter herab, welcher vom engliſchen Geſandten, Lord Elgin, im Namen ſeines Königs, dem Sultan verehrt wurde; man ſchätzt ſeinen Werth auf 1500 Pfund Sterling. Ingleichen befand ſich hier eine ſehr koſtbare Penduluhr, welche, wann ſie ſpielte, die Muſik eines vollſtändigen Orcheſters hören ließ. Sie war ein Geſchenk des ſpaniſchen Miniſters. Der Künſtler, der ſie in Wien verfertigte, und nach Conſtantinopel brachte, erhielt, ohne ihren Werth zu rechnen, bloß um ſie an Ort und Stelle zu bringen und

aufzuſtellen, 6000 Piaſter, für dieſe Mühe und ſeine Reiſe.

Was edle Gartenfrucht und Blumen betrifft, ſo waren dieſe in den Gärten des Serails in Menge, und weit vollkommener als bey uns vorhanden; das vortreffliche Klima trug hierzu ſchon alles bey. Im Simpil Yachtcheſſer (Hyazinthen Garten) hatte ich allein für 16,000 fl. Hyacinthenzwiebeln, die ich auf einmal aus Holland kommen ließ, und für mehr als 6000 fl. Ranunkeln, Anemonen ꝛc. angepflanzt. — Die köſtlichen chineſiſchen Blumentöpfe, die zu tauſenden vorhanden waren, und wovon das Stück 150 bis 200 Piaſter koſtete, hat Herr Pouqueville überſehen. — Ich habe in ſolchen Töpfen Gurken gezogen, und ſelbige dem Großherrn am Bairamsfeſt überreicht, wo ſie allgemeinen Beyfall fanden; bey uns würde jede andere Frucht vorgezogen worden ſeyn. Ingleichen zog ich Ananas, welche die erſten waren, die im Serail je geſpeiſt worden ſind; ſie erhielten indeſſen keinen Vorzug.

Es hat ſeine volle Richtigkeit, daß ich mehrere am Hofe des Sultans accreditirt geweſene europäiſche Geſandten, und auch Herrn Pouqueville ꝛc. in das Serail und den Harem eingeführt habe. Aber dieß geſchah immer in Abweſenheit oder im Einverſtändniß weniger Schwarzen. Ich mußte hierbey den Zeitpunkt in Acht nehmen, wo der ganze Hof abweſend war. Meiner längern Bekanntſchaft an dieſem Hofe, meiner Beſchäftigung allda hatte ichs zu verdanken, daß mir die Schlüſſel, ſelbſt zu den heiligſten Stellen des Serails, anvertraut wurden. Bey Einführung eines Fremden hatte ich mich nur vor jenen Türken zu hüten, in denen der Religionshaß gegen die Dglauer (Jauor) noch zu ſehr dominirte.

Die Schlüſſel des Harems mußten mir überdieß bey allen Gelegenheiten, wo die Damen und ihre Sklavinnen abweſend waren, dargebracht werden,

weil ich ebenfalls die Beſorgung über ihre Gärten hatte. Waren ſie vorhanden, dann ließ ich dem Kislar-Aga durch meinen Beſtandgy melden, daß ich im Garten zu thun hätte, der ſodann mehrere Verſchnittene befehligte, mich und meine Arbeiter zu begleiten und zu bewachen.

Die Minerva weiter: „Alle obige Zweifel aber ſollen ſich heben durch den Umſtand, daß der ganze Harem nach Beſick-Taſch transportirt war. Dieß wäre freylich etwas, wenn der Gedanke, einen Harem von drey hundert und fünfzig Weibern mit allen ihren Sklavinnen zu transportiren, nicht eben ſo vielen Zweifeln unterworfen wäre, wie die Sache ſelbſt, die dadurch wahrſcheinlich werden ſoll.

Es wird durchgehends in Conſtantinopel angenommen, daß der Sultan ungefähr 350 Weiber zum Luxus hält; wenn man nun einer jeden nur eine Sklavinn gibt, ſo machen dieß 700 weibliche Geſchöpfe. Dieſen ganzen Schwarm ſollte der Sultan dießmal — denn man hat in Conſtantinopel nie von einem ähnlichen Einfall des Kaiſers gehört — mit ſich führen, um eine kurze Zeit ein Luſtſchloß zu bewohnen. Das ſcheint unglaublich. Die Weiber werden gewöhnlich nur in der Stille und in verdeckten Gondeln transportirt. Dieſe Gondeln aber ſind ſo klein, daß unter der Deckung kaum drey oder vier Perſonen Platz finden; zweyhundert ſolcher Gondeln würden nicht hinreichen, und ein Aufſehen erregen, das die Türken mit ihren Weibern gar nicht machen; denn dawider ſtreiten Sitte, Geſetze und Religion. Bey meinem langen und wiederholten Aufenthalt in Conſtantinopel, habe ich oft gehört, daß, gerade um Aufſehen zu vermeiden, der Sultan nie mehr als eine oder zwey Damen mit ſich führt, wenn er aufs Land geht." — Dagegen Herr Ensle: Daß der ganze Harem von 350 Weibern nach Beſick-Taſch transportirt wird, kommt dem Herrn Berichtiger D*** ganz unglaublich

vor; aber es iſt dennoch Wahrheit, wenigſtens habe ich mich fünfmal mit eigenen Augen davon überzeugt. Ich war mit im Gefolge, mußte den dortigen Garten ebenfalls in Stand ſetzen, und die Zubereitungen zur Aufnahme mit beſorgen helfen. — Unter vorgedachter Anzahl Weiber, beehrte zu meiner Zeit den Großſultan nur fünf vorzüglich mit ſeiner Gunſt, und unter dieſen hatte er noch eine Favoritinn, der ich, vor allen andern, meine ſchönſten Blumen ſchicken mußte. Die andern Weiber ſind alle als Sklavinnen zu betrachten, nur mit dem Unterſchied, daß unter ihnen wieder Auswahlen, wie an den europäiſchen Höfen, ſtatt finden. Man wählt nemlich unter dieſem weiblichen Perſonal, Hofdamen für die begünſtigten Frauen des Kaiſers und für die Valide Sultaninn aus. — Die begünſtigten Frauen, werden beym Leben des Kaiſers ſehr hoch geachtet; nach ſeinem Ableben kommen ſie in das Aeski-Serail, oder alte Schloß, wo ſie lebenslänglich gut verpflegt werden. Nur diejenigen, welche Mütter geworden ſind, bleiben in ihrem vollen Glanz: ſie werden als Sultaninnen ausgerufen, behalten lebenslänglich ihren Hofetat, und erhalten nach dem Tode des Sultans, auſſer dem Serail, ihre Wohnungen.

Um nun zu begreifen, wie ein großer Troß türkiſcher Weiber auf Gondeln, nach irgend einem Luſtſchloß des Kaiſers kann transportirt werden, muß man ſie, mit eigenen Augen, ſitzen geſehen haben. — Nicht vier Damen — nach der Angabe des Herrn D*** — ſondern zwölf haben vollkommen Raum, in denen zu obigen Zweck beſtimmten Fahrzeugen. —

Fährt der Kaiſer ſpazieren, ſeine Mutter oder Schweſtern zu beſuchen, dann nimmt er keine Damen mit ſich, weil die dortigen Geſellſchafterinnen ſeiner Fantaſie allenfalls zu Gebot ſtehen; reiſt derſelbe aber incognito, dann nimmt er nur ſeine Favoritin, und einige Sklavinnen mit ſich, welches oftmals

im Frühling geſchieht, ehe und bevor der ganze Harem aufs Land zieht.

Im Früh- und Spätjahr pflegte Sultan Selim III. ſich nebſt ſeinen Frauen in Tou-Capi Harem, im Sommer auf dem Lande und im Winter im Aeski-Serail, aufzuhalten.

Nach Mr. Pouqueville's Verſicherung (lautet es ferner in der Minerva) waren in den Zimmern der Sultaninn keine Möbeln, auſſer einigen Comoden. Es läßt ſich nicht wohl denken, daß Damen ohne Möbeln ſind. Tandur Sopha, Teppich, Blumentöpfe, lange ſehr prächtige Tabackspfeifen (die Türkinnen rauchen ſo wie die Männer) Muſik-Inſtrumente, Kronleuchter, Waſchgeſchirr, Wand- und Handſpiegel u. ſ. w. ſind einer türkiſchen Dame ſehr nöthig, wie einer Europäerinn ihre Toilette-Möbeln.

Die Aufbewahrungszimmer aller dieſer nöthigen Dinge, können doch wohl nicht weit vom Wohnzimmer der Gebieterinn ſeyn; indeſſen hat Mr. Pouqueville von allen dieſen Dingen nichts geſehen, und war doch, wie er verſichert, im Wohnzimmer der Valide-Sultaninn. Waren die Möbeln etwa auch nach Befick-Taſch transportirt? oder war das Wohnzimmer der Sultaninn Mutter vielleicht ein, auſſer dem letzten Bezirk des Serails gelegenes Garten Pavillon Zimmer? — Es giebt dort, wie ich weiß einen ſolchen, welcher zu dem der Valide-Sultaninn gehörigen Gebäuden mitgezählt wird. Vielleicht ſahe Pouqueville einige dieſer Gemächer, wo welche von den geringſten Sklavinnen der Sultaninn wohnten; Sklavinnen, die gewöhnlich zu den niedrigſten Dienſten gebraucht werden. Dieſe Weibsperſonen haben nicht einmal in das Innere des Harems Eingang, weil ihre durch ſolche Arbeit ſchmutzigen Kleider, die Atmosphäre der Damen verpeſten würden.

Die Badwanne, von welcher Mr. Pouqueville eine Beſchreibung macht, iſt für jemand, der die tür-

kiſchen Bäder kennt, eine ganz beſondere Erſcheinung. Die Türken baden in marmornen Stuben, die ſo geheizt werden, daß eine überfließende Transpiration erfolget, ſodann begieſſen ſie ſich mit heißem Waſſer, um den Schweiß abzuwaſchen, das ablaufende Waſſer rinnt in kleinen am Fußboden angebrachten Ableitungen fort; ſie ſitzen dabey auf marmornen Bänken, die ſo breit ſind, daß ſie ſich darauf legen können, um ſich die Glieder ausrecken zu laſſen. Man ſieht leicht auf den erſten Blick, daß eine Badwanne hier ganz zweckwidrig iſt, indem ſich der Badende in ſeinem eigenen Schweiß alle die Unreinlichkeiten wieder an ſich ziehen würde, deren Entledigung doch der Zweck des Badens iſt. —

Herr Ensle erwiedert hierauf: Was die Zimmern der Damen betrifft, ſo ſind darinnen keine andere Möbels, als rings herum an den Wänden Sopha's, Vaſen für Rauchwerk und wohlriechende Waſſer, und Blumentöpfe. Befinden ſich die Frauen auf dem Lande, dann werden obgedachte Gegenſtände an einem verſchloſſenen Ort in Verwahrung gebracht; die Damen waren eben damals auf dem Lande, als ich Herrn Pouqueville in den Harem einführte; es konnten demnach gedachte Möbeln nicht von ihm geſehen werden. — Nur im Halbet Saale wo die Damen zuſammen zu kommen pflegen, wo die Sklavinnen Muſik machen, und tanzen, bleibt alles unverändert. Hier ſind alle Gattungen von Kronleuchtern, Spiegel, Uhren und Springbrunnen angebracht, aber keine Seſſel, keine Commoden. (Bey den vornehmen Türkinnen iſt das Tanzen nicht im Gebrauch, ſie laſſen ſich, gegen Bezahlung, vortanzen, und die Sklavinnen werden hierzu abgerichtet.)

Daß das weibliche Perſonal im Serail Taback rauche, hiervon iſt mir in der That nichts bekannt! Ich habe wenigſtens nirgends Spuren davon wahrgenommen. Gemeine türkiſche Weiber auſſer dem

Serail, thun es in dieser Beschäftigung oft ihren Männern zuvor, welches ich häufig gesehen habe. —

Daß die Sklavinnen zu mannichfachen Arbeiten im Serail gebraucht werden, ist wahr; indessen verrichten sie doch keine solche, die sie so besudelten, daß die Atmosphäre der Damen, durch ihre Kleidungen verpestet würde. Diese Sklavinnen werden keineswegs wegen vieler und harter Arbeiten, sondern lediglich zum Staat und zur Unterhaltung der Damen und der Favoritinnen, angestellt und unterhalten. Ihre Beschäftigungen bestehen im Waschen, Sticken, Caffee zubereiten, Musik und Tanz, und im Abstäuben der Zimmer. Letztere Arbeit, welches wohl die schmutzigste seyn dürfte, macht ihnen wenig Mühe, in einem eingeschlossenen Raum, der keine Aussichten auf die Strassen darbietet, folglich wenig Staub aufnimmt, und oft ganze Monate, von seinen Bewohnerinnen nicht verlassen wird. — Diese Sklavinnen kochen nicht einmal; die Speisen werden durch Köche zubereitet, und Mittags 9 Uhr, so wie Abends 5 Uhr, durch solche, begleitet von Verschnittenen, in den Vorhof des Harems gebracht.

Im Wohnzimmer der Valide Sultaninn, befanden sich zur Zeit unsers Besuchs, nur zwei antike Spiegel, mehrere Commoden von chinesischer Arbeit, und verschiedenen Malereyen; alles dem Ansehen nach, schon sehr alt.

Das Marmorbad der Valide Sultaninn, so wie auch die Badwanne des Sultans sind genau nach der Angabe des Herrn Pouqueville eingerichtet; es war sogar zu sehen, daß von der letztern, nach denen beyden angebrachten Röhren fürs kalte, und warme Wasser, Gebrauch gemacht ward.

Es mag (schließt die Minerva) an diesen wenigen Bemerkungen genug seyn, um mein Urtheil zu rechtfertigen, wenn ich diese hier erzählte Episode des

Pouqueville'ſchen Reiſewerks in die Claſſe der Dichtungen ſetze.“

Worauf Herr Enslie erklärt: „— Ich finde übrigens die Angabe des Herrn Pouqueville, in ſo weit ſelbige die Gärten des Serails und den Harem betreffen, keineswegs übertrieben, oder geeignet, durch die Kritik des Herrn D*** in die Claſſe der Dichtungen geſetzt zu werden.

Suum cuique!

. . . . . Da nun nicht alles Gold iſt, was in der Ferne deſſen Schimmer trägt, ſo konnte es auch Gründe geben, die mich wünſchen ließen, die Gärten des Serails, die ſo heſperidenähnlich manchen uneingeweih'ten Fremdling entgegen glänzen, gegen die vaterländiſchen Fluren an geliebten Rheine wieder umzutauſchen. — Ueber 6000 Piaſter jährliche Einnahme? . . . freilich eine ſchöne Summe! Nur ſie in beſtändiger Furcht bei einer Menſchenrace zu erwerben, die der genügſamen deutſchen Nation ſo ſehr weſentlich nachſteht; . . . Nein! hierzu konnte mich nur ein Aufenthalt von beinahe 8 Jahren, und keine Stunde weiter beſtimmen. Man höre und erwäge jetzt einige Gründe:

Die ſchwarzen Schwärme jener verſtümmelten Afrikaner, die zu keinem Geſchlecht gehören, hatten durch öfteres Beſuchen meiner Wohnung, den Trank gewittert, der den Türken in ihrem Koran ſo ſtrenge verbothen iſt. Sie verlangten mehrmals Wein von mir; ob es ihnen ums Trinken zu thun war, oder mich zu prüfen, weiß ich nicht; ich gab ihnen indeſſen keinen. Sie ſetzten mich aber dennoch durch ihr Begehren, oft nicht in geringe Verlegenheit, und ſie erbrachen mir ſogar einmal die Schränke, wo ſie Liköre fanden, die ſie wie Waſſer ſoffen, mit dem Schimpf Ausdruck: Anna sarra siglim jauer, das heißt: du Ungläubiger, ich . . . doch ich mag den ganzen Sinn der ekelhaften Phraſe hier nicht ausdrücken —

in gleiche Verlegenheit kam ich mit den Speisen. Bey den Türken herrscht der Gebrauch, daß die Männer nicht allein alles einkaufen, sondern auch die Speisen zubereiten. Ich hatte einen Griechen zum Koch; dieser mußte oft Speisen zurichten, die für höhere Personen abgeholt wurden, und von denen er selbst nichts genießen durfte. Wäre ein fanatischer Türk aufgetreten, hätte mich ein solcher über dieses Benehmen zur Rede gesetzt und mich ermordet, dann hätte er noch geglaubt, ein gutes Werk gethan zu haben: denn ein Mord auf diese Art, gilt bei ihnen für eine edle That. — Von ihrem wilden fanatischen Instinkt hatte ich das Uebelste zu fürchten.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel, richtete die Pest mehrmals ihre Verwüstungen an; ein einziger Tag raffte nicht Hundert sondern Tausende hinweg. — Mein Dienst nöthigte mich, besonders im Sommer, wann der Hof sich auf dem Lande aufhielt, fast täglich Schiffe zu besteigen, um nach des Kaisers Lustschloß Besik-Tasch oder nach Eyub zu fahren. Im Sommer wüthet gewöhnlich diese furchtbare Seuche. Ich verlohr einmahl in einem Tag bei einer solchen Fahrt, fünf von meinen Arbeitern, die sich die Ansteckung im Schiffe geholt hatten; an zehn andern Tagen raffte mir die Pest zwölf Arbeiter hinweg. Ein Gefährte von mir, auch ein gebornes Rastadtler, Nahmens Ullersberger, stand als Gärtner unter mir; er verließ aber schon im dritten Jahr Constantinopel, aus Furcht vor gedachter Seuche. — Das Unangenehmste war für mich, wenn diese fürchterliche Plage eintrat, daß ich, so lange sie anhielt, bey den europäischen Gesandten, keinen Zutritt mehr hatte, die mich immer sehr wohlwollend behandelten. In solchen Zeiten weicht alles, was Furcht vor dieser Krankheit hat, einander aus; nur die gemeine Volksclasse, hält die Pest für Gottes

Schickung, und bei ihnen darf man nicht einmal deshalb Beſorgniſſe äuſſern.

Familien-Angelegenheiten, und der Wunſch, mein Vaterland wieder zu ſehen, beſtimmten mich, auf einige Zeit um Urlaub nachzuſuchen; dieſer wurde mir verweigert. — Kurz hernach überfiel mich eine ſo heftige Kolik und Diarrhöe, daß ich 32 Tage hindurch im Serail darnieder lag, ohne daß mir konnte geholfen werden. — Mein biederer Freund Melling war mein Retter. Er ließ mich, ſchon ganz entkräftet, aus dem Serail abhohlen, und nach Pera bringen, von wo Herr von Knobelsdorf, damaliger K. preußiſcher Geſandter, der mir immer viel Wohlwollen bezeugt hatte, — mich in ſeinem Wagen nach Bujuctere führen ließ. Hier hatte Herr Melling ſeinen Sommeraufenthalt. Bey ihm fand ich die theilnehmendſte Aufnahme. Ein altes armeniſches Weib, begann eine vortheilhafte Kur mit dem abgezehrten Patienten, und dieſe Kur ward hernach durch den Leibarzt des Herrn Baron v. Herbert vollends zu meinem Heil vollendet. Nach den Aeſſerungen meiner Retter, hatte ich Gift bekommen. —

Einſtmals erhielt ich vom Kaiſer den Befehl, ſeiner dritten Gemahlin in Geſchwindigkeit den Garten mit Blumen zu beſetzen. Beym Beginnen dieſer Arbeit, kam der Schwarze dieſer Dame, geradezu aus ihrem Zimmer, welches ganz und gar gegen die Sitte war. Er überreichte mir eine Taſſe Caffee, nebſt einem Bockſcha, aus einem geſtickten Tuch beſtehend. Was er mit Beiden wollte . . . weiß ich nicht. Den Caffee, ſtatt ihn zu trinken, goß ich zur Erde nieder aus Furcht, er möchte nicht rein ſeyn. Dieſe Dame war krank; ihr Doktor, der ſie herſtellen wollte, aber dieſes nicht konnte, wurde auf einem Schiff ermordet. Ein gleiches Schickſal traf einen Doktor Namens Janaki, welcher der kranken Beykham-Sultaninn, Schweſter des Kaiſers, zur Ader ließ, wo-

durch ihr Zuſtand gefährlicher wurde; der Doktor wurde deshalb in einem Pferdeſtall erdroſſelt. —

Mehr als dreyßig Europäer, meine Zeitgenoſſen, welche der Pforte ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet hatten, waren gegen das Ende meines dortigen Aufenthalts bereits aus eigenem Antriebe, theils mit Abſchied hinweg gegangen; mein Freund Melling ſchickte ſich auch allmählig an, Conſtantinopel zu verlaſſen.

Wenn ein türkiſcher Sultan acht Jahre regiert hat, und keinen Thronenerben erzeugt, dann will es das Geſetz, daß er detroniſirt werde. Selim III. war kinderlos: er regierte zwar bereits länger, allein ſein Volk erlaubte ſich auch gegen ihn ſehr aufrühreriſche Reden, die auf eine bevorſtehende Staatsumwälzung hindeuteten.

Paſſawan-Oglou trieb ſein Unweſen zum Schrecken der Bewohner Conſtantinopels in der Wallachey.

Die Türken ſind in der Regel undankbar gegen fremde Verdienſte. Nur wenige Beyſpiele hierüber: Unter Huſſein-Paſcha, dem damaligen Capudan-Paſcha, der ein großer Gönner der Franken war, wurde die türkiſche Marine auſſerordentlich verbeſſert, und vergröſſert. Der berühmte Schiffbaumeiſter und Directeur Lebrun, hatte mehrere Fahrzeuge erbauen laſſen. Ein Kriegsſchiff von 110 Canonen war auf den Werften Conſtantinopels in Arbeit; es kam plötzlich Feuer auf dieſem Schiffe aus, und zwar um die Zeit des Einfalls der Franzoſen in Egypten. Lebrun, als Franzoſe, fiel in Verdacht dieſes Ereigniſſes, aber unſchuldig; er rettete noch glücklich ſeine Perſon durch eine ſchleunige Flucht nach Rußland. Sieben von ſeinen Kalva's (griechiſche Baumeiſter) wurden ohne weitere Unterſuchung und bloß darum ſtrangulirt, weil ſie beim Ausbruch des Feuers auf dem Schiff gearbeitet hatten. — Unter dem nemlichen Capudan-Paſcha wurde auch das neue ſchöne Marine-Baſſin neben dem Arſenal in der Vorſtadt Eyub, durch ſchwe-

diſche Officiere unter der Direktion des Capitains von Rode erbaut, welches die größten Schiffe und in beträchtlicher Anzahl, aufnimmt. Als dieſe Herren ihre vortrefflichen Arbeiten beendigt hatten, ſank ihr Anſehen, und man ließ ſie weiter ziehen. —

Ein Venetianer hatte eine wohl qualificirte Pulvermühle errichtet, welche allgemeinen Beifall fand und reichliche Ausbeute gab. Kaum war dieſes Werk im beſten Gang, da kam ein Armenier, welcher die Sache gründlicher zu verſtehen vorgab, und der Erbauer mußte ihm weichen.

Sobald die Türken glauben, dasjenige erlangt zu haben, was ſie ſuchen und wünſchen, und wären ſie auch nicht im Stande es zu unterhalten: ſo iſt ihnen dieſes ſchon hinlänglich, und der Erfinder muß ſich reiſefertig machen. — Dieſe Bilder ſind kleine Schilderungen ihres ſchwankenden Charakters; in ihnen liegen dann auch einige Beweggründe, welche mich aus Conſtantinopel hinweg zogen.

. . . . Genug für jetzt, mit Anekdoten und Epiſoden! Die Heimath winkt in der Ferne. — Am Ende des Canals bey Pera ſchiffte ich mich ein, und fuhr auf dem ſchwarzen Meer bis nach Varna. Als ich hier anlangte, bat ich den Paſcha um eine Eskorte gegen Zahlung bis Siliſtria; dieſer gab mir aber die troſtreiche Antwort: er könne mich nicht ſchützen, weil ſeine Soldaten wirklich im Kriege wären, mit dem Paſcha von Siliſtrien. In Varna wohnte ich bei einem griechiſchen Popen, und zu meinem Glück fand ich daſelbſt einen ruſſiſchen Courier, der im Begriff ſtand, weiter zu reiſen. Mit dieſem ſchloß ich einen Akkord ab, daß er mich in ſeinem Kibitke mitnahm. Als Tartaren gekleidet, reiſten wir unangefochten bis in die Gegend von Siliſtria. Mein Gefährte war des Weges kundig; er traf bekannte Türken in einem Dorfe an, welche uns bis an die Grenze der Wallachey begleiteten: Bevor wir daſelbſt

ankamen, fanden wir sehr traurige Spuren der Verwüstung. Viele Dörfer lagen in der Asche, und viele waren menschenleer. Unsere Begleiter durchsuchten die Häuser, und nahmen von Lebensmitteln mit, was sie vorfanden. — In der Wallachey glaubten wir sicherer fortkommen zu können, wir fanden aber alles in größter Unruhe. Der berüchtigte Passawan-Oglou trieb sein Wesen in dieser Provinz; alle Menschen von irgend einem Ansehen waren geflüchtet, die Strassen wimmelten voll Flüchtlingen, die sich nach der österreichischen Grenze retteten. — Der Courier nahm jezt seinen Weg über Belgrad, und ich über Siebenbürgen nach Wien. Zum Glück war dieses Jahr keine Pest in den osmanischen Staaten, sonst hätte ich noch an Oesterreichs Gränzen 40tägige Quarantaine halten müssen.

Ich säumte mich nicht auf meiner Reise. Das Verlangen nach dem Vaterlande, und nach dem mir daselbst von meinem gnädigsten Fürsten zugesagten Posten als Hofgärtner, ließen mich selbige beschleunigen, und somit traf ich gegen Ende des Julius 1802 in Rastadt ein."

Der Leser möge nun das Cuique suum selbst ausmitteln, und urtheilen, in wie ferne Herrn Enßle Unrecht geschehen!

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Dritte Reihe.

Condillacs Cours d'études etc. welche ist die Originalauflage?

Von Condillacs bekanntem Werke: Cours d'études pour le Prince de Parme etc. ist die Auf-

lage mit dem Titel: Parme, de l'imprimerie royale, 1776, der Zweybrückner Nachdruck in 16 Bänden; und die Ausgabe mit dem Impressum Deux-Ponts 1782, das Parmesaner Original Bodoni's vom Jahre 1775 in 13 Bänden; Exemplare mit dem ursprünglichen Titel des Originals kennt man nur 2 bis 3. Wie es kam, daß auf diese Weise das Original den Titel des Nachdrucks, und der Nachdruck den von jenem führt, erzählt der gelehrte Bücherkenner Renouard in seinem Catalogue des Livres imprimés par Bodoni, wie folgt: „Kaum war die Bodonische Ausgabe fertig, als der spanische Hof über einige Stellen, welche Aeußerungen, die ihm zu kühn schienen, enthielten, von dem Fürsten von Parma die Unterdrückung des Werkes verlangte. Die Bekanntmachung desselben wurde alsogleich verbothen; aber zwey oder drey Exemplare, welche der Buchdrucker bereits ausgegeben hatte, schützten dieß Werk vor der bedrohten Vernichtung. Eines jener Exemplare diente zu dem Zweybrückner Nachdruck, welchen das Publicum, unbekannt mit dem Vorfall in Parma, für die Originalauflage hielt. — Endlich, im Jahre 1782, bewilligte man den Verkauf dieser letztern mit dem falschen Titel Zweybrücken 1782, und mit einigen Aenderungen im Text, für welche man Cartons anbrachte. Die Exemplare mit den alten Blättern und diesen Cartons zugleich sind folglich viel interessanter, und diejenigen, welchen jeder Leser den Vorzug geben muß." — Condillac, sonst ein Mann von gemäßigtem Character und redlichem Sinn, war der Bruder des Abbé Mably, und geboren zu Grenoble 1715, gestorben zu Flux im Loire-Département 1780.

Tagsblätter in London.

Nach Berichten eines Deutschen in London erscheinen in dieser Stadt an 60 Tageblätter, manche

in einer Auflage von 10,000 Exemplaren. Copiſten, Setzer, Correctoren, Drucker, Lagenmacher ꝛc. arbeiten die ganze Nacht, um am früheſten Morgen das zu publiciren, was noch wenige Stunden zuvor ein Geheimniß war, oder zuweilen erſt zur Mitternachtzeit in den Parlaments-Sitzungen verhandelt wurde. Der eine Setzer überliefert ein abgeſetztes Blatt ſchnell einem zweyten, dieſer einem dritten u. ſ. w. nach Verhältniß der Stärke der Auflage, bis der regulirte Satz endlich in die mit unglaublicher Schnelligkeit wirkende Dampf-Druckerpreſſe gelangt. Dieſe von einem Deutſchen, Namens König, aus Eisleben, erfunden, druckt auf beyden Seiten in einer Stunde an 1000 Bogen, und macht nur 2 Individuen dabey nöthig.

Byrons Honorar.

Das Honorar, welches der Verleger des Lord Byron dieſem Dichter bereits bezahlt hat, beträgt nicht weniger als 16,000 Guineen, eine Summe, deren ſich wohl kein neuer Schriftſteller rühmen kann, und Lord Byron iſt noch jung! Jenes ungeheure Honorar liefert zugleich einen Beweis von dem Enthuſiasmus der Engländer für die Byronſche Muſe, denn der Verleger ſoll bey dem reißenden Abſatz zweymal ſo viel dabey gewonnen haben.

Roſtopſchins Erklärung über den Brand von Moskau.

War der Brand von Moskau im Jahr 1812 das Werk der Abſicht, oder des Zufalls, oder Beydes zugleich? Wer hat ihn veranlaßt oder veranſtaltet: die Ruſſen ſelbſt, oder die Franzoſen? Dieſe und ähnliche Fragen, zum Theil auch in Schriften aufgeworfen und behandelt, haben noch immer nicht mit Zuverläſſigkeit beantwortet werden können. Kürzlich

aber ließ ſich eine Stimme vernehmen, die allerdings geeignet ſeyn mag, das Dunkel dieſer wichtigen Begebenheit lichten zu helfen. Nämlich vom damaligen Gouverneur, Grafen Roſtopſchin, ſelbſt, lieſt man im British Monitor 1822, 28. Oct. folgende Erklärung: der British Monitor vom 7. dieß ſagt, indem er die von dem Chevalier Robert Wilſon geleiſteten Dienſte aufzählt, Sir Robert ſey mit mir im Jahre 1812 zu Moskau geweſen, und habe mir bey Ausführung des Plans zur Verbrennung der Stadt beygeſtanden. Der Chevalier Wilſon kam aber zehn Tage nach der Beſetzung Moskau's durch den Feind im Hauptquartiere der ruſſiſchen Armee zu Pakra an; hier ſah ich ihn zum erſten Mahle in meinem Leben; folglich war es zu ſpät, und unnütz, mir beyzuſtehen.

Theodor Graf Roſtopſchin.

Beaumelle's Werke.

Einer der erleuchtetſten Geiſter Frankreichs iſt Lorenz Anglieville de la Beaumelle, 1727 geboren, und geſtorben zu Paris 1773. Mes pensées, 12. Copenhague 1751, in der Folge mehrmals aufgelegt, auch in deutſcher Ueberſetzung, die mehr Anmerkungen als Text hat, vorhanden, und die Mémoires et lettres de Madame de Maintenon, 12. Amsterdam, 15 Vol. von denen 6 die Memoiren, 9 die Briefe enthalten, ſichern ſeinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß. Seine Gedanken, das erſte dieſer Werke, brachten ihn 1753 in die Baſtille. Dieſe Gedanken ſind wirklich tief, kraftvoll, und mit Geiſt ausgedrückt, doch in Rückſicht auf Politik großen Theils irrig, und äußerſt kühn vorgetragen. Die Mémoires et lettres verurſachten, daß Beaumelle zum zweyten Mahl in die Baſtille geſetzt ward, was ihn höchlich erbitterte. Es wird behauptet, er habe in dieſem Werke Madame Maintenon auf eine Art denken und

reden laſſen, wie ſie weder gedacht noch geſprochen; der Styl habe weder den Anſtand noch die Würde, welche der Geſchichte angemeſſen; einige Thatſachen ſeyen zu entſtellt u. dgl. —. Beaumelle war einer der heftigſten Gegner Voltaire's; in einem ſeiner Gedichte macht er dieſen mit einer Menge anderer Literatoren zum Galeerenſklaven, und mahlt ihn, wie er ſeine Hände in der Taſche eines Andern hat. Aus dieſem und Aehnlichem wird daher begreiflich, daß Beaumelle die Zahl ſeiner Feinde ſtets vermehrte, und daß manche der Unannehmlichkeiten, welche ihn trafen, der Einwirkung Voltaire's zuzuſchreiben ſind.

Almanac du Diable.

Vor einiger Zeit erſchien in Paris ein Almanac du diable. Der Titel erinnert an einen andern, nämlich an den Almanac du diable, pour les années 1737 et 1738. Aux enfers, 1 Vol. in 24°. — Dieſes Büchlein machte bey ſeiner Erſcheinung in Paris, wegen der kecken Sätze, ein ſolches Aufſehen, daß es ſogleich verbothen wurde, welches billiger Maßen mit der größten Strenge geſchah; der Almanach iſt daher ſelten. Es wurde indeſſen nachgedruckt, doch fand dieſe Auflage keinen ſonderlichen Eingang. Gewöhnlich wird ein kleines Manuſcript als Schlüſſel beygefügt, in welchem die Namen der im Text berührten Perſonen bezeichnet ſind. Der Autor iſt noch nicht mit Gewißheit bekannt; vermuthlich aber iſt es Quesnel, dem man auch les Princesses malabares zuſchreibt.

Holinsheds Chronik.

Holinsheds Chronik von England ꝛc., aus welcher, wie man weiß, der unſterbliche Shakſpeare den Stoff zu den meiſten ſeiner hiſtoriſchen Stücke ge-

ſchöpft hat, wurde von dem engliſchen Miniſterium wegen dem Lärm unterdrückt, welchen einige dreiſte Züge darin, damahls hatten verurſachen müſſen. Es war die Ausgabe von 1587, 3 Bände, welche viel vollſtändiger iſt, als die erſte vom Jahre 1577, 2 Bände, auch in Folio. Weil aber dieſe manche intereſſante Eigenthümlichkeiten hat, ſo iſt es gut, beyde Auflagen zu berückſichtigen.

Schickſal der Encyclopédie méthodique.

Die Panckoucke'ſche Encyclopédie méthodique hatte gleich bey ihrem Auftreten das Schickſal der Diderot-d'Alembertſchen, aus denſelben gegründeten Urſachen. Wie der erſte und zweyte Band erſchienen, ließ der Kanzler ſie wegnehmen, und in der Baſtille verwahren; eine Maßregel, die freylich nur momentan war, weil Panckoucke mit dem Druck alsbald fortfuhr. Die Veranlaſſung des Verboths dieſer Encyclopädie war: allzuverwegene Anſichten über Staat, Philoſophie und Religion. Sie hatte hinwieder ſo vortrefflich ausgearbeitete Partien, daß ſie in der Folge ſelbſt unter den Augen des römiſchen Hofes nachgedruckt werden durfte. Der Beweis liegt in einem Briefe des Nuntius an den Abbé Bergier, Redacteur der theologiſchen Branche des Werkes, vom 26. July 1783. Es heißt hierin: „Der Buchdrucker Manſje hat das Privilegium zum Nachdruck der Encyclopédie par ordre des matieres, bereits nachgeſucht und erhalten ꝛc.“ Panckoucke's Grundidee war übrigens, die erſte Encyclopädie nach allen Geſichtspuncten zu ampliſiciren. Er glaubte, dieß in 40 Bänden in 4°. oder 84 in 8°. Text, und 7 Bänden Kupfer, erreichen zu können. Wie ſehr er ſich aber in ſeinem Anſchlag geirrt, zeigt das jetzige Volumen dieſes coloſſalen Werkes. — Carl Joſeph Panckoucke,

um große bibliopolische Unternehmungen hoch verdient, war geboren zu Lille 1736, gestorben zu Paris 1799. Nachrichten über die in Frankreich, und in andern Ländern unternommenen Encyclopädien findet man, außer in den Prospecten und Vorreden ꝛc. dieser Werke selbst, in des Heroen Debure: Bibliographie instructive, in den Werken seines würdigen, noch fruchtbarern Nachfolgers Peignot: Dictionnaire bibliologique; Curiosités bibliol., und Dictionnaire des livres condamnés au feu, im Conversations-Lexicon ꝛc. Mit einer ausführlichen Geschichte des Encyclopädienwesens, die als selbstständige Schrift erscheinen soll, beschäftiget sich jezt in Wien ein practischer Freund der Bibliographie.

Graf von Wackerbarth; merkwürdige Personage.

Um diesen interessanten Sonderling ein wenig näher kennen zu lernen; sey hier Einiges aus der 1820 erschienenen „flüchtigen Schilderung des Grafen von Wackerbarth ꝛc., von ihm selbst entworfen" ausgehoben. Sein Körper ist groß, über sechs Fuß hoch, stark, und sehr gut gewachsen, durch ewige Reisen und unzählige Strappazen abgehärtet. Er hat dunkelbraune Haare, himmelblaue Augen, ein volles Gesicht, eine gesunde Farbe, und eine sehr glückliche Bildung, die alle Menschen schon im Voraus für ihn einnimmt. Sein Geist ist unaufhörlich thätig, sein Verstand überall durchdringend, sein Charakter fest entschlossen, sein Betragen still und bescheiden, seine Denkungsart erhaben und groß: eben so nachgebend, sanft und kindlich, als einmahl zum Zorne gereizt, wüthend, heftig und tobend. Keine Arbeit scheuend, fand er in den allerschwierigsten Beschäftigungen stets sein höchstes Vergnügen. Alle Arme, Unglückliche, und Nothleidende trafen in ihm einen treuen Freund

an, einen uneigennützigen Beschützer, und großmüthigen Vater. Echte Originalität, im schönsten Sinne des Wortes, characterisirt ihn vielleicht mit jedem Pulsschlage. In allem Betrachte nach eine wahre Urnatur." — Einem solchen Manne wird nun wohl Jedermann auch gerne das enorme Vermögen gönnen, welches ihm von dem Reichskammergericht zu Wetzlar zugesprochen, und wornach er sicher der reichste Privatier auf der Welt seyn wird. Das verhält sich laut obiger Schilderung also:

Er hatte eine sehr wichtige Forderung, die sich über 100 Millionen Louisd'or belief, an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg und Hannover, die bey dem Reichskammergerichte zu Wetzlar in allen Instanzen glücklich gewonnen, und längst bis zur Execution förmlich ausgeklagt worden war. Er suchte sie geltend zu machen während der französischen Occupation, lebte deßwegen oft und lang in Paris, hatte mehrere seltsame Auftritte mit dem ehemahligen Kaiser Napoleon, erhielt immer die schönsten Versprechungen, aber nie die Erfüllung von Thatsachen." Wer wird dem Herrn Grafen nicht wünschen, in dieser Forderung befriedigt zu werden, da er dann mit einem jährlichen Einkommen von 5 bis 6 Millionen Louisd'or noch recht viele Bücher auf eigene Kosten wird können drucken lassen.

Geburtsort des Pilatus.

Ueber den Geburtsort des römischen Statthalters Pontius Pilatus hat man sich hier und da mehrfach aus Veranlassung der Behauptung gestritten, daß er ein Deutscher gewesen sey. Die meisten kame, dahin überein, Forchheim im Bambergischen als seinen Geburtsort anzunehmen. Doch auch dieß hat seine Zweifel, was Herr Ernesti in Coburg erst jezt

in den Curiositäten *) (VIII. Band, 2. St.) auf folgende Weise bemerkbar macht: Eine immer sonderbare Sage ist es, gegründet auf Zeugnisse alter und neuer Erd- und Reisebeschreiber, daß der römische Landpfleger oder Stadthalter von Judäa, welcher in der Geschichte der Verurtheilung Jesu, nicht nur aus den heiligen Urkunden, sondern auch aus Philo und Josephus, uns bekannt ist, in Forchheim, der Bambergischen Festung und Stadt, geboren worden sey; man hat auch einen alten lateinischen Vers:

Forchhemii natus est de statione Pilatus
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis.

welcher in Hübner vollständiger Geographie übersetzt zu finden ist. Der Geburtsort eines Mannes, wie Pontius Pilatus war, dessen Ehrenrettung oder Vertheidigung auch Professor Germar zu Thorn aus Stellen des Josephus und Philo in einem Program 1785 4°. über sich nahm, verdient wohl einige Erörterung. Natürlich ist die Frage: was von der Sage oder Erzählung zu halten seyn mag? Man hat sich darauf berufen, daß nahe an Forchheim ein Berg liege, welcher der Pilatusberg, und auch einige Aecker, welche die Pilatusäcker heißen **). Aber der Grund wird dadurch widerlegt, daß es mehrere Pilatusberge, z. B. der Pilatusberg (Mons fractus) im Canton Unterwalden ***), gibt, daß ja auch an dem einen und

*) Der phys. lit. artist. hist. Vor- und Mitwelt (herausgegeben von dem eben so gelehrten als fleißigen Bibliothekar Vulpius in Weimar). 8. Weimar. Jeder Band hat 6 Stücke m. Kupf. ꝛc. à 1 fl. 8 kr. C. M.

**) Um nur eine Stelle anzuführen: Nic. Manuranus Luxemburgensis sagt im 5ten Caesaris X. oder in descript. Caroli V ab anno 1547: vulgo fabulatur, Forchemium Pilati patriam esse ab montem quemdam et aliquot agros hujus nominis.

***) Scheuchzers Berg-Reise 1. Th. S. 13.

andern Orte Berge ſind, welche Oehlberge genannt werden, wie bey Coburg der Ahornberg, ehehin der Oehlberg hieß, und der Born am Fuße desſelben noch den Namen des Oehlbergleins-Brunnen (in der gemeinen Sprache des Oehlberlesbrunnen) führt. Man beruft ſich ferner auf eine (vorgebliche) Reliquie, welche in dem Zeughauſe zu Forchheim aufbehalten, und wenigſtens ſonſt als ſolche gezeigt wurde; aber die Ungültigkeit dieſes Hoſenbeweiſes iſt ſo offenbar, daß jeder Verſuch zu widerlegen vergeblich wäre. Forchheim, das Bambergiſche Städtchen, kann überhaupt das Vaterland des Pontius Pilatus nicht ſeyn, da dieſer Ort zur Lebzeit dieſes merkwürdigen Landpflegers gar nicht vorhanden war, ſondern erſt zur Zeit Carls des Großen, der die Slaven beſiegte, und viele Tauſende in die Gegend führen ließ, zum Vorſchein kommt. Es tritt auch noch ein anderer Grund ein, warum das Bambergiſche Forchheim nicht der Geburtsort des Statthalters über Judäa ſeyn kann; es gehörte nämlich Forchheim in den Zeiten desſelben zu Großgermanien, wo die Römer damahls nicht einen Fuß breit Landes beſaßen; die römiſche Gränzſcheidung waren um jene Zeit der Rhein- und Donauſtrom. Konnte aber nicht irgend ein anderes Forchheim, bekannt oder unbekannt, da doch nicht wenige Schriftſteller Forchheim ausdrücklich als den Geburtsort nennen, der beſagte Ort ſeyn? So ſcheint es, oder iſt es in der That. Es liegt nämlich außer dem Forchheim im erzgebirgiſchen Kreiſe, ein Forchheim im Speyergow (Gau) im Amte Deudesheim (Dietheim), ein Ort, der jetzt Fors, aber ehemahls Forcht und Foracheim hieß. Dieſes Forchheim, wo Kaiſer Karl der Große Reichstage hielt, und deſſen in den Capitularibus Caroli Magni, Cap. 7. de negotiatoribus quousque procedant, erwähnt wird, wo Ludwig, Arnuphs Sohn, zum römiſchen Kaiſer erwählt worden, wenigſtens auch dieſer im J. 902 und

903 einen Reichstag hielt, dieſes Speyeriſche Forchheim, das ſo häufig in altgeſchichtlichen Schriften vorkommt, und welches zu dem belgiſchen Gallien der Römer gehörte, iſt wahrſcheinlich, wo nicht gewiß, der Geburtsort des immer denkwürdigen Pilatus. Speyer ſelbſt exiſtirte lange vor Chriſtus.

Verſtöße.

Wie leicht es geſchehen kann, daß flüchtige Denk- Schreib- und Druckfehler ſelbſt von Perſonen überſehen werden, deren Geſchäft es mehr oder weniger iſt, keine zu machen oder geſchehen zu laſſen, thut folgendes ganz neue Beyſpiel aus Nro. 47. des Wiener literar. Anzeigers entlehnet, auf eine frappante Weiſe dar: In dem Oſter-Lektionsverzeichniße 1820 der Univerſität zu Würzburg kündigt ein Hr. Prof. Richarz Vorleſungen über Homer's Idyllen an. Es wäre mehr als Bosheit, hier etwas anders anzunehmen, als einen Druckfehler, der auf einen Schreibfehler gegründet iſt. Indeſſen bleibt es merkwürdig, die vielen Stellen und Perſonen zu wiſſen, von denen dieſer Schreib- und Druckfehler überſehen ward. Dieſe ſind: 1) der Decan der philoſoph. Facultät; 2) der Senat; 3) die Unter- und 4) Obercuratel; 5) der vortragende Miniſterialrath; 6) der erſte, 7) der zweyte Corrector; 8) der Prorector, der die Probebogen erhielt; 9) der Univerſitäts-Secretär, der dieſelben in specie zu revidiren verpflichtet war; 10) der Decan, der die Verbindlichkeit hatte, die Vorleſungen ſeiner Facultät gleichfalls noch einmahl durchzugehen.

Die Leiber der heiligen 3 Könige.

Der Prof. Wallraff erzählt in ſeinen Beyträgen zur Geſchichte der Stadt Cölln, über die Leiber der

heiligen 3 Könige, daß es im Jahr 1163 dem Erzbiſchof Rainold gelungen ſey, allen Concurrenten zuvorzukommen, und die 3 Leiber aus Mailand nach Cölln zu bringen. Dieſe Dislocirung wäre bald der Zunder eines Krieges geworden. Der Pfalzgraf Konrad war mit einem anſehnlichen Heer ausgezogen, ſich der koſtbaren Beute zu bemächtigen; da er aber 100,000 Cölner und Bundesgenoſſen als Oppoſitionspartey bereit ſah, ſo zog er ab, und ließ den Schatz fahren. Zugleich wird notificirt, daß man in jenen Zeiten die reichen anmaſſenden Cölner nicht anders nannte, als „die Herren von Cölln.“

Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow.

Die 1819 bey Enslin in Berlin erſchienenen Briefe dieſes geiſtvollen Frauenzimmers über Rußland, enthalten unter andern mehrere Characterzeichnungen, die von echt weiblichem, feinem Beobachtungsgeiſt zeugen. Aus dieſen ſtehe hier der wackere Klinger. „Klinger“, heißt es, „iſt von Geſtalt ſehr groß und trägt ſich ſtolz und edel. Seine Haltung iſt nicht ſteif, aber militäriſch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas ſehr characteriſtiſches. Man ſieht es ihm an, daß er immer gerade geſtanden, und ſich nicht gebeugt hat. — Das Bild vor der neueſten (bey Nicolovius) in Königsberg erſchienenen Ausgabe ſeiner Werke ſieht ihm ſprechend ähnlich, nur iſt es viel jünger als er, wenn man ihn gleich auch im Leben ſeine 60 Jahre und darüber nicht anſieht. — In ſeinem Geſichte iſt kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Hartes und Abſtoßendes: nur Gepräge der Großheit und einer ernſten, im Laufe der Jahre vielleicht eiſern gewordenen Kraft. — Sein Sprechton iſt herbe, und

doch hat ſein Accent eine ſo erſchütternde, ſo zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben durchaus nicht zu vergleichen weiß.“ — Er iſt General-Curator der Univerſität Dorpat *), Director des Pagen- und Cadeten-Corps, ſo wie auch mehrere der Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Inſtitute, der Kaiſerinn Mutter, unter ſeiner Aufſicht ſtehen. — In ſeinem Leben als Menſch, Gatte und Vater hat das Schickſal ſeine Kraft furchtbar ernſt geprüft. Der Schmerz eines ſolchen Mannes hat etwas ſo Ehrfurchtgebiethendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. — Er verlor in der Schlacht bey Borodinow einen einzigen Sohn, die unglückliche Mutter weinte ſich über den Verluſt ihres Lieblings blind. — Auch die erbittertſten ſeiner Gegner laſſen ihm den Ruhm einer ſtrengen, unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit. Nun lebt er ſeit 30 Jahren in Rußland.“ —

Treffend iſt das Urtheil der Verfaſſerinn dieſer Briefe: „Als Tragiker erinnert Klinger an Alfieri, und Alfieri an ihn — und es iſt der Beobachtung werth, wie ſich der Norden und der Süd in der Tiefe des Gemüths beyder Dichter eint.“ —

Für gewiſſe, auch nun in Oeſterreich in die Mode kommende weibliche Autoren heben wir zur Beherzigung folgende Stelle aus — ſelbſt von einem höchſt gebildeten und gemüthvollen Frauenzimmer geſchrieben! — „Die äſthetiſche Ueberbildung vieler Frauen unſerer Zeit, und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, friſchen, kräftigen Geſundheit des Leibes und der Seele ſo ſehr nachtheilig iſt, iſt

*) Im Jahre 1817 erbat und erhielt Klinger ſeine Entlaſſung als Curator.

in Amelie *) ſtrenge und ernſt warnend dargeſtellt. — Möchte dieſer Theil des Buches doch von recht vielen unſerer gebildeten Frauen beherziget werden, vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter." —

Das Feſt Damium.

De origine Damii (vom Urſprung des römiſchen Feſtes Damium) scripsit Hüllmann, 4. 1818. Dieß iſt die erſte Schrift, mit welcher die Univerſität zu Bonn auftrat. Der gelehrte Verfaſſer thut dar, daß dieſes Feſt in die Cathegorie derjenigen gehört, die im Orient unter der Benennung Cerealia und Dionysia meiſt von Frauen, und mit einer Zügelloſigkeit gefeyert worden, daß ſie unter dem Namen der Orgien zum Sprichwort geworden. Das Feſt Damium war urſprünglich ein Privatfeſt des königlichen Geſchlechts; ſpäter eignete es ſich das Volk zu; und es wurde nun in den Häuſern der Conſuls oder der Prätoren gegeben. In der Folge artete es in die ſchrankenloſeſten Ausſchweifungen aus, und kam daher gegen Ende der Republik in den übelſten Ruf. Das Feſt der Damia, als Bona Dea, wurde im Beyſeyn der Veſtalinnen (wobey, der Sage nach, alle Männer ausgeſchloſſen blieben) alljährlich im December gefeyert.

Bibliotheken.

Die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs enthalten viertehalb Millionen Bände (nicht Artikel oder Werke). 40 Städte besitzen 1,896,000 Bände; in den übrigen aber iſt keine Bibliothek 10,000 Bände ſtark.

---

*) Siehe: Klingers Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit.

Von diesem Bücherreichthum Frankreichs hat man viel Aufhebens gemacht, ohne zu erwägen, daß das kleinere Deutschland mehr als das Doppelte besitzt. 750 Orte sind, die öffentliche Bibliotheken haben; die Zahl der Bände von 30 derselben, von denen die geringste 20,000 Bände enthält, beträgt, ohne die Manuscripte und kleinern Artikel zu rechnen, allein schon 3,135,000 Bände. Die öffentlichen Bibliotheken Wiens haben circa 500,000 Bände; nächst Wien ist München am reichsten: die königl. Centralbibliothek zählt 400,000 Bände. Den dritten Rang behauptet Göttingen, wiewohl in Rücksicht auf Gemeinnützigkeit gewiß den ersten: seine Bibliothek besitzt an die 300,000 Bände, 5000 Handschriften, und nebstbey die größte Sammlung von Dissertationen: über 100,000. Dann mag Dresden mit seinen 280,000, sofort Wolfenbüttel mit 190,000 Bänden kommen; ferner Stuttgart mit 170,000 Bänden, und den 12,000 Bibeln; Berlin mit seinen 7 öffentlichen Bibliotheken; der königl. von 150,000, jener der Universität von 30,000 Bänden; weiter Grätz, Frankfurt, Hamburg, Breslau ꝛc. à 100,000 Bände; Landshut mit 20,000 u. s. w. Hieraus geht demnach hervor, daß in Deutschland wenigstens noch Einmahl so viel Bücherschätze aufgehäuft sind, als in Frankreich, wobey man wohl kühn behaupten kann, daß Deutschlands Bibliotheken auch in Hinsicht auf eigentliches Studium doppelt so eifrig und fruchtbringend benutzt werden, als jene Frankreichs.

Der Wahlmann Courtois.

Der Haarkräusler Courtois in London, welcher kürzlich starb, und das ungeheure Vermögen von 200,000 Pf. Sterling hinterließ, hatte vor einigen Jahren im Haus der Ostindischen Gesellschaft den Lord Gage besucht, und erklärt, daß er da sey, um beym

Wahlgeſchäft zu ſtimmen. Der Lord fragte, ob er denn Actionär ſey. „Ja wohl", erwiederte Courtois, „ich habe deren 4." — Nun, ſagte der Lord, eh Ihr das Buch zur Hand nehmt, ſeyd ſo gut, mich zu friſiren! Und der Wahlmann — ſtand keinen Augenblick an, den Haarkräusler zu machen.

Stael: de l'Allemagne.

Es iſt bekannt, daß die erſte Auflage des Werks: De l'Allemagne, von der Frau von Stael in Paris unterdrückt worden. Den Grund dazu ſoll folgendes Geſpräch Napoleons mit dem General-Direktor der Druckerey geweſen ſeyn. Nap. Was gibt es Neues in Ihrem Departement? — Dir. Kleinigkeiten, und den neuen Roman (?) der Frau von Stael. — Nap. Was ſagt ſie von mir? — Dir. Nichts, Sire! durchaus nichts, ich habe alle (?) Bände durchgeleſen. — Nap. Eine Zeitgenoſſinn mit dem Ruf der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebiether redet, denkt im Stillen ſchlecht von ihm: unterdrücken Sie das Buch! — Alſo ward das Werk zerſtampft, und die Verfaſſerinn zum Erſatz des Honorars von 20,000, ſo wie der Druckkoſten von 6000 Franken verhalten u. ſ. w. — Der Druck war noch nicht beendigt. Zwey Exemplare wurden gerettet. Das Eine nahm die Verfaſſerinn mit nach England; das Zweyte hatte ich zur Diſpoſition in Händen; der Reſt des Textes war im Manuſcript beigelegt. Vielleicht kann ich dieſe bibliographiſche Merkwürdigkeit noch an mich bringen. Uebrigens iſt die neuere Zeit reich genug an Daten, Klotzens Werk: de libris auctoribus ſuis fatalibus, oder Peignots Dictionnaire des livres condamnés zu ſuppliren.

Religiosität in Frankreich.

Wie steht es jetzt um die Religiosität in Frankreich? — Diese Frage beantwortet der unermüdete de Pradt in seinem Werk über die Concordate, wie folgt: „Nie war Frankreich frömmer als jetzt. (Plut à Dieu! erklamirt das friedliebende und friedbedürftige Europa). Es ist es mehr als in einem, der Frömmigkeit wegen, berühmten Zeitpuncte — als unter Ludwigs XIV. Regierung; es ist es ungleich mehr, als unter Ludwig XV. der Zeit der größten Unreligion. (Diese Parallele ist ganz überflüssig) Eben so, wie es vor der Revolution zum guten Ton gehörte, sich über alles Religiose hinwegzusetzen, würde es jetzt gegen den guten Ton seyn, beleidigende Ansichten von ihm zu äußern. (Es ist aber gewiß ein schlechter Ton, besonders für einen Cleriker, wie Hr. de Pradt, die Religion zu einem Gegenstand des Tons zu machen; das sind die heterogensten Dinge von der Welt; den Ton auf die Religiosität anwenden, heißt, sie profaniren. Daher mag es also auch heißen: beleidigende Ansichten äußern; vom Hegen ist keine Rede; die apparences also, die apparences!) Eben so sehr, wie sie ehemals Gegenstand des Lächerlichen (!) war, ist sie nun Gegenstand der Achtung: und das, was man sonst mit Beyfall aufgenommen hätte, würde jetzt ausgepfiffen werden. (Das ist Alles echt französisch; lauter Decora; lächerlich und auspfeifen! Wie rein welt-männisch!). Die Religion hat eine Bürgschaft erhalten, die ihr bisher fehlte: die des religiösen Gefühls, nebst der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. (Sollte hier Zerknirschung, heißen; indeß noch einmal Plut à Dieu! es bleibe bey der Ueberzeugung der Nothwendigkeit: dem blos irdischen Interesse wird dann bald auch das überirdische folgen). Die Franzosen wollen in der Religion wie in der Monarchie, Bestimmtheit

und Bürgen der Ruhe. Durch die Verbindung dieſer beyden Empfindungen hängt das franzöſiſche Volk an der Religion. Heut zu Tage würde es in Voltaires Unfrömmigkeit nicht halb den Geiſt finden, der ſeine Väter zu ihrer Zeit verführt hat. (Unterdeſſen aber druckt man eine neue Auflage um die andere von des Ketzers Oeuvres complettes, und um ſie recht gemeinnützig zu machen, ſogar in editions économiques; ſammelt eifrig die posthumes etc.) In dieſer Rückſicht iſt alles verändert, und wir müſſen Gott nun für dieſe Veränderung danken. (Er gebe auch, daß das ernſthaft gemeint ſey, und Früchte trage)

Zwey Anecdoten vom Prinzen de Ligne.

Als der Wiener-Neuſtädter-Canal der Vollendung nahe war, äußerte der Prinz in einer vertrauten Geſellſchaft ſcherzweiſe, der Canal ſey doch nicht ſo tief, daß Jemand darin ertrinken könne. Kurze Zeit darauf erzählte in demſelben Cirkel ein Freund des Prinzen, daß in der vorigen Nacht gleichwohl ein Mann im Canal ſey ertrunken gefunden worden. Jedermann merkte die zurechtweiſende Perſiflage und ſah den Prinzen fragend an. Dieſer aber, ſtets ſchlagfertig zu Repliken, rief lachend aus: Ah! ce n'etoit qu'un flatteur!

Kurze Zeit, nachdem die Frau von Stael ihr geiſt- und phantaſievolles Werk: Corinne ou Italie herausgegeben hatte, befand ſie ſich in Wien. Sie war Anfangs in einem mittelmäßigen Gaſthof abgeſtiegen. Der Prinz, ihr Geiſtesbruder, der auch im Briefwechſel mit ihr ſtand, wollte keine Zeit verſäumen, die geniale Frau zu begrüßen, und begab ſich in den Gaſthof. Frau von Stael entſchuldigte ſich, daß ſie

ihn in keinem anständigern Locale empfangen könne. „Point d'excuse", entgegnete der gewandte Hofmann, „quand on est chez Corinne, on est toujours au Parnasse!"

Der persische Astronom.

Moritz von Kotzebue, in der Beschreibung seiner Reise durch Persien, erzählte auch seine Audienz bey dem Minister des Schachs, und bringt dabey folgenden drolligen Zug vor: „Ein dicker Perser, der Einzige, der unserer Unterredung mit beywohnte, saß seitwärts vom Minister, hielt ein großes Buch vor sich, in welchem er beständig blätterte, und schielte von Zeit zu Zeit unter großen schwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Minister recommandirte ihn uns als großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Astrolog, der mich examiniren sollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Minister etwas vor; worauf jener mich fragte, woher Finsternisse entstehen? Ich stand auf und spazierte um den dicken Astrologen herum, der sich grimmig und ängstlich umsah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte, und noch mehr erschrack, als ich plötzlich hinter ihm niederbuckte, und den Minister frug, ob er mich sehen könne? Der Astrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, und der Minister mußte wohl lachend Nein sagen. Darauf stand ich auf und bat, der Astrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle eines Erdklumpens gespielt: dem Minister sagte ich, er stelle in diesem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Prozedur, von der sich der Astrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinsterniß. Darauf trat ich zwischen den Minister und den Erdklumpen, und sagte ihm, der Astrolog hätte nicht mehr das Glück die Sonne zu sehen, es wäre also

Sonnenfinſterniß auf der Erde; ich konnte ſie aber nicht total vorſtellen, indem der Herr Aſtrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte.“

Ein Critiker machte dabey nachſtehende Anmerkung: „Die Erde hätte da gar füglich lachen können denn der Mond gab eine Blöße. Wenn der Verf. den Miniſter nicht vollſtändig deckte; ſo konnte die Corpulenz des Aſtrologen nicht die Urſache davon ſeyn, ſondern nur die Corpulenz des Miniſters im Verhältniße zu der minderen Dicke des Herrn von Kotzebue. Wenn auch die Erde ſo groß wie der Jupiter wäre, oder wie die Sonne ſelbſt; demnach würde der kleine Mond am 7. Sept. 1820 überall auf der Erde, wo er ein ringförmige Sonnenfinſterniß machte, eine totale gemacht haben, wenn er, der Mond, ein wenig größer, oder der Erde ein wenig näher geſtanden hätte. Der Verf. hat hier, aſtronomiſch zu reden, die heliocentriſche Anſicht der Dinge mit der geometriſchen, eine Erdfinſterniß für den Standpunct in der Sonne mit einer Sonnenfinſterniß für die Erde verwechſelt, welches nach einem Curſus von zwey Monathen (ſo lange nähmlich hat K. in Petersburg die Aſtronomie ſtudirt —) eigentlich nicht mehr hätte begegnen ſollen.“

Franzöſiſche Correctheit.

Die franzöſiſche Literatur war von jeher eine unerſchöpfliche Fundgrube von Zügen der craſſeſten Ignoranz, wenn es ſich um die Deutſchen und ihre Literatur handelte. So hatte Leſſing die Ehre, un certain Mr. Leſsinge genannt zu werden; ſo hieß es von dem Buchtitel: Verſuch über die Geometrie; L'ouvrage sur la Geometrie par Mr. Versuch; ſo ſah man Götz von Berlichingen mit l'Idole de Berlin überſetzt ꝛc. Beſonders arg treiben es die hochge-

bildeten Franzoſen mit den eigenen Namen. Ein neues charakteriſtiſches Beyſpiel davon iſt folgende Stelle einer Correſpondenz-Nachricht in der Gazette de France. Man lieſt in No. 311, 1820 „On lit actuellement chez nous les noms des redacteurs suivans: pour la Gazette officielle de la cour, M. Hernhard: pour l'observateur autrichien M. le chevalier Pilat, secretaire actuel aulique, pour les Archives, Mr. le Baron Hormeger, conseiller actuel aulique; pour les feuilles patriotiques, M. le docteur Sartori, membre du collége des censures; pour le collectant, M. Porteschlag, docteur en medecine et physicien de la ville de Vienne; enfin pour la feuille de conversation M. Graffer, libraire.

Namenverwechſelung.

Die vierte Nummer der Bibliographie de la France, 1820, gibt eine willkommene Berichtigung einer Namenverwechſelung, die den perſiſchen Geſandten, Mirza-Abdul-Haſſan-Chan (welchen wir auf ſeiner Durchreiſe hier geſehen haben) zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßte. Ein Mirza-Abdul-Taleb-Chan hatte in engliſcher Sprache eine Reiſebeſchreibung herausgegeben, von welcher im vorigen Jahre zu Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung unter dem Titel: Voyage du Prince persan etc. erſchien. Durch die Aehnlichkeit der Namen verleitet, ſchrieb ein Pariſer-Tagblatt vom 8. Dec. 1819, dieſes Werk dem Geſandten zu. Dieſe irrige Anzeige war ſogleich in den Morning Herald (4. Jänner 1820) übergegangen, und bewog den in London reſidirenden Geſandten zu einer öffentlichen Berichtigung. Die Bibliographie gibt dieſer eine ſehr galante Deutung, indem ſie ſagt: „Cette confusion a d'autant blessé S. Exc. l'Ambassadeur persan, que dans le même

article on lui attribue l'ouvrage de son presque homonyme, on rappelle des observations injurieuses pour la nation etc. pour les dames françaises.“ In einem Briefe an einen Pariſer-Orientaliſten beklagt ſich der erſte Secretär der perſiſchen Geſandtſchaft in London ſehr bitter über dieſe Verwechſelung. Er ſagt, daß die Reiſebeſchreibung ſeines Chefs noch gar nicht beendet ſey, und fordert ſeinen Freund auf, in öffentlichen Blättern zu erklären, daß die in jenem Werk aufgeſtellten Bemerkungen ꝛc. ganz gegen die hohe Meinung und Verehrung ſeyen, wovon der Geſandte für die franzöſiſche Nation erfüllt ſey ꝛc. Der Verf. jener fatalen Reiſebeſchreibung (heißt es weiter) ſey ein Indier, der Perſien niemahls geſehen habe, der vor 15—20 Jahren Europa durchſtrichen, und deſſen Werk voll gröblicher Irrthümer ſey ꝛc. Der Brief ſchließt mit folgenden Worten: „Bien loin de partager l'opinion émise par ce voyageur, ce sera toujours avec la plus vive satisfaction, que S. Exc. se plaira à payer son tribut de justice et d'admiration pour la modestie et l'amabilité, qui caractérisent les dames françaises.“ — Man ſieht, was für arge Händel die bloße Eilfertigkeit eines Journaliſten ſtiften kann.

Wie es dem Bibliographen Dibdin ergeht.

Gegen die Deutſchen und Franzoſen waren in der Bibliographie die Engländer ſtets und noch weiter zurück, als es in unſern Tagen wir ſelbſt gegen die Franzoſen ſind. Es hat ſich bey den Britten faſt immer nur mehr um eitlen Dilettantism und decorative Tändeleyen, faſt nie um wiſſenſchaftlichen Geiſt gehandelt, wie ſolches, was die neueſte Zeit betrifft, durch Dib-

dins Leistungen gleichsam repräsentativ bestätigt wird. Bey dessen letztem Werke: a bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany, 3 Vol. gr. 8. London 1821, stehen geblieben, so ist in Deutschland, außer in ein Paar Zeitschriften, nicht viel die Rede davon gewesen; der tüchtige Ebert hat darüber gesprochen, und das mag, was das Literarische des Buchs angeht, genug und übergenug seyn, denn die wunderschönen Bilder und Bildlein sind doch nur Nebensache. Ernster nahm man es in Frankreich, wo vielleicht schon die Nationaleifersucht an sich, Reitz und Sporn war. Ja, was am meisten auffallen muß, ist, daß Dibdin, mitten unter seinen Landsleuten selbst, sich angegriffen sieht, und von ihnen bestätigt lesen muß, daß die Franzosen nichts weniger als Unrecht in der scharfen Lauge hatten, die sie über seine Tour ausschütteten. Bereits im vorigen Jahrgang der Literary gazette ward dieses Werk Dibdins mit brittischer Unumwundenheit beurtheilt, worauf er in dem Edinburgh magazine einen Secundanten auftreten ließ, der jedoch bloß bey dem allerdings ansprechenden Exterieur stehen blieb. Während dessen aber trat der Pariser Buchdrucker Crapelet mit Noten zu einer Uebersetzung des 30sten Dibdinischen Briefes auf, worin er eine Menge Fehler, und darunter z. B. die Verwechslung der beyden Debure nachweiset, und ganz vorzüglich die Indiscretion rügt, mit der Dibdin Privatverhältnisse und vertrauliche Mittheilungen profanirt. „Vergebens (drückt sich Crapelet aus) sucht man in seinem Werke die characteristischen Züge, die er seinen Lesern verspricht. Der einzige wahr gezeichnete ist der des Verfassers selbst, der auf jeder Seite eine Unbesonnenheit, eine Schwatzhaftigkeit, ein Vergessen aller Rücksichten und geselligen Schicklichkeiten beurkundet, die man einem jungen Menschen nicht verzeihen würde, welcher zum ersten Mahle in die Welt tritt.“ Ferner thut Crape-

let dar, daß viele Dibdin'ſche Abbildungen franzöſiſcher Plätze und Orte wahre Carricaturen ſind, daß Dibdin mit ſeiner Leichtfertigkeit und ſeinem unaufhörlichen Enthuſiasmus nicht gemacht ſey für jene Sammlung des Geiſtes, welche eine Haupteigenſchaft bey bibliographiſchen Studien ausmacht, und daß Dibdin, der im Gebieth der Bücherkunde noch keinen einzigen Streitgegenſtand aufgeklärt habe, es nie zur Autorität bringen werde. Das ſind nun freylich Lectionen, die einem Engländer von einem Franzoſen ein wenig nahe gehen müſſen.

Dieſe Piece Crapelets, mit aller Anſtändigkeit eines Franzoſen geſchrieben, mußte Dibdin auch ganz gewaltig aufgebracht haben, weil er es nicht verſchmähte, ſie mit allen Impertinenzen eines pöbelhaften jugendlichen Hitzkopfs zu erwiedern. Seine Antwort iſt betitelt: Rowland for an Oliver, gr. 8. Lond. 1821, und, ſeltſam genug, nur 36 Mahl abgedruckt worden. Dibdin gibt darin ſeine Verwunderung zu erkennen, daß Crapelet gerade den Brief, in welchem er doch ſo ſehr gelobt worden, habe überſetzen, und mit Anmerkungen begleiten können, die viel „Einfältiges und Narrenhaftes" enthalten; Crapelets Erörterung der Ausfälle, welche ſich Dibdin hat zu Schulden kommen laſſen, nennt er „eine gaſſenkehrermäßige Emſigkeit, die allen Koth ſammle (alſo zum Koth bekennt ſich D—!), womit er die aufgeführten Perſonen beworfen", und ſchließt ſeine Antwort mit dem Vorwurf von „Dummheiten und Verdrehungen." — Sein Hauptſtützpunct iſt die Bibliotheca Spenceriana, ſeine Ausgabe des Ames und ſeine introduction to the classics; allein was den eigentlich bibliographiſchen Werth (rein wiſſenſchaftlich angeſehen) betrifft, ſo hat ſich Crapelet eben in jenem Briefe ſchon mit Gründen darüber ausgeſprochen, und in Anſehung der Bibliotheca dem Sinne nach auch das gediegene Urtheil anerkannt, das früher (wenn

ich nicht irre von dem ſtattlichen Ebert) im Hermes abgegeben worden.

Poſſierlich vollends iſt der Grund, mit welchem Dibdin dem Tadel ſeines Styls begegnet; er äußert ganz naiv, daß er gewohnt ſey, ſo zu ſchreiben, wie er redet, und ihm ſeine Schreibart natürlich ſey. Er ſagt bey dieſer Gelegenheit noch, daß die Tour ihm 8000 Pfund Sterling koſte, was wohl zu glauben iſt, und er dabey verloren habe, dem nicht alſo ſeyn kann, nachdem, wie die Reviewers ſich ausdrücken, Dibdin in ſeinem Vaterlande als ein Adept in der Kunſt, Bücher rar zu machen, nicht weniger auch als ein „Bücher-Jude" bekannt ſey. Sich dieß und Aehnliches von den eigenen Landsleuten vorwerfen laſſen müſſen, iſt allerdings hart, beſonders wenn dieſe Landsleute das Gewicht der Reviewers haben; allein Alles beruht auf factiſchen Gründen, und muß um ſo bereitwilliger aufgefaßt werden, als ſich Dibdin ſelbſt vieler Unredlichkeiten ſchuldig gemacht hat, wie ſolches der hochachtbare Gelehrte Herr von Flammenſtern mit Schonung lediglich angedeutet hat. Mit deſſen Genehmigung folgen hier ſeine Worte:

„Dibdin, der bekannte engliſche Bibliograph, der bereits eine zweyte Reiſe auf den Continent gemacht hat, um unſere literariſchen Schätze, Incunabeln, Xilographen, editiones principes ꝛc. nach England zu bringen, hat in ſeinem, für Bibliographen äußerſt intereſſanten Werke: „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany. London, 1821. gr. 8. 3 Vol. (10 Pf. 10 Sch.)" das Benehmen mehrerer Bibliothekare angeführt, denen er das Anſinnen machte, ihm einige ihrer Aufſicht anvertraute Schätze gegen bare Bezahlung an Handen zu laſſen. Die meiſten haben die Feuerprobe beſtanden, nur einige Schwache gingen in die Falle. Zum Nuzen und Frommen mancher, die

Dibdin noch nicht auf die Probe ſtellte, mögen die intereſſanteſten dieſer Verſuchungen hier ihren Platz finden.

Zu Vire, auf deren Stadtbibliothek ſich herrliche Incunabeln vorfinden, machte Dibdin zuerſt den Antrag, einige zu kaufen. Lächelnd erwiederte der brave Bibliothekar: „Mon ami, on fait voir les livres ici, on les lit même, mais on ne les vend pas.“

In der Straßburger Bibliothek erhielt er auf den angebotenen Handel zur Antwort: „Monsieur le bibliographe, vous raisonnez bien, mais nous conserverons nos anciens livres.“

In Ulm wollte er aus der ſchönen Sammlung des Herrn Verſenmeyer Einiges kaufen. Ein freundliches „ça reste à Ulm“ war die Antwort.

Ganz anders benahmen ſich die Herren auf der öffentlichen Bibliothek zu A****g. Hier erhielt er für bares Geld: Die Princeps des Horatius; Cicero's Briefe, bey Schweinheim 1469; die Radziwilſche polniſche Bibel von 1563; eine dreyhundertjährige Holzſchnitt-Platte und mehrere andere Seltenheiten gleichen Ranges, von denen nur die wenigſten Doubletten waren. Da ihm hierbey die Bibliothekare B*** und M** viele Gefälligkeiten erwieſen haben, ſo kann er ſich der Worte nicht enthalten: „Surely Messrs B*** and M** are among the most obliging and the most enlightened of their fraternity!“

Auch unſern meiſten Bibliothekaren, vorzüglich in den Abteyen, machte er, wie in ſeinem Werke nachzuleſen, derley Anträge, ihm einige ihrer Aufſicht anvertraute Schätze zu verkaufen; allein hier fand er mit ſeinen Anträgen nirgends Eingang. Uebrigens gereicht es Dibdin zur beſondern Ehre, daß er nicht nur jene Bibliothekare lobt, die ſeinen Anträgen Gehör gaben, ſondern auch jene, die ihm mit der, allen

diesen Bibliothekaren so empfehlenswerthen Bereitwilligkeit, die vorhandenen literarischen Schätze vorzuzeigen, freundlich entgegen kamen. In dieser Hinsicht erwähnt er ehrenvoll der Herren Pöhm (er schreibt Payne) und Kopitar an der k. k. Hofbibliothek allhier, die, ungeachtet der eben Statt gefundenen Ferien, ihm doch die Einsicht dieses wahrhaft kaiserlichen Bücherschatzes zugestanden.

Wenn man Dibdins Angaben über die von ihm erkauften literarischen Schätze in Erwägung zieht; so erstaunt man über die Menge derselben, und man muß billig mit Ebert, unserm berühmten Bibliographen ausrufen: „Wohin soll es auf die Weise mit unsern deutschen Sammlungen kommen, wenn fast jeder englische Reisende, wie es seit 20 Jahren fast ununterbrochen geschehen, die kostbarsten Schätze uns entführet? Und wohin entführt? In ein Land, wo sie auf ewig vergraben und für jeden ernsten Gebrauch verschlossen sind!“ *)

*) Erst kürzlich soll wieder ein Transport typographischer Antiquitäten nach England abgegangen seyn. Warum aber? Weil einige 1000 Pf. Sterl. dafür bezahlt wurden, nachdem im lieben Deutschland kaum so viele Gulden dafür geboten worden waren. — Noch ein Beyspiel. Vier überaus kostbare Xilographen: Biblia pauperum; ars moriendi; ars memorandi und historia Virginis, complett, noch unzusammengeklebt, nicht beschnitten, nicht colorirt, vermochte ich vor 6 Jahren in Deutschland nicht um 50 Ducaten an Mann zu bringen, nicht um 50 Ducaten, da sie wohl 10 Mahl so viel werth seyn möchten. Da erkaufte sie der eben hier anwesende Graf Malaspina für seine unschätzbare Sammlung; und nun kann man, um diese 4 Stücke zu sehen, wenn man will, nach Florenz reisen; dort ist es, daß sie stecken. Bey uns werden solche Raritäten wohl gewürdigt, aber nicht bezahlt; hieran liegt es, und das ist nicht zu ändern, die Eberte mögen klagen wie sie wollen.

G.

Ich will hier nur noch bemerken, daß auch die Herausgeber der Literary Gazette jene bororische Antwort Dibdins verwerflich finden, und seine Billingsgate rhetoric eingestehen. Bibliothekare zu heimlicher Ueberlassung von Seltenheiten verlocken wollen, ist, rund herausgesagt, schlecht, besonders, da gerade diejenigen Leute, die vortrefflich besoldet seyn sollten, die Bibliothekare nämlich, wohlverstanden in der Regel, am schlechtesten bezahlt sind.

Lassen wir das gut oder vielmehr übel seyn, um eines zweyten französischen Gegners Dibdins zu erwähnen. Dieser ist einer der Bibliothekare zu Rouen, Theod. Licquet, wie ich mich erinnere der geistreiche und erudite Verfasser einer kleinen Schrift über die Xilographie. Er ließ bey Crapelet (gr. 8. 1821) den neunten Brief Dibdins mit Anmerkungen drucken, worin er ähnliche Fehler nachweiset, und behauptet, diese seyen so grob, daß „selbst die erklärteste Authenticität eines Manuscripts zweifelhaft werden könne." Besonders sollen die Mißgriffe der Seltenheiten in der Bibliothek zu Rouen über allen Ausdruck seyn.

Also ergeht es einem Schriftsteller, der sich nicht entblödet hat, die Wissenschaft zur Toilettentändeley und zu frivolem Bilderkram herabzuziehen, und durch Fixfingerigkeit zu entwürdigen.

Das Pulver Dosia.

Herr Titsingh, Vorsteher der Holländischen Compagnie in Nangasatti, und Gesandter in China, hatte die kostbarsten Beyträge zur nähern Kenntniß Japans eifrig gesammelt. Er hatte sie während seines langen Aufenthaltes in diesem merkwürdigen Lande in Ordnung gebracht, und es hieß schon im Jahr 1812, da der ausgezeichnete Reisende noch lebte, daß jene

ſeltenen Materialien im Druck erſcheinen ſollten. Aber leider blieb die geſpannte Erwartung der gelehrten Welt unerfüllt; und ſchon glaubte man beſorgen zu müſſen, daß die köſtliche Sammlung wohl gar verloren gegangen ſey; ſchon wollte man, da ſich mehrere Jahre gar nichts hören ließ, alle Hoffnung aufgeben, als auf Einmahl ein Anonymus in Paris mit der Erklärung auftritt, daß er im vollſtändigen Beſitz ſowohl der Handſchriften als der Zeichnungen des Herrn Titſingh ſey. Vor der Hand machte dieſer Unbekannte einen Theil dieſes Schatzes unter folgendem Titel bekannt: Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles suivies de détails sur la poudre Dosia etc. par feu M. Titsingh, 2 Vol. Paris 1819. Und aus dieſem merkwürdigen Werk ſind nachſtehende Daten über das Pulver Doſia entnommen.

Die Japaneſer beerdigen ihre Todten auf eine ihnen eigenthümliche Art. Anſtatt die Körper in Särge von einer nach der Größe und Dicke des Todten verhältnißmäßigen Länge und Breite zu legen, geſchieht ſolches in einer Art Kufe von 3 Fuß Höhe, und von 2½ Fuß oben in der Rundung, und 2 Fuß unten im Durchmeſſer. Es läßt ſich ſchwer begreifen, wie man einen Leichnam in eine hiezu paſſende Stellung bringen kann, da die durch den Tod ſteif gewordenen Glieder ſich doch auf keine Weiſe weder krümmen noch biegen laſſen.

Die Japaneſer, denen ich meine Einwürfe mittheilte, ſagten mir, daß ſie dieſe Wirkung mittelſt eines beſonderen Pulvers, Doſia genannt, hervorbrächten, von welchem man dem Todten etwas in die Ohren, die Naſenlöcher und den Mund ſteckt, wornach die Glieder ſogleich eine bewunderungswürdige Biegſamkeit erhielten. Da man mir verſprach, mich durch eigenen Augenſchein davon zu überzeugen, ſo mußte ich mein dießfälliges Urtheil noch verſchieben,

aus Furcht über eine Sache, die, wenn gleich unſere Begriffe überſteigend, ſich doch auf eine ziemlich wahrſcheinliche Weiſe, beſonders durch den Galvanismus, deſſen erſt neuerlich entdeckte Wirkungen nicht weniger allem Glauben zu widerſtehen ſcheinen, erklären läßt, als über eine läppiſche Erdichtung den Stab zu brechen.

Es wurde nun im October 1783, wo es bereits ſehr kalt war, folgender Verſuch vor meinen Augen dargeſtellt. Es ſtarb nämlich ein junger Holländer auf der Inſel Dezima, und ich gab dem Arzte den Auftrag, den Körper reinigen, und ihn auf einen Tiſch vor einem offenen Fenſter legen zu laſſen, damit er von der Luft völlig ſteif werde.

Am andern Morgen unterſuchte ich mit mehreren Japaneſern und einigen Beamten der Factorey den Leichnam; wir fanden ihn ſo hart wie ein Stück Holz. Einer der Dollmeſcher, Namens Zenby, zog nun aus ſeinem Buſen ein Santok, oder eine Art Brieftaſche, und nahm daraus ein längliches Packet mit einem ſandähnlichen, groben Pulver; es war das berühmte Pulver Doſia. Er ſteckte davon ein Paar Finger voll in die Ohren, eben ſo viel in die Naſenlöcher und in den Mund, und alſobald, war es Wirkung dieſes Mittels, oder eines Betruges, den ich jedoch nicht entdecken konnte, ſahen wir die bisher über die Bruſt gekreuzten Arme von ſelbſt herabfallen, und in weniger als 20 Minuten hatte der Körper ſeine völlige Biegſamkeit wieder erhalten.

Ich ſchrieb dieſes Phänomen der Wirkung eines feinen Giftes zu; man verſicherte mich aber, daß das Pulver Doſia, weit entfernt giftig zu ſeyn, ein heilſames Mittel bey ſchweren Entbindungen wäre. Geſchieht z. B. die Niederkunft nicht mit der gehörigen Leichtigkeit, ſo gibt man der Mutter eine Taſſe heißen Waſſers, worin man zuvor ein wenig von dem Pulver Doſia, in einem Stück weißer Leinwand hat durchziehen laſſen; und es erfolgt dann ſogleich eine glück-

liche Entbindung. Auch gegen Augenübel ſoll ſich dieſes Pulver als das wirkſamſte Mittel bewähren. Sogar in völligem Geſundheitszuſtande ſoll ein Aufguß desſelben Wirkungen erregen, welche alle Japaneſer darnach begierig machen. Es erweckt den Geiſt und iſt erquickend für den Körper. Man wickelt das Pulver ſorgfältig in ein Stück weiße Leinwand, und läßt es alsdann trocknen; man kann es ſo mehrere Mahle gebrauchen.

Man reicht denſelben Trank auch vornehmen Leuten, wenn ſie in den letzten Zügen liegen. Verlängert es auch ihr Leben nicht, ſo verhindert es doch das Steifwerden der Glieder, und es iſt der Körper des Verſtorbenen ſodann nicht den unehrerbietigen Berührungen der Leute ausgeſetzt, was in dieſem Lande, wo man die Ehrfurcht für die Todten übertreibt, für eine Sache von Bedeutung gehalten wird.

Ich war begierig, mir von dieſem Pulver etwas zu verſchaffen; zu dieſem Zwecke mußte ich in dem Kiszo, oder der neun Provinzen, in alle Tempel der Singous, welche ausſchließlichen Handel damit treiben, weil ſie die Lehre von Kobou-Dayſi, ſeines Erfinders, befolgen, herumſchicken. In der That wurde erſt nach dem Tode Kobou-Dayſis, im zweyten Jahre des Nengo-zia-wa (im Jahre 825 nach chriſtlicher Zeitrechnung) dieſer Sand in ganz Japan gebräuchlich. Ich konnte bey den erſten Nachſuchungen nur ein ſehr geringes Quantum davon erhalten, und auch dieß nur durch ausgezeichnete Gunſt der Prieſter; ſie geben niemahls mehr, als ein Paar Finger voll auf einmahl weg.

Indeß nahm ich im Jahre 1784 bey meiner Abreiſe aus Japan eine ziemlich bedeutende Quantität von dem Pulver Doſia mit. Ein Theil davon war in Bällchen, jedes zu zwanzig, außerhalb mit rothen Buchſtaben bezeichneten kleinen Paketen abgetheilt; der Reſt befand ſich in kleinen Säckchen; dieſer beſtand

aber nur aus einem groben Pulver, worin man hin und wieder Goldkörnchen sah, und welches wahrscheinlich noch nicht die erforderlichen Eigenschaften besaß. Bloß ein kleines Paket war chemisch untersucht, und probat gefunden worden; dieses enthielt ein schneeweißes Pulver *).

Die Erfindung des Pulvers Dosia wird, wie gesagt, einem Priester, Namens Kobou-Daysi, zugeschrieben. Er entdeckte die Eigenschaften dieses kostbaren Minerals in dem Gebirge Kangesen oder Kimbisen, in der Provinz Jamotto, in welchem sich viele Gold- und Silberminen befinden, und brachte davon eine beträchtliche Menge nach dem Tempel, den er auf dem Gebirge Kajas-an bediente.

Die Priester dieses Tempels singen den Göttern, die dem Kobou-Daysi ein so köstliches Pulver erfinden ließen, noch fortwährend Danklieder. Sobald der Vorrath davon erschöpft ist, holt man in glasurten Näpfen neuen aus den Gebirgen Kangesen. Von

*) In den holländisch-ostindischen Besitzungen werden kleine Medicinkästchen, die aus Halle kommen, sehr geschätzt. Bey jedem Kästchen befindet sich ein Buch, welches die Namen der verschiedenen Medicamente, und die Art und Weise, sich ihrer zu bedienen, enthält. Unter andern findet man darin kleine Päckchen mit einem Pulver: Langlebens-Elixir genannt, das wegen den wunderbaren Eigenschaften, die man ihm benmißt, sehr gesucht wird. Die Art der Zusammensetzung desselben wird für ein großes Geheimniß gehalten. Im Jahre 1792 hatte ich solch ein Medicinkästchen in Javan. Eines Tages löste ich in einem silbernen Löffel voll Wasser etwas von diesem Langlebens-Pulver auf, und bemerkte, daß sich eine gewisse Fettigkeit davon an den Rand ansetzte. Denselben Versuch mit dem Pulver Dosia wiederholend, erhielt ich das nämliche Resultat, woraus ich schloß, daß der Grundstoff der beyden Pulver viel Uebereinstimmendes hätte.

jeher ſchrieben Völker die Phänomene, welche menſchliche Begriffe überſteigen, dem Einwirken himmliſcher Geiſter zu, und auch hier laſſen es die Prieſter nicht an der Behauptung fehlen, daß das Pulver Doſia ihren inbrünſtigen Gebethen ſeine ganze Wirkſamkeit verdankt. Gleich nach der Ankunft des neuen Vorrathes ſtellt man ihn in ein glaſurtes und vergoldetes Gefäß vor dem Bilde des Gottes Dayniſi oder Bironſanna. Die im Kreiſe vor dem Altar ſtehenden Prieſter ſingen, indem ſie die Kügelchen nach Art eines Roſenkranzes zwiſchen ihren Fingern ſpielen laſſen, ſiebenmahl vierundzwanzig Stunden hindurch einen Lobgeſang, Giando-Singo genannt, und folgenden Inhalts:

On a bokja Biron sannanomaka fodoro mani
Fando me, zimbara fara, fare taja won.

Nach der Ausſage der Prieſter hört man während dieſer langen Zeit ein gewiſſes Brauſen in dem Sande; alle unreinen Theile gehen von ſelbſt aus der Vaſe, und es bleibt zuletzt nur das gereinigte Pulver darin, welches alsdann unter ſämmtliche Tempel der Singous vertheilt wird.

Kobou-Dayſi brachte den erwähnten Lobgeſang mit aus China, in welches Land er durch einen von Malabar gekommenen Prieſter von der Secte Siaka eingeführt worden war. Die einzige Erklärung, die ich davon erhalten konnte, war folgende: Die Sonne führt nach den Sintos oder Anhängern der urſprünglichen Religion der Japaneſer den Namen Janſio-Dayſin, Dayſingou und O-ſiraune-no-Mikotto; die Singous-Prieſter legen ihr jedoch den malabariſchen Namen Maka-Bironſanna-bouts, welcher ſoviel als den die großen Finſterniſſe verſcheuchenden Gott bedeutet, bey. Dieſe Benennung kömmt mit dem japaniſchen Namen Day-Metz-Rio-ray, d. h. den großen Gott des Lichtes, überein.

Wenn die Fiſcher am Ufer des Meeres ihrer Arbeit obliegen, vergeſſen ſie nie dieſen Geſang zu trillern, in der Ueberzeugung, daß in Ermangelung deſſen ſie wie behext ſeyn, und nichts fangen würden.

Die Japaneſer, bey denen ich mich nach dem Sinne der andern Wo: erkundigte, geſtanden freymüthig, daß ſie nichts davon wüßten, mit Ausnahme der Worte: Zimbava-fara fare taja won. Wenn üppige Menſchen einem großen Gaſtmahle beygewohnt haben, ſprechen ſie dieſe Worte gerne aus, ihre Bedeutung iſt: Mein aufgeſchwollener Bauch macht mich ſchwer. Sie werden wahrſcheinlich für gottlos gehalten; denn man macht den Kindern weiß, daß, wenn ſie das Unglück hätten, ſie auszuſprechen, ſie ein ſchiefes Maul bekommen.

Verbeſſ. S. 96 von unten, Z. 8 gilt 1781 ſtatt 1718.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Macbeths Geschichte	1
Curiose Todesfälle	9
Zur Geschichte und Literatur der Kochkunst . .	10
Der Handkuß	14
Aufschluß über die eiserne Maske	16
Würdigung der Literatoren und Künstler . .	17
Blicke auf den Buchhandel	24
Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Erste Reihe: Journale in London — Ein Franzose über Grillparzers Sappho — Automaten — Die Bonaparte als Schriftsteller — Früheres Theaterwesen in Wien — Aequivalente — Zur Literatur des Caffeh — Merkwürdiges Buch — Das Nibelungenlied — Charakteristik der Franzosen — Revolutionsfrüchte — Schwere Strafe — Ehelige Zweykämpfe — Coster und die Haelemer — Cassajournal eines Prinzen — Cranachs Monument — Speichelleckerey — Leibnitz in Wien — Theaterzeddel — Der Vielwisser Crichton — Wachsnasen — Zärtliche Redensarten . . .	43
Marquis St. Germain, der Wundermann . .	61
Tassos Handschrift auf der Wiener Hofbibliothek .	71

Seite

Wie Pharao mit den Seinigen im rothen Meere umgekommen 74

Ankündigung eines Stiergefechtes in Madrid, vom 27. Jänner 1822 78

Verordnungen für die Fischhändler . . . 80

Ein eigenhändiges Schreiben Carl des Großen an seine Gemahlinn Fastrada 82

Das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's . 85

Klägliches Schicksal grosser Gelehrten und Dichter. 88

Merkwürdige Vision Königs Karl XI. von Schweden 91

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Zweyte Reihe: Der große Maimonides — Schnitzer — Pejachevich — Maibom als griechischer Sänger — Lipsius als Convertit — Clavigo — Comenius — Fürstenblut für Ochsenblut — Gliedertaxirung — Mailand im 13. Jahrhundert — Luther gegen den Nachdruck — Kircher als Entzifferer — Seltsames Commando — Gräfinn Königsmark — Reiche Kaufleute, Unterstützer von Potentaten — Verwahrung — Ministre empoisonneur — Journalistenumtriebe — Fiaker — Maupertuis — Spielhäuser in Paris — Die eiserne Jungfrau 93

Aussichten zu einem completen Livius . . . 111

Schicksale der Diderot-d'Alembertschen Encyclopädie 113

Die Papillote 116

Die beyden Babeuf 119

Merkwürdiges Actenstück zur Geschichte der Aufklärung 121

Der chinesische Historiograph 124

Bücherwesen der Vorzeit 126

Elisabeth von England als Schriftstellerinn . . 130

Die wirkliche Existenz der Syrenen 131

Von Ahasverus 136

Die Mode, historisch-critisch betrachtet . . . 139

Einiges über den Phönix 148

Jacob Enzle in Constantinopel 153

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Dritte Reihe: Condillacs Cours d'études etc.

Seite

welche iſt die Originalauflage? — Tagblätter in London — Byrons Honorar — Roſtopſchins Erklärung über den Brand von Moskau — Beaumelle's Werke — Almanac du Diable — Holinsheds Chronik — Schickſal der Encyclopédie méthodique — Graf von Wackerbarth; merkwürdige Perſonage — Geburtsort des Pilatus — Verſtöße — Die Leiber der heiligen 3 Könige — Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow — Das Fest Damium — Bibliotheken — Der Wahlmann Courtois — Stael: de l'Allemagne — Religioſität in Frankreich — Zwey Anecdoten vom Prinzen de Ligne — Der perſiſche Aſtronom — Franzöſiſche Correctheit — Nahmenverwechſelung . . . 171

Wie es dem Bibliographen Dibdin ergeht . . 193

Das Pulver Doſia 199

Hiſtoriſche

Unterhaltungen.

Kleine Denkwürdigkeiten, Aufſchlüſſe, Perſönlichkeiten, Anecdoten, Notizen ꝛc.

aus der

ältern und neuern Zeit- und Literargeſchichte.

Von

Franz Gräffer.

Zweyter Theil.

Wien, 1828.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

Geſichtspunct.

Was der Leſer hier findet, iſt in Nebenſtunden entſprungen, und ſoll beytragen, ſeine eigenen auszufüllen. Das iſt die Bedeutung des Titels.

Geſchrieben hatte der Verfaſſer alle dieſe Mittheilungen, und zwar vor einigen Jahren, für Zeitſchriften und Taſchenbücher; Vieles ward auch abgedruckt. Nun hatte er auch allerley Neueres liegen; da nahm er Jenes und Dieſes vor, ſah es durch, und änderte Manches. Da es nun ſo ziemlich einen Band ausmachen konnte, ſo dachte er: hat man doch deine ähnlichen Erzeugniſſe ſo wohlwollend aufgenommen! Gib es heraus!!

Dieſe Eröffnung kann, denke ich, auf zweyerley Rückſichten Anſpruch machen. Erſtens wird meine Verſicherung, daß ich nicht eigens darauf ausgegangen, ein Buch zu ſchreiben, glaubwürdig ſeyn. Zweytens dürfte die etwaige Verſchiedenheit der Anſichten, und die ſichere der Schreibart unangefochten bleiben können.

Der Kunſtrichter wolle übrigens das Schlagwort des Titels würdigen, und die Nebenſtunden nicht mit Haupt- oder Berufsſtunden verwechſeln. —

Wien, im März 1827.

F. G.

(Correcturfehler ſeyen der Nachſicht und Verbeſſerung empfohlen.)

Bridgewater Canal.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte England noch keine Canäle; jetzt zählt es deren mehr als 50. So lasen wir unlängst in den Zeitungen, mit Würdigung des Herzoges von Bridgewater (Jenny Egerton), der in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Wir halten es für interessant genug, über diesen vielverdienten Mann und seine Aufopferungen bey diesem gemeinnützigen Unternehmen etwas Näheres anzubringen. Sieben Meilen von Manchester besaß er das Gut Worsley mit zehn ergiebigen Kohlengruben. Das Beschwerliche und Kostspielige des Landtransportes führten ihn aber bald auf den Gedanken eines Canals. Er bewarb sich um die Erlaubniß, einen solchen von Salford, bey Manchester, bis Worsley anzulegen, die ihm nach mancherley Umständen erst 1758 ertheilt wurde. Die Schwierigkeiten der Oertlichkeit waren jedoch so außerordentlich, daß dieser Bau, ohne das Genie des Mühlenbaumeisters Jacob Brindley nie hätte zu Stande kommen können. Dieser Mechaniker, welchem Britannien keinen zweyten an die Seite stellen kann, vollendete in kurzer Zeit glücklich das für unausführbar gehaltene Unternehmen bis Barton, woselbst der Fluß Irwell größere Fahrzeuge aufnehmen kann. Der Herzog lag diesem Baue mit einer solchen Selbstaufopferung ob, daß er von seinen beträchtlichen Einkünften nicht mehr als 400 Pfund für seinen eigenen Bedarf zurück behielt, und alles Uebrige dem großen Werke

widmete. Er ließ ganz eigene Boote verfertigen für Schmiede, Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute und andere Handwerksleute, welche mit ihren Geräthschaften darauf den anderen vorgerückten Bauleuten folgten; auf einem anderen Fahrzeuge befand sich des Herzogs eigene Wohnung. Brindley's genialer Plan bestand darin, den Canal von Berton durch ein Aequäduct fortzuführen, das sich 39 Fuß über dem Spiegel des Stromes erhöbe. Dieß Project schien so gewagt und abenteuerlich, daß es selbst für unparteyische Sachverständige, ja sogar für Brindley's und des Herzogs Freunde ein Gegenstand des Belächelns, selbst des Spottes wurde. Der Herzog aber ließ sich in seinem festen Vertrauen auf das Genie seines Baumeisters nicht irre machen. Man schritt mit Muth und Kraft in der Arbeit vorwärts, und im Jahre 1761 war diese unvergleichliche Wasserleitung vollbracht. Mit Erstaunen und Bewunderung erblickte man nunmehr Schiffe zugleich über und unter der Brücke dahinfahren. Nach diesen glücklich besiegten Hindernissen war es nicht mehr schwierig, den Canal noch einige Meilen bis zu den Kohlengruben zu führen. Die ganze Zeit dieser Arbeit betrug fünf Jahre. Sie kostete zwar eine ungeheure Summe; aber die Auslagen waren bald hereingebracht, und die Vortheile für den muthigen Unternehmer überaus reichlich, indem Manchester, und die benachbarten Städte ihren Bedarf aus diesen Kohlengruben bezogen. Der Canal führte des Herzogs Nahmen, und ist, 1812 von einem seiner Verwandten in Paris beschrieben worden. Der Titel dieser Schrift ist: Description du plan incliné du canal souterrain, éxecuté par J. Egerton Duc de Bridgewater dans ses mines de charbon de terre. Eine Vereinigung mit Liverpool war eine ähnliche Anlage des Herzogs. Ermuthigt durch so vortheilhafte Resultate, faßte er den großartigen Plan zu einer Wasserverbindung zwischen London,

Briſtol, Liverpool und Hull, deſſen Verwirklichung er aber nur zum Theil erlebte. Der Canal, welcher die beyden letzteren Puncte verbindet, ward im Jahre 1777 fertig und iſt 90 Meilen lang. Nach dieſer, obwohl ganz kurzen Ueberſicht der ſchwungvollen Wirkſamkeit und nach dem umfaſſenden raſtloſen Anregungsgeiſte des Herzogs von Bridgewater, läßt ſich nicht verkennen, daß er der Vater und Schöpfer des mit ſo vielem Rechte angeſtaunten brittiſchen Canal-Weſens iſt. Er ſtarb im Jahr 1803, 77 Jahre alt.

Irelands Shakſpeare.

Unter die ſeltſamſten und unverſchämteſten literariſchen Prellereyen gehört wohl die, welche ſich in England W. J. Ireland erlaubte. Schon als Knabe war er überaus verſchmitzt, pfiffig und gewandt, vorzüglich in täuſchendſter Nachahmung von Handſchriften. Mehrere gelungene Schelmenſtreiche dieſer Art verleiteten ihn zu dem ausſchweifenden Einfall, alte Schriften zu verfertigen und als Nachlaß Shakſpeares geltend zu machen. Er verſchaffte ſich Manuſcripte aus der Zeit des unſterblichen Dichters, und füllte einen großen Foliband mit theatraliſchen Stücken. Hierauf machte er in einem ſo ſchlauen Mährchen den Zufall, wodurch er in den Beſitz dieſes Schatzes gelangt, bekannt, daß das Publicum ſich beirren ließ, und zahlreiche Subſcriptionen erfolgten. Demnach erſchien 1796 in einer Prachtauflage in Folio dieſer Shakſpeariſche Nachlaß. Er enthielt unter andern zwey dramatiſche Stücke: Heinrich den II. und Vortigern. Anfangs ließ das Publicum ſich in der That myſtificiren, und dieß letztere Stück wurde ſogar aufgeführt. Bald aber zerrann die Täuſchung, der Tact des Londoner Theaterpublicums ſchöpfte Argwohn; man ſpürte

weiter nach, untersuchte, prüfte und zweifelte öffentlich mit einer solchen Entschiedenheit, daß Malone, dieser verdienstvolle und eingeweihte Herausgeber Shakspeare's, die Sache in allem Ernste vornahm, und in einem förmlichen Berichte den Betrug bis zur unzweydeutigsten Ueberzeugung entlarvte, indem er ihn nach allen Details nachwies. Das Originellste bey dieser Geschichte ist, daß Ireland die geniale Frechheit hatte, eine eigene Schrift heraus zu geben, worin er den Betrug mit der größten Unbefangenheit eingestand, und den ganzen Hergang der Sache erzählte. Diese Schrift mag nun unter die Seltenheiten gehören, weil nur wenige Exemplare davon abgezogen seyn sollen. W. J. Ireland ist übrigens als Unterhaltungsschriftsteller bey seinen Landsleuten sehr beliebt, und war vor ein Paar Jahren noch am Leben.

Gallimathias.

Der Ausdruck Gallimathias (Kauderwälsch, Wischiwaschi, Unsinn, Durcheinander, ꝛc. bedeutend) soll von einem französischen Bauer herrühren, der Mathias hieß. Dieser hatte einen Rechtsstreit eines Hahnes wegen. Bey der Verhandlung des Falles, die in lateinischer Sprache vor sich ging, hatte der Advocat öfters Gallus, gallus Mathiae (der Hahn des Mathias) zu sagen. Die Lebhaftigkeit verleitete ihn aber sich zu versprechen, und er sagte umgekehrt galli Mathias, was ein Gelächter verursachte, weil der Ausdruck: Mathias des Hahns keinen Sinn hat. Aus diesem Grunde soll dann dieß Gallimathias in der Folge als Beziehung sinnloser Aeußerungen überhaupt angewendet worden seyn. — Der Ursprung des Wortes Fidibus, als eines Streifen Papiers zum Anzünden der Tabakspfeife

soll folgender seyn. Zur Zeit, wo das Tabakrauchen noch nicht erlaubt war, pflegten die Studenten sich zu Tabak- und Biergesellschaft mittelst eines Billets einzuladen, das mit fid. ibus nähmlich fidelibus fratribus: den getreuen Brüdern, begann. Bey der Zusammenkunft bedienten sie sich dann dieser sofort unbrauchbaren Zettel zum Anzünden der Tabakspfeife, und benannten dieß Papier zugleich mit den drey obigen Sylben, wobey es dann in der Folge blieb.

Longus und Courier.

Bekanntlich ist von den Ausgaben des Longus jene die geschätzteste, welche im Jahre 1810 durch Courier zu Rom veranstaltet wurde; wenigstens ist sie in so fern die vollständigste, als er mittelst eines florentinischen Codex eine erhebliche Lücke ergänzte. Wie soll man es aber nennen, wenn dieser Courier nach gepflogener Copie die betreffende Ergänzungsseite des Codex ganz mit Tinte überschüttete, so, daß sie nun ganz unleserlich ist? Unvorsichtigkeit, Zufall kann es hinsichtlich mancher Umstände nicht heißen, sondern absolute Bosheit. Und dieß wird so ziemlich außer Zweifel gesetzt, wenn man den Bericht des florentinischen Bibliothekars Furia lieset, der den Hergang der Sache erzählt, und dabey den Tintenfleck in Kupfer hat nachstechen lassen. Wahrlich eine eigene Gattung Vandalismus.

Madame Geoffrin.

— — dans son brillant désilia,
J'ai vu la célèbre Geoffrin.

Delille (la Conversation).

Was einſt Aſpaſia oder Ninon de l'Enclos (freylich nicht in ſo würdigem Sinne,) und ſpäterhin eine Recanier, Helvetius (Witwe des Philoſophen,) und eine Arnſtein: das war die Geoffrin für ihre Zeit. Beſonders mit Frau von Arnſtein war ſie in ſo vielen Zügen befreundet, daß wir zur deutlicheren Verſtändigung ihrer Charakteriſtik die Schilderung voraus ſchicken zu ſollen glauben, welche ein im Jahre 1822 gedrucktes Werk von jener merkwürdigen Frau gibt: „Seit beynahe 50 Jahren iſt das Haus Arnſtein als einer der erſten Sammelplätze der großen Welt und des geſelligen Verkehrs, als ein Muſter der angenehmſten Freyheit und Unterhaltung vielen Tauſenden von Fremden und Einheimiſchen bekannt und werth geworden. Ein ſolcher Vorzug, deſſen Wichtigkeit beſonders in großen Hauptſtädten ſo bedeutend iſt, kann ſich nur geſtalten durch die belebende Wirkſamkeit, welche die Frau vom Hauſe um ſich her verbreitet. So war es von jeher in Paris und an allen Orten, wo großes Geſellſchaftsleben ſich vereinigte, und ſo war es auch hier. Fanny von Arnſtein, in Berlin geboren, aber in früher Jugend nach Wien verheirathet, beſaß die glänzendſten Eigenſchaften und Gaben, die einen großen Kreis von Menſchen fortwährend anziehen und beſeelen können. Mit hoher Schönheit verband ſie große Geiſtesregſamkeit, Anmuth und Witz, ausgezeichnete Bildung und Talente. In früheren Jahren mußten dieſe vereinigten Eigenſchaften oftmahls Aufſehen und nicht ſelten tiefen Eindruck machen; aber auch das ſpätere Alter konnte ſie nicht ſchwächen, und

bis zu ihrem vor wenigen Jahren erfolgten Tode blieb sie der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Die vornehme Welt in Wien und die angesehensten Fremden trafen in ihren Sälen zusammen, und fanden hier in bequemer Gastlichkeit freye und belebte Unterhaltung. Kaiser Joseph II., der alles Menschliche und Ausgezeichnete lebhaft ergriff und schätzte, bezeugte ihr durch Gruß und Anrede bey jeder Gelegenheit seine huldvolle Gesinnung. Im größten Glanze erschien das Arnsteinische Haus zur Zeit des Wiener-Congresses, wo in der That kein anderes in Wien mit ihm wetteifern konnte, wie denn nicht leicht ein Privathaus zu finden seyn möchte, in welchem derselbe Abend mit hundert andern hohen und ausgezeichneten Personen zu gleicher Zeit, Consalvi, Hardenberg, Wellington und Talleyrand vereinigte. Das (schließt der Artikel) was sie war und wirkte, wird noch lange gefühlt werden. Fortlebend im Kreise ihren einzigen Tochter, der geistreichen Baroninn Pereira, und im Andenken ihrer zahlreichen Freunde."

Ein halbes Jahrhundert hindurch war Madame Geoffrin der Schmuck der gebildetsten Zirkel von Paris, ihr Haus der Vereinigungspunct der berühmtesten und talentreichsten Männer. Es war der Thronsitz des guten Tones, das Palladium der feinsten und edelsten Geistesgenüsse. Um Zutritt zu erlangen, bedurfte es keiner Ahnenprobe, keines Gepränges des äußern Ranges oder des Reichthums: Personen von Geist, Bildung, Talent oder Gelehrsamkeit, Dichter, Literatoren, Künstler, ausgezeichnete Staatsmänner und Militärs fanden sich bey Madame Geoffrin ein, ihre Ideen und Meinungen auszutauschen und zu berichtigen. „Ihr Haus," sagt Laharpe, ist der Sammelplatz des Talentes und Verdienstes aller Art geworden; ihre Gesellschaft wird gesucht, weil die berühmtesten Männer daselbst gefunden werden." — In den Notes des éditeurs,

angehängt Delilles Conversation *) wird von ihr gesagt: „Alle Künste und alle Talente wurden in ihren Zirkel aufgenommen; man war sicher, bey ihr die Rechtfertigung der Achtung anzutreffen, die sie öffentlich genoß." — Hier war Alles gleich und diese Gleichheit verhinderte das Uebergewicht irgend eines Tones. Die Dame vom Hause selbst war weit entfernt, nach einen solchen zu streben, bescheiden hielt sie sich in dem Hintergrunde; sie wollte nichts als belebend und anregend seyn. Ihr war die Kunst eigen, die Talente ihrer Umgebung hervor zu ziehen, und den Anstoß zu deren Entwickelung zu geben. Die so eben berührten Notes de éditeurs sagen in dieser Beziehung von ihr: „Sie selbst trachtete keines Weges nach Auszeichnung. Sie erschien von aller Eigenliebe entfernet und wußte doch die Andern so wohl zu interessiren. Sie verstand es, den Geist derer, die mit ihr sprachen, geltend zu machen, und Jeden, zufrieden mit sich selbst, zu entlassen." Einst nach einer langen Conversation mit dem Abbé St. Pierre, sagte sie zu ihm: „Sie waren heute sehr liebenswürdig!" worauf der bescheidene Philosoph entgegnete: „Ich war nur ein Instrument, das Sie gut gespielt haben." Dieser Zug mag hinreichen, sie in diesem Andetrachte zu charakterisiren.

Lord Chesterfield schrieb an Lord Stanhope, als sich dieser zu Paris aufhielt: „Kennen Sie Madame Geoffrin? Sie ist sehr geistreich, und empfängt, wie ich gehört habe, nur die gewählteste Gesellschaft bey sich." — Der Ausdruck: sehr geistreich, zeigt aber an, daß Chesterfield diese Frau nicht gekannt hat, denn was man geistreich nennt, war sie

---

*) Diese Noten, an 100 Seiten betragend, von vielseitigem Interesse, ja vielleicht ansprechender als das Gedicht selbst, habe ich mich nicht enthalten können zu übersetzen, und wieder mit vielen Anmerkungen zu begleiten. Sie folgen in diesem Bändchen.

nicht, wohl aber noch mehr; ſie hatte außerordentlich viel natürlichen Verſtand, und eine weiſe Mäßigung lag in ihrem Charakter. Sie hat (ſetzt er hinzu) jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgange erwirbt, und Niemand hat einen richtigeren Tact für das Schickliche." — Auf dieſe Art mochte ſie über dieſe geiſtvollen Geſellſchafter eine ſtillſchweigende Herrſchaft ausgeübet haben; denn ein geiſtreiches Wort leuchtet, wie der Blitz, nur einen Augenblick; es iſt ein plötzlicher, aber vorübergehender Schimmer, während hingegen ein Ausſpruch des geſunden Verſtandes, da er das innerſte Weſen des Hörers ergreift, mächtig feſſelt, und noch lange fortvibrirt.

Es iſt ſchwer, einen richtigen Begriff von der Perſönlichkeit dieſer Geoffrin in ihrer letzten Epoche zu gewinnen, wenn man nicht geleſen hat, was der gediegene Sturz *), einer der erſten Styliſten Deutſchlands (wir wagen dieß zu behaupten, und die Vermuthung beyzufügen, daß, wie uns aus mehreren Spuren hervor zu gehen ſcheint, der unſterbliche Schiller, ſich ihn zum Vorbilde gewählt) über ſie und ihr Haus geſchrieben hat. Der betreffende Brief aus Paris, vom 16. November 1763 iſt dieſer:

„Madame Geoffrin, die ihr großes Vermögen gaſtfrey und edel genießt, gibt wechſelweiſe an Gelehrte und Künſtler zwey Mahl die Woche eine Tafel von mehr als zwanzig Gedecken, und bittet jedes Mahl Fremde dazu; dieſe müſſen ihr aber durch alte Freunde empfohlen ſeyn."

„Hier wird man mit merkwürdigen Männern bekannt,

*) Der Buchhändler Herr Armbruſter hat Sturzens Schriften (2 Bändchen) in die Sammlung der Meiſterwerke aufgenommen, und dadurch unſern Leſern zugänglicher gemacht, was dieſem feinfühlenden und geſchmackvollen Verleger als Verdienſt anzurechnen ſeyn muß. Indeſſen ſcheint der claſſiſche Sturz noch immer nicht genug gewürdiget zu werden.

d'Alembert, Helvetius, Marmontel, Mariette, Cochin, Souflet, Vernet, ſind ihre gewöhnlichen Gäſte. Es iſt Sitte, daß jeder für ſeine Zeche eine Neuigkeit mitbringt; da trägt man Verſe und Proſe, Manuſcripte und Bücher, Gemählde, Vaſen und Büſten zuſammen. Wir haben geſtern Hamiltons hetruſciſche Gefäße, la Chappe's franzöſirtes Siberien, ein Blumenſtück von Bacheller, und einen Frauenkopf von Pigelle gerichtet. So eine Ausſtellung wird Reiz und Nahrung des Geiſtes, man entfaltet und berichtigt die Begriffe des Schönen, der Kenner wird durch das Urtheil einer ſolchen Verſammlung geübt, ſo wie ihr Beyfall den Künſtler belohnt; ein Fremder erntet hier Unterricht ohne Verſchwendung und Ciceronen, im Genuſſe der geſellſchaftlichen Fröhlichkeit."

„Von der Wirthinn macht man ſich in andern Ländern ein ſeltſames Bild. Eine ſilbergraue Dame, die ohne Geburt und ohne Bücher zu ſchreiben, Genies und Fürſten an ſich zieht, muß, denkt man, entweder der erſte Geiſt in der Nation, oder vielleicht ihr Koch der größte Künſtler ſeyn. Allgemein glaubt man doch eine hochtrabende Pretieuſe zu finden, die für ihre Gerichte Weihrauch begehrt, und in einem Kreiſe von Schmarotzern, durch flache Witzeleyen den Ton angibt. So ſchildert ſie wirklich eine Legion erzürnter Scribenten, die niemahls eingeladen worden, denn es gibt eine Gattung witziger Köpfe, welche Andern lieber Unſterblichkeit als ein gutes Mittagseſſen gönnen. Ich erwartete wirklich etwas dergleichen, und ward nicht wenig betroffen, als mich eine gutmüthig grämliche Matrone empfing, die ſich weder ziert, noch zurecht ſetzt, ihr Geſpräch mit keiner Redensart anfängt, und gleich durch ihre runde Höflichkeit einnimmt. So bleibt ſie im Umgang mit Bekannten und Fremden, und man wird nicht den entfernteſten Anſpruch auf Gelehrtheit gewahr."

„Bloß aus Neigung zum Schönen und Guten hat ſie, von Jugend an, die Geſellſchaft verdienſtvoller Männer geſucht; ihr aufgeklärter Verſtand wird von ihren Freunden nicht höher als ihre Tugend geſchätzt; ſie hat zwar viel geforſcht und geleſen, aber nicht in der Abſicht, um Syſteme zu bauen und Blumen für den Vortrag zu ſammeln; ſondern Kraft und Geiſt, Philoſophie des Lebens hat ſie aus ihren Büchern geſchöpft. Noch ſchweigt ſie lieber als ſie mitſpricht, und ſpottet oft ſelbſt über ihre Unwiſſenheit, wenn ſie Nahmen und Zeiten verwechſelt und Kunſtwörter unrichtig anbringt. Ihre Sprache hat ſich allerdings im Kreiſe ſcharfſinniger Menſchen verfeinert; dennoch iſt ihr Ausdruck weder erborgt, noch geſucht; ſie urtheilt immer mit heller Vernunft, nimmt Theil, begreift und überſieht verwickelte vielſeitige Fragen; oft hört ſie einer tiefen Unterſuchung mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit zu, ſagt dann ihre Meinung mit wenigen Worten, und man findet die Sache erſchöpft. Sie ſcherzt mit einer ernſthaften Miene, hadert zuweilen mit einer launigen Wendung, und verſteht es, Verweiſe ſo anzubringen, daß man ſie dafür noch lieber gewinnt."

»Folgendes Urtheil von dem ſchlüpferigen Crebillon wird Ihnen gewiß nicht mißfallen. Es war die Rede vom feinen neuen ehrbaren Roman, den Briefen de la Duchesse de R. die niemand lieſt, weil ſie langweilig ſind, obgleich alles züchtig und tugendhaft zugeht."

„Ce Polisson, ſagt ſie, vivoit autrefois dans une société de femmes libres, ou il brilloit pas la Catinerie de ses propos: ses ordures lui ont fait une reputation; mais on est bien à plaindre, lorsqu'on n'a que cette vilaine sorte d'esprit. Vous voyez, que dans un age plus mûr, il a voulu écrire comme un honnête homme, et il a fait

un plat ouvrage. Un chaste roman de Crebillon est, comme une epigramme sans pointe."

Der Graf Poniatowsky, nachheriger König von Pohlen, war einer von den vielen Fremden, die der Geoffrin für erwieſene wichtige Dienſte, große Verbindlichkeiten ſchuldig waren. Als er den Thron beſtieg, meldete er ſeiner theuern Freundinn dieß Ereigniß mit den Worten: Mama! Ihr Sohn iſt König (Mama votre fils est roi,) und lud ſie zugleich in den zärtlichſten und dankerfüllteſten Ausdrücken zu ſich nach Warſchau. Einer ſolchen Einladung konnte, durfte die gemüthvolle Freundinn, die gefeyerte Mutter eines Königes nicht widerſtehen. Sie trat die Reiſe im Jahre 1768 über Wien an. Ihr Ruf war ihr vorausgegangen und hatte ihr in dieſer Hauptſtadt bey der für Vorzüge dieſer Art ſo empfänglichen Kaiſerinn Maria Thereſia, deßgleichen von Seiten ihres erlauchten Gemahles den ſchmeichelhafteſten Empfang bereitet. Als dieſe Monarchinn eines Tages mit ihren Kindern ausfuhr und der Madame Geoffrin begegnete, befahl ſie zu halten und ſtellte dieſer ihre Familie vor. Der König von Pohlen hatte die feine Aufmerkſamkeit gehabt, in Warſchau für ſie ein Zimmer genau ſo einrichten zu laſſen, wie ihr Lieblingsgemach zu Paris. Madame Geoffrin verlebte ſüße Tage bey ihrem königlichen Sohne, und kehrte mit Ehrenbezeigungen überhäuft, nach Paris zurück.

Auch in den Annalen der Wohlthätigkeit hat ſich Madame Geoffrin verewigt; und hier iſt es, wo ſie wieder mit der Freyinn von Arnſtein ſo innig verwandt war. Ueber dieſe ſagt das eben angezogene Werk: „Der Werth ihrer geſelligen Thätigkeit wurde noch mehr erhöht durch einen außerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit, den ſie nach allen Richtungen, im vornehmen und geringen Kreiſe in ungewöhnlichen Maſſen und mit unermüdetem Eifer ausübte.

Die Damen vom ersten Range in Wien, als sie zu wohlthätigen Zwecken in einen Verein zusammen traten, glaubten vor allem die Frau von Arnstein in ihrer Mitte haben zu müssen." — Noch ein Kind, kannte Madame Geoffrin kein größeres Glück, als Nothleidende zu unterstützen. Sah sie einen Dürftigen aus ihrem Fenster, so warf sie ihm alles, was sie in ihrer Nähe hatte, zu, Hemden, Wäsche, Kleider, selbst kostbare Sachen. Weder Drohungen noch Strafen vermochten ihren wohlthätigen Hang zu beschränken. Zu lindern, zu helfen, sich aufzuopfern war ihrem edlen Gemüthe daß Theuerste, und ihr Wahlspruch: „Geben und Vergeben." Einem unbemittelten Freunde setzte sie ein jährliches Einkommen von 1200 Livers aus, und sagte dabey: „Wenn Sie wohlhabender werden, so spenden Sie das Geld mir zu liebe, wenn ich es nicht mehr kann." — Bekanntere Züge ihrer Humanität sind: daß sie einem Träger, der ihr eine Marmorvase zerbrach, um ihn für seinen Kummer darüber zu entschädigen, ein Geschenk machte; daß sie einer Milchfrau, der eine Kuh gefallen war, zwey Kühe schenkte, um ihr die Kuh selbst und das Leid über den Verlust zu vergüten, und dgl.: Was aber ihrem Wohlthätigkeitssinne einen besonderen Adel verlieh, ist ihre schonende, zarte Weise, zu geben.

Madame Geoffrin war im Jahre 1699 geboren. Schon in der Wiege verwaiset, wurde sie von ihrer Großmutter, einer sehr verständigen Frau, erzogen. Sie ward dann die Gattinn eines Spiegelfabrikanten, von dem weiter nichts zu erwähnen ist, als daß er sie bald als Witwe zurück ließ. „Madame Geoffrin", sagt Laharpe, „hat weder Geburt noch Titel; sie ist die Witwe eines Besitzers einer Spiegelmanufactur, und hat etwa 40,000 Livers jährliche Renten: aber Ordnung und Wirthschaftlichkeit verdoppeln diese mäßige Einnahme." — Diese hervorragende Frau wurde dem

ausgebreiteten Kreiſe ihrer Freunde und Verehrer im Jahre 1777 durch den Tod entriſſen. Thomas, d'Alembert, Morellet und mehrere Andere aus dieſem Zirkel, haben das Andenken an ihre unvergeßliche Freundinn, durch mancherley Aufſätze und eigene Werkchen gefeyert, welche unlängſt in der Schrift der Madame Geoffrin über die Converſation, zuſammen abgedruckt worden ſind. Vorzüglich leſenswerth iſt, was die kürzlich erſchienenen Memoires de l'Abbé Morellet über ſie enthalten. Manches diſtinguirte Haus in Paris bewahrt noch jetzt, als eine ehrfurcht gebiethende Zierde, das Bildniß oder die Büſte dieſer merkwürdigen Frau.

Ueber das Schauſpielweſen der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die dramatiſche Kunſt iſt in Amerika ungleich länger vernachläſſigt geblieben, als alle andern Künſte, was ſehr natürlich iſt, da ſie gewiſſer Maßen nur unter die Luxusgegenſtände gehört. Erſt ſeit etwa zwey Jahrzehenden fangen die Bewohner der neuen Welt an, dieſe Kunſt mit Eifer und Erfolg zu betreiben. Anfangs waren die Religionsdiener der mancherley Glaubensbekenntniſſe, der Einrichtung und dem Beſuche der Schauſpielhäuſer nichts weniger als gewogen; man kann denken aus welchen Urſachen. Es wurden ſogar Verſuche gemacht den Geſchmack am Theater ſo wenig allgemein werden zu laſſen, als möglich. Die Wirkungen dieſer Gegnerſchaft waren natürlicher Weiſe ſehr verſchieden. In Maſſachuſetts war der Kampf der Geiſtlichkeit und der Schaubühne einige Zeit ſchwankend. Förmliche Schauſpiele oder dramatiſche Vorſtellungen wurden zwar nicht zugelaſſen; allein dramatiſche Vorleſungen, oder ſogenannte Recitationen durften gehalten wer-

den. Nach dem alten Sprichworte: wem der Finger gereicht wird, der haſcht nach der ganzen Hand, ſuchten auch dieſe Schauſpieler von der obwaltenden Duldſamkeit den möglichſten Nutzen zu ziehen. Sie kündigten alſo ihre Stücke unter den Nahmen der Vorleſungen an, z. B., moraliſche Vorleſungen über die rührende Geſchichte der Johanna Thorn, dialogiſch recitirt von dem berühmten Rowe; oder: unterhaltende Vorleſung, aus der Erzählung von dem armen Soldaten entnommen, untermengt mit Liedern und Geſprächen von dem witzigen und geiſtvollen O'-Keffe. Kurz, dieſe gewandten Leute machten es ungefähr ſo, wie man es im größten Theile der Schweiz zu halten pflegt, wo das Theater mit einer Art von Pedantismus verbannt iſt, und eine ſogenannte dramatiſch-declamatoriſch-muſikaliſche Abendunterhaltung füglich ein theatraliſches Surrogat abgeben kann. Unterdeſſen drangen einige aufgeklärte Männer dennoch durch, und es wurde in dieſer Provinz ein regelmäßiges Theater errichtet. Auch fand die Geſetzgebung, auf den Antrag des Senators Gardaner, für gut und angemeſſen, das lächerliche Geſetz, durch welches die Erzeugniſſe der dramatiſchen Literatur ausdrücklich geächtet waren, aufzuheben. Alsbald wurde dann auch zu Boſton ein Schauſpielhaus eingerichtet. In Connecticut allein hatten die Gegner des Theaters ihren Einfluß dergeſtalt behauptet und ausgedehnt, daß das Haupttheater dieſer Provinz, nähmlich das in der Stadt Hartford, in eine Kirche verwandelt werden mußte (dieß zu einer Zeit, wo man an andern Orten, in das entgegengeſetzte Extrem verfiel, indem man aus Kirchen Theater machte), und die Schauſpieler durch ein eigenes Geſetz in aller Form mit dem Kirchenbanne belegt wurden.

Gegen das Jahr 1810 fingen die amerikaniſchen Theater an, ſowohl in Rückſicht des innern Geſchmacks, als

der äußern Zweckmäßigkeit, Schönheit und Pracht, mit den nahmhafteſten der alten Welt zu wetteifern. Ihre Aufnahme und ihren Stand wird nachſtehende Ueberſicht der Zahl, und der nach einem Durchſchnitte angeſchlagenen Einnahme erſichtlich machen

				Jede Vorſtellung bringt ein: . . . . . Dollars *)
Maſſachuſetts	hat	Theater	zu	Boſton . . 1250
»	»	»	»	Salem . . 250
»	»	»	»	Newsbury-Port 250
Rhode Island		»	»	Providence . 600
»	»	»	»	New-York . 250
»	»	»	»	New-York . 2400 / 1000
»	»	»	»	Albany . . 600
Penſelvanien		»	»	Philadelphia 1300
Merpland		»	»	Baltimore . 1200 / 700
»	»	»	»	Annapolis . 500
Bay von Columbia		»	»	Washington 500
Virginien		»	»	Alexandrien . 800
»	»	»	»	Petersburg . . 600
»	»	»	»	Norfolk . . 600
»	»	»	»	Fridrichsburg 500
Kentuky		»	»	Lexincton . 500
Südcarelina		»	»	Charlestown 1200
Georgien		»	»	Sarannach . 500
Louiſiana		»	»	Neuorleans . 800

Das Theater von Richmond, eines der ſchönſten und geräumigſten, wurde im Jahre 1811 ein Raub der Flammen. Die gewöhnliche Einnahme betrug 600, 800 Dollars.

*) Ein Dollar beträgt bekanntlich in engliſcher Münze 4 Schilling, 6 Pence oder ungefähr einen Speciesthaler.

Die Eintrittspreiſe ſind in der Regel folgende: ein Platz in einer Loge, 1 Dollar; Parterre, 50 — 75 Centimes; Gallerie, 25 — 37 Cent., in der dritten Loge 75. Cent. Die Logenpreiſe ſind in allen vereinigten Staaten gleich; bey andern Plätzen iſt der Unterſchied unbedeutend. Was die Theaterausgaben betrifft, ſo kann als Maßſtab gelten, daß ſie für jede Vorſtellung zu New-York an 400 Dollars betragen. Während der 3 erſten Monathe einer Jahreszeit*) aber geſchieht es, daß ſie ungleich höher, ja wohl über 10,000 Dollars ſteigt.

Die Regierung enthält ſich jeglicher Art von Gerichtsbarkeit über die Schaubühne dergeſtalt, daß es auch Jedermann frey ſteht, ein Schauſpielhaus aufführen zu laſſen. Bey Beurtheilung der dramatiſchen Producte an ſich, ſo wie der Schauſpieler und ihrer Darſtellungsweiſe, richtet man ſich in Amerika nach dem, in Großbritannien herrſchenden Geſchmacke. Gefällt ein neues Stück auf einer engliſchen Bühne, ſo führt man es in Amerika auf, mit demſelben Coſtüme, den nähmlichen Decorationen, und — was das Merkwürdigſte iſt, die Recenſionen darüber ſind ganz das Echo der engliſchen. Noch bemerkenswerther aber iſt, daß nur im Süden dieſer vereinigten Freyſtaaten den Frauenzimmern der Eintritt ins Parterre geſtattet iſt, in den nördlichen Provinzen, deßgleichen im Innern des Landes ſind ſie davon ausgeſchloſſen.

Originalſtücke haben die Amerikaner ſehr wenige, erſtens, weil die guten Köpfe dieſes jungen Landes, deſſen Ideen und Beſtrebungen ſich mehr auf reelle Zwecke concentriren, Wichtigeres und Nützlicheres zu thun haben, als Theaterſtücke zu ſchreiben, und dann, weil die Dichter

*) Jahreszeit: Saison, bedeutet in Amerika einen Zeitabſchnitt von 6 Monathen.

nicht durch ſehr hohe Honorare aufgemuntert werden, indem die Theaterdirectionen ſich alles, was auf dem engliſchen Repertoir erſcheint, leicht um ein Billiges verſchaffen können.

Ueberhaupt iſt man in Amerika noch nicht ſo verzärtelt, und weit davon entfernt, das Theater als das höchſte Gut anzuſehen, oder wohl gar es als einen anhaltenden Gegenſtand der Converſation zu behandeln. Unterdeſſen beſitzen die Amerikaner in ihrer Mitte einige dramatiſche Dichter, die mehrere mit Beyfall aufgenommene Stücke geliefert haben. Dunlap und New-York haben etwa 40 Theaterſtücke verfaßt, Luſt- ſowohl als Trauerſpiele, Dramen und Zwiſchenſpiele, die ſämmtlich aufgeführt wurden und ſich eines hervorragenden Ranges auf dem Repertoir erfreuen. Unter die ausgezeichnetſten, von talentvollen Dichtern verfaßten, amerikaniſchen Theaterſtücke, die ſämmtlich ſchon gegeben wurden, zählt man: Der Contraſt, Luſtſpiel von Tyler; die triumphirende Tugend von Frau Murap (ſie hat noch drey andere Stücke geſchrieben); die Tochter des Geiſtlichen und die arme Wirthsfrau von White; die Schlacht von Buterhill, v. Burter; der Amerikaner zu Tripoli, v. Eliſon; Mazeppa und Peter der Große, v. Euſtaphini; Beliſar, von Fangeres; der gordiſche Knoten v. Darby; Edwy und Elgina, v. Jugerfall; zwey Luſtſpiele von Madame Rowſon; die Fuchsjagd und die indiſche Prinzeſſinn, v. Barten dem jüngeren. Dieſes letztere, romantiſche, aus der Geſchichte von Amerika entnommene Stück, hat einen ungewöhnlich lebhaften Beyfall gefunden. Ferner gehören zu den beſſeren Stücken: die Schule der Verſchwender, v. Hauton (welcher noch andere Dramen geliefert hat); Faskari und die Myſterien des Schloſſes, von White; der Beherzte und mehrere Gelegenheitsſtücke,

von dem Schauspieler Hodtingſon. Gute ältere engliſche Piecen machen jederzeit ein volles Haus.

Unter den Schauſpielern gibt es wenig eingeborne Amerikaner, die meiſten ſind eingewanderte Engländer. Hodtingſon, deſſen wir ſo eben als dramatiſchen Dichter erwähnten, war der erſte Schauſpieler von hohem Rufe. Man bedauert ſehr, daß der Tod ihn ſo früh entriß. Er war von Bath gebürtig und mit einem ſo vielſeitigen Talente begabt; daß er alle Gattungen von Rollen, vom höchſten Pathos der Tragödie, bis zur gemeinſten Farce herunter, mit gleicher Meiſterſchaft durchführte. Die Schröder der Amerikaner war lange Zeit die berühmte Frau Warren (in der neuen Welt nennt man die Schauſpielerinnen nicht Damen, ſondern bloß Frauen), welche früher auf dem Theater von Coventgarden als Mlle. Brunton geglänzt hatte. Auch ſie iſt nicht mehr. Treits und Harwood, ebenfalls mit Tod abgegangen, waren geraume Zeit wackere Komiker. Der vielbegabte Tragiker Fenell, war lange ein mächtiger Nebenbuhler Coopers, bis endlich dieſer letztere für immer den Sieg davon trug, und nun mehr der gefeierteſte Heros, Amerika's Anſchütz iſt. Sonſtige verzügliche Schauſpieler ſind: Jefferſon, Bliſſot und Bernard, vom ſchönen Geſchlechte, Hilſon und Darby — ſämmtlich aus England. Von den wenigen eingebornen Schauſpielern von Bedeutung iſt Jahn Harward Payne zu nennen, der ſich als Tragiker ſowohl in Europa, als in Amerika den Beynahmen des amerikaniſchen Roscius erworben hat.

In Amerika iſt es nicht der Fall, daß ein Schauſpieler 10,000 oder 20,000 Gulden Gehalt hat, oder daß ein einziges Mahl Auftreten der Direction, oder eigentlich dem Publicum auf 1000 Gulden zu ſtehen kommt, ein Umſtand, der ſich aus der oben mitgetheilten Anſicht vom

Schauſpielweſen und Stande wohl begreifen läßt. Selten beläuft ſich die wöchentliche Beſoldung über 30 oder 40 Dollars, was bey der dortigen Theuerung nicht viel iſt. Außerordentlich geſchickte und beliebte Schauſpieler, die zugleich anſpruchslos ſind (denn die Anmeſſung der Hiſtrionen wird in Amerika, wo man nur auf reelles, gemeinnütziges Verdienſt ſieht, nicht geduldet), können es auf 1500 Dollars jährlich bringen. Der Unfug der Beneficien, welche ſo oft Maleficen und in der Regel nur Brandſchatzungen des Publicums ſind, fallen faſt gänzlich weg. Eine von den ſeltenen Ausnahmen fand bey Herrn Cooper zu New-York Statt, der einen Wochengehalt von 150 Dollars bezog, und alle ſieben Tage eine halbe Einnahme genoß. Seine Gaſtdarſtellungen haben ihm bey 13 Vorſtellungen zuſammen 3000 Dollars eingetragen, und der gefeyerte Payne, der dort eben ſo viel galt, als in Europa eine Catalani, hat 26 Darſtellungen zu Baltimore, Philadelphia und Richmond, nicht etwa eine halbe oder ganze Million, ſondern nur etwa 5000 Dollars gezogen. Immer muß man hierbey die dort herrſchende Theuerung im Auge behalten, dann wird es nicht auffallen, wenn die Theaterdirection zu New-York dem engliſchen Sänger Braham für zwey Jahre Aufenthalt 60,000 Thaler, und die von New-Orleans dem Franzoſen Talma für zwey Monathe 20,000 Thaler antrug.

Dieß iſt eine allgemeine kurze Ueberſicht des amerikaniſchen Schauſpielweſens, welche jedoch allerdings noch mancher, durch Zeit und Umſtände erwachſenen Vervollſtändigung fähig iſt.

Einiges über Bauchrednerey.

Das Wort „Bauchredner" gehört unter jene uneigentlichen Ausdrücke, die man, entweder aus Gewohnheit oder in Ermangelung einer beſſeren Bezeichnung, noch immer beybehält. Irrig wäre die Meinung, daß aus dem Bauche oder durch den Bauch articulirt könne geredet werden. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Frankreich, als der Bauchredner Saint-Gille, ein Krämer aus Saint-Germain, auftrat, der Bauch ſpiele dabey wirklich die Hauptrolle. Bald aber überzeugte man ſich vom Gegentheile, nachdem die Academie der Wiſſenſchaften in Paris es nicht zu geringfügig fand, die Sache durch die Herren de Fouchi und Leroy, förmlich unterſuchen zu laſſen. Dieß geſchah den 22. December 1770, worauf dann der Abbé de la Chapelle, welcher ſich für dieſen Gegenſtand mit vielem wiſſenſchaftlichen Eifer intereſſirte, eine eigene Schrift über die Buchrednerey herausgab, die den Titel hat: Le ventriloque, ou l'Engastrimaitre, 12. Paris; ſie iſt 2 Theile ſtark, und hat 572 Seiten.

Es ergab ſich aus jener Unterſuchung, daß der Bauch ſo gut als gar nichts dabey zu ſchaffen hat, indem die Aufgabe des Ventriloquiſten darin beſteht, durch Verengerung oder Zuſammenhalten der Muskeln des Hintermundes oder Schlundes, die Töne nach ſeinem beſonderen Zwecke zu modificiren; die ganze Stimme und Sprache des Bauchredners geht wie gewöhnlich durch den Kehlkopf, Gaumen, die Zunge, Lippen ꝛc. vor ſich, und zwar nicht wie man zuweilen glaubt, mittelſt Hinabdrücken der Luft, ſondern vermöge der Exſpiration, und zwar bey möglichſt geringer Lippenbewegung, die, vornähmlich bey ſtärkern Tönen, der Aufmerkſamkeit der Anweſenden entzogen zu werden pflegt, um die Täuſchung zu unterhalten. Aus demſelben Grunde

wendet ſich auch der Bauchredner nach derjenigen Gegend, von welcher es ſcheinen ſoll, daß fremde Stimmen ſich vernehmen laſſen. Uebrigens bedarf es, ein Ventriloquiſt zu ſeyn, keiner eigens begünſtigenden Conſtitution; nur muß dieſe nicht eben hinderlich, und das Individuum ſonſt rüſtig, geſund, und mit ordentlichen feſten Sprachorganen begabt ſeyn, denn dieß iſt die Hauptſache. Die Bauchrednerey iſt durch anhaltende Uebung nicht ſo ſchwer zu erlangen, als man vielleicht glaubt. Der eben genannte Saint-Gille hat ſich ſelbe zu Martinique binnen acht Tagen eigen gemacht. Die Bauchredner oder Ventriloquiſten nennt man ſonſt auch noch, Engaſtrimanten, Engaſtrimythen, Poſthoniſten und Eurycloten, von Eurycles, der im Jahre 2014 zu Athen zuerſt Bauchrednerey trieb. Niemahls aber kann ein Bauchredner: „Bauchſprachkünſtler" heißen, wie der hier anweſende Herr Schremſer in ſeinen Ankündigungen ſich nannte, denn Sprachkünſtler (angenommen, dieß Wort wäre logiſch) iſt natürlich etwas ganz Anderes, als Rednerey, oder eigentlich Rederey; Polyloquiſt könnte vielleicht eher paſſen. Geſchichtliches läßt ſich ſonſt von der Ventriloquiſtik Manches beybringen. Schon Iſaias (XXIX. 4) erwähnt des Bauchredens. Im vierten Jahrhunderte verfaßte, Euſtathius, Erzbiſchof von Antiochien, einen Tractat von der Bauchrednerey, worin er zu zeigen verſucht, daß die Hexe zu Endor, als ſie dem Saul grantwortet, dieß bauchredneriſch gethan habe. Tertullian im ſechzehnten Jahrhunderte berührt dieſen Gegenſtand ebenfalls. In dem darauf folgenden Säculum ſchrieb Leo Allatius eine Abhandlung unter dem Titel: de Engastromytho syntagma, worin er das Aufrufen des Geiſtes Samuels für ventriloquiſtiſch erklärt, die Fertigkeit ſelbſt aber, wie dieß auch Euſtathius thut, für ein Werk des Teufels hält. Die Antworten des delphiſchen Orakels, wie

ſo mancher andere Charlatanerie dieſer Art, mögen ohne Zweifel ebenfalls bauchredneriſch geweſen ſeyn.

Zwiſchen den Jahren 1770 und 80 hielt ſich hier in Wien ein Baron Ferdinand von Mengden auf, der es in der Bauchrednerey ſehr weit gebracht hatte. Er war Oberſtlieutenant, ein Mann von Kenntniſſen, Bildung und feinem Weltton, und übte dieſe Geſchicklichkeit eigentlich nur zu ſeinem Vergnügen und für gute Freunde aus. Als der oben berührte Abbé de la Chapelle davon hörte, ſchrieb er dem Baron zu, und erhielt von ihm auf das Bereitwilligſte die genügendſten Aufſchlüſſe. Mengden, der ſich ſchon von Jugend auf in der Bauchrednerey geübt hatte, hielt dafür, daß die beſte Zeit, ſie zu erlernen, das Alter vom 20. bis zum 25. Jahre ſey. Er producirte ſich unter andern auch am bayreuthiſchen Hofe, und erntete reichlichen Beyfall.

Zu den öffentlichen Bauchrednern neuerer Zeit gehört der Genfer Comite, Heißer und Erfurt, Alexander ꝛc. Der Verfaſſer hat dieſen und Herrn Schremſer gehört, und glaubt ſeinerſeits, dem Letzteren manchen Vorzug einräumen zu können. Indeß ſey die Frage erlaubt, ob es zur Beförderung der Illuſion nicht weſentlich und durchaus nothwendig ſey, daß Hr. Schremſer bey der nachzuahmenden Stimme ſeinen Dialect varire?

Schlüßlich merken wir noch an, daß Oſtindien die geſchickteſten Bauchredner hat.

Die Chronodiſtichen

ſind noch nicht ganz aus der Mode; auf ein gelungenes hält man noch immer Etwas, wiewohl nur wie auf eine mühſame Künſteley oder pedantiſche Decoration. Der Vorzug beſteht natürlich auf der größtmöglichen Ungezwungen-

heit und Kürze. Dahin gehören z. B. Le CoMte De proVenCe, ferner sanCtVs IosephVs CalLasantIVs a Matre Dei; dieß enthält das Jahr der Heiligsprechung Calasantz, jenes spricht das Geburtsjahr des Grafen von Provence aus. Am besten gefallen billiger Weise diejenigen Chronodistichen, die nur aus einem einzigen Worte bestehen, ohne auch nur einen überflüssigen Buchstaben zu enthalten. Diese sind freylich selten. Der fleißige Denis hat nachstehende zwey mitgetheilt: LILIICIDIVM, nähmlich 1710 auf den Sieg von Saragossa, und DILVCVLVM, 1716 das Geburtsjahr Leopolds des einzigen Sohnes Carls VI. Dieser Fürst, nähmlich Carl VI. war selbst ein Freund solcher ernsthaften Spielereyen, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte. In seiner Jugend schrieb er an seinen Lehrer, den Jesuiten Andreas Bauer, dieses Chronodistichon: reVerenDa Vestra pIIs oratIonIbVs suIs CoeLestIs gratIa sVbsIDIa MIhI eXoret. Carls Vater, Leopold der erste war in Chronodistichen sehr gewandt, wie folgendes Beyspiel bezeugen mag. Im Jahre 1700 wurde ihm eine Bittschrift überreicht, die nur aus den zwey Wortem bestand: ConCeDe paneM. Auf der Stelle nahm der Kaiser den Bleystift, und setzte nur das einzige Wort ConCedaM darunter. Er gewährte also nicht nur, sondern übertraf auch den Bittsteller an Laconismus. Anfangs des Jahres 1698 soll dieser Monarch im Speisesaale des Jesuitenprofeßhauses in Wien aus dem Stegreife gesagt haben: alt noVVs annVs In DoMIno feLIX VnIVersa soCIetatI IesV. Schön mag dieses Chronodistichon immer bleibem, wenn es auch vorbereitet war; man hat es auch hernach zum Andenken in Crystall geschnitten.

Medaillen oder Schaumünzen.

Entſtanden zuerſt wieder bey den Italienern, die ihnen auch den Nahmen Medaglioni beylegten. Das Nachahmen der alten Medaillen fällt in das fünfzehnte Jahrhundert. Einer der erſten Medailleurs war Piſanello oder Vittore Piſano. Aus dem vierzehnten Jahrhundert kennt man noch die Medaillonbildniſſe des Dante, Boccaccio, Petrarca ꝛc. Piſano, ein Mahler, der von 1406 bis 1430 blühte, hatte ſich in der Kunſt, Münzen zu modelliren, in Formen zu drücken und in Metall zu gießen, am meiſten ausgezeichnet, weßhalb er für den Wiederherſteller der gegoſſenen Medaillen gehalten wird. Dieß Geſchäft übte er um 1429 bis 1448 aus. Die Medaille des Papſtes Martin V. iſt von feiner Kunſt. Der Erſte, welcher die Schaumünzen in Eiſen oder Stahl ſchnitt, iſt Victor Gambello, auf den Münzen ſelbſt Victor Camello genannt. Sixtus der IV. iſt der erſte Papſt, deſſen Bildniß in Stahl geſchnitten wurde; die der früheren Päpſte waren alle noch gegoſſen. Für die zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Deutſchland zuerſt geprägte Münze wird die gehalten, welche auf Johann Huß, der 1415 zu Koſtnitz verbrannt wurde, geprägt ward; was jedoch von Kennern in Zweifel gezogen wird. Einer der früheſten deutſchen Medailleurs iſt Hieronymus Magdeburger, ein geborner Freyberger. In Anſehung der Schönheit folgen auf die italieniſchen Medaillen die franzöſiſchen. Unter den Medaillen Frankreichs zeichnet ſich die aus 318 Stücken beſtehende Suite aus, welche die merkwürdigſten Begebenheiten Ludwigs XIV. darſtellt. Den Stoff zu dieſen Medaillen hatte die königliche Akademie der Aufſchriften anzugeben; der berühmte Cauzée entwarf darnach die Zeichnungen, und Roettiers ſchnitt die Stämpel, deren jeder über 200 Thaler koſtete.

Dieſe Medaillen erſchienen dann 1702 und in einer neuen Auflage 1723 in Kupfer geſtochen in einer Prachtauflage unter dem Titel: Medailles sur les principaux évenements du regne entier (!) de Louis le grand, avec des explications historiques. In England beginnen die Medaillen erſt mit Maria, Tochter Heinrichs VIII. In neueſter Zeit ſind von den Engländern die Medaillen aller andern Nationen an Geſchmack, Schärfe, Reinheit und Ausdruck überhaupt, weit übertroffen worden. Es verdient angemerkt zu werden, daß die Gedächtnißmünze auf den Frieden zu Ryswik zu 30, und jene auf die königliche Familie Georgs II. zu 35 Pfund Sterling geprägt wurde. Peter der Erſte, dieſer wahrhaft Große hat mehrere Schaumünzen prägen laſſen, wovon die älteſte, die auf die Eroberung von Schlüſſelburg; die ſeltenſte, die auf die Schlacht bey Pultava iſt. Diejenige Medaille, welche Abrahamſon in Berlin auf den Regierungsantritt Alexanders I. ausgearbeitet hat, gehört unter die ſchönſten Rußlands. Für die allerälteſte deutſche Kaiſermedaille hält man die, welche Carl der Große zum Gedächtniß der Erbauung des Münſters zu Aachen hat prägen laſſen; ſie iſt aus Rheiniſchem Waſchgolde und wiegt 4 Ducaten. Dem Alter nach folgt dieſer Medaille jene Kaiſers Friedrich II., auf ſeinen Einzug in Rom 1463 geprägt. Die Zahl der kaiſerlichen Schaumünzen iſt ſehr groß, die meiſten ſind von trefflicher Arbeit und von geſchätzten Künſtlern. Unter den beſonders großen Medaillen, bekanntlich Medaillons genannt, ſind merkwürdig: 1) die, welche Chriſtian V., König von Dänemark, zum Andenken des dreyfachen Sieges über die ſchwediſche Flotte den 1. July 1677 prägen ließ. Sie iſt von Gold, 18 Unzen ſchwer, und war bis da die größte aller europäiſchen Schaumünzen. Noch größer iſt 2) die brandenburgiſche, 1690 geſchlagen. Jeder Stämpelſchnitt kam auf 1500

Thaler zu ſtehen. Sie ward geprägt in Silber zu 4 Thaler, und in Gold zu 500 bis 600 Ducaten. Die allergrößte iſt 3) die, welche im Jahre 1716 die Stände in Breisgau zur Geburtsfeyer des Erzherzogs Leopold haben prägen, und durch den Abt von St. Blaſius dem Kaiſer Carl VI. überreichen laſſen. Ihr Gewicht beträgt 16 Mark; ſie kam auf 8430 Gulden zu ſtehen. Es gibt deren drey in Silber; eine in Kupfer befand ſich noch unlängſt in Gotha. Unter die größten jetzt blühenden Medailleurs und Graveurs gehören Abrahamſon und Loos.

Hof- und Staatskanzler Kaunitz.

Der Franzoſe Dutens, derſelbe, welcher Leibnitzens Werke geſammelt und herausgegeben hat (ja ja! ein Franzoſe mußte kommen, uns Deutſchen die Schriften unſers Leibnitz zu ediren, wie unlängſt ein anderer Franzoſe ein großes phyſicaliſches Werk über Ungarn in Paris heraus gab ꝛc.), verſuchte es in ſeinen Memoires d'un Voyageur qui se repose, das Bild des Fürſten Kaunitz zu entwerfen, was jedoch à la françoise nur ſkizzenmäßig geſchieht. Die Geſellſchaft, in der Dutens während ſeines Aufenthaltes in Wien, wie er ſelbſt ſagt, ſeine meiſte Zeit zubrachte, war die des Fürſten Kaunitz. Der Fürſt machte das ganze Leben des Zirkels aus, welcher ihn umgab, Seine ununterbrochenen Beſchäftigungen, vereint mit dem Anſehen das ihm 25 Jahre einer weiſen, tadelloſen und glücklichen Verwaltung verſchafften, machten natürlicher Weiſe, daß alle Perſonen, welche jenen Zirkel bildeten, auf nichts eifriger bedacht waren, als ſeinen Geſchmack zu ſtudieren, und ihm die Augenblicke ſeiner Muße zu verannehmlichen. Die Damen Thun und Waldſtein, die Gräfin

von Pergen und einige andere liebens- und achtenswerthe vornehme Frauenzimmer, der Herzog von Braganza und Mylord Stewart bildeten die Grundlage der Gesellschaft des Kaunitzischen Hauses. Dazu gehörten noch einige Fremden und andere Personen, bey denen Geist und Talente den Mangel der Geburt ersetzten, welchen der Fürst näheren Zutritt verstattete. Darunter glänzte der Hofarzt Laudier. Niemand hatte tiefer, als der Fürst Kaunitz, über das nachgedacht, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehört. Niemand verstand es besser, sie zu genießen und Andere genießen zu lassen. Er pflegte zu sagen: Wenn man zwanzig Jahre alt ist, jagt man das Vergnügen zu Tode; in den Dreyßigen genießt man es, in den Vierzigen schont man es, und in den Sechzigen blickt man mit Leidwesen auf das Entschwundene zurück. Man hätte den Fürsten Kaunitz den St. Evremont von Wien nennen können, nur mit dem Unterschiede, daß sein Held, der Herzog von Braganza, schönere Eigenschaften und weniger Mängel besaß, als der Graf von Grammont. In weiser und rechtlicher Verwaltung stand Kaunitz dem Herzoge von Sully nicht nach. Es waren ihm, wie diesem, die Zügel der Regierung, unmittelbar nach einem langen kostspieligen Kriege anvertraut worden. Der Hofbanquier Baron Fries hat selbst erklärt, er habe mehrmahls, nur auf ein Paar Worte vom Fürsten Kaunitz die bedeutendsten Verträge abgeschlossen, so sehr rechnete man auf die Unfehlbarkeit der Maßregeln dieses Ministers. Oeffentlich war der Fürst Kaunitz sehr ernst; mit seinen Freunden aber sanft und angenehm heiter. Die Begebenheiten durchschaute er mit einem überaus scharfsinnigen Blicke und mit tiefer Menschenkenntniß; er besaß dabey eine solche Leichtigkeit im Arbeiten, daß er zugleich mehreren Secretären dictirte.

Dedicationen.

Auch der Werth der Dedicationen, Zuſchriften und Nahmensvorſetzungen überhaupt iſt geſunken, mit ihm die Anerkennung der betreffenden Gönner. Wie es in früherer Zeit anders war, ergibt ſich aus der merkwürdigen Geſchichte der Pariſer Polyglottenbibel des Lejay (worüber ein Weiteres in des Verfaſſers Aufſatz: die berühmten Polyglotten, im Archiv für Geographie ꝛc. 1813). Als dieſe vollendet war, hatte der Cardinal Richelieu ein Intereſſe, ſeinen Nahmen vorgeſetzt zu ſehen. Und was both er dem Herausgeber dafür an? Nicht weniger als hundert tauſend Kronen mit der Zuſicherung für ſeine Familie zu ſorgen. Sollte man glauben, daß Lejay dieſes Anboth ausſchlug? Er ſchlug es aus!

Voltaire an Pampignon.

Ob ſich unter der Sammlung von Voltaires Briefen auch jener, den Herrn Pampignon betreffend, befindet, ſteht dahin. Es hat damit folgende Bewandtniß. Dieſer Pampignon, ein Officier, der ſich in Genf in der Nähe Voltaires aufhielt, drohte dieſem, er werde ihm, wenn er nicht aufhöre, ſich über ſeine beyden Brüder luſtig zu machen, die Ohren abſchneiden. Als Voltairen dieſe Drohung zu den nähmlichen Ohren kam, auf die es abgeſehen war, fand der Philoſoph, der bekanntlich nicht unter die herzhafteſten Leute gehörte, und wohl eben ſo gut mit der Zunge und Feder als ſchlecht mit dem Degen umzugehen verſtand, es für gut, an den Herzog von Choiſeul, damahls erſter Miniſter, nachſtehenden Brief zu ſchreiben: „Monſeigneur! Ich weiß nicht, was ich den Gebrüdern Pampignon zu

Leide gethan habe; der Eine zerfleiſcht mir die Ohren, der Andere will ſie mir abſchneiden. Beſchützen Sie mich, Monſeigneur, gegen den Abſchneider; ich nehme es mit dem Zerfleiſcher auf, denn ich brauche meine Ohren, um den Schall ihres Ruhmes zu vernehmen u. ſ. w.

Deviſen.

Die Erfindung oder erſte Anwendung der Deviſen oder Wahlſprüche gehört nicht erſt der Zeit der Chevalerie an, wie Marmontel vermeinet, denn ſchon in Aeſchylos Trauerſpiel: die ſieben Helden vor Theben, erſcheinen dieſe ſämmtlich mit ſolchen Wahlſprüchen auf dem Schilde. Während der Chevalerie war es übrigens allerdings Gebrauch der Ritter, ihre Schilde mit Deviſen zu ſchmücken, weßhalb der Graf Theſoro ſolche auch die Philoſophie des Edelmanns nannte, was recht treffend iſt, weil unter dem Adel damahliger Zeit wirklich keine andere Art Philoſophie exiſtirte. Vorzüglich anwendbar waren ſolche Wahlſprüche auch als Ausdruck der Galanterie, und man wird ſich überhaupt ihrer ſtets bedienen. Stark in der Mode waren ſie unter Ludwig XIV. Das ſchönſte Cavallerieregiment, nähmlich das des großen Condé hatte eine im Aufſchlagen begriffene Flamme und darunter die Worte: Plus jamais de matiére, et plus jamais d'éclat. Noch ſchöner läßt, wenn der Marſchall Villars, Gouverneur Ludwigs XV. einen Uhrſchlüſſel wählt und darunter die Worte: J'a reglé qui nous régle. Peliſſon, der in der Baſtille vortreffliche Denkwürdigkeiten über den unglücklichen Fouquet ſchrieb, der ſein Wohlthäter war, wählte einen Seidenwurm in ſeinem Gehäuſe mit der Deviſe: Son travail illustre son prison. Unter die ſinnreichſten gehört auch eine

goldene und natürliche Roſe mit der Unterſchrift: Die glänzendſte iſt nicht immer die Liebenswürdigſte. Unter einer Uhr nimmt ſich gut aus: Von Innen in Bewegung, von Außen ruhig. (Als Sinnbild der Beherrſchung der Leidenſchaften.) Auf einem nach Einſicht und Aufklärung ſtrebenden Kopf würde eine Sonnenuhr gut laſſen mit den Worten: Ich ſuche das Licht ꝛc.

Der philoſophiſche Schuſter.

Welch' nachtheilige und oft lächerliche Folgen es nach ſich zieht, wenn eſoteriſche Wiſſenſchaften unter das gemeine Volk gelangen, davon liefert die Geſchichte der Diderot-d'Alembert'ſchen Encyclopädie manchen charakteriſtiſchen Beleg. Insbeſondere gehörte es damahls in Frankreich zum guten Ton ſelbſt der untern Claſſen, den Philoſophen zu ſpielen. Dutens in ſeinen Memoires erzählt unter andern einen drolligen Fall, den ihm der Chevalier Luzerne ſelbſt mitgetheilt hatte. Dieſer Chevalier erhielt von einer Dame auf dem Lande den Auftrag, ihr bey dem berühmten Schuſter Carpentier einige Paar Schuhe nach einem Muſter zu beſtellen, das ſie mitgeſchickt hatte. Luzerne begibt ſich perſönlich zu dieſem Fußbekleidungs-Ingenieur. Man weiſet ihm ein ſchönes Haus, an deſſen Thür er zwey Bediente mit Livrée antrifft. Wahrnehmend, daß man ihn in ein glänzendes Zimmer führt, meint er, ſich in der Adreſſe des berühmten Handwerkers geirrt zu haben, und äußert wiederhohlt, daß er den Herrn Schuſtermeiſter Carpentier ſprechen wolle. „Es iſt das Gemach meines Herrn Principals," erwiederte der Bediente, „haben Sie die Güte einzutreten; ich werde ſie gleich bey der Herrſchaft melden." Der Chevalier geht durch einen ſchönen Vorſaal, einen reich ge-

ſchmückten und elegant meublirten Salon, und in ein eben ſo glänzendes Schlafgemach. Aus dieſem wird er in ein allerliebſtes Cabinett geführt, wo er, Herrn Carpentier erwartend, nicht aufhören kann, eine Commode von der ſchönſten und künſtlichſten Arbeit zu bewundern, die mit den Porträten der erſten Damen des Hofes, als der Prinzeſſinn von Guemené, der Madame Clermont ꝛc. verziert ſind. Als er ſo voll Erſtaunen Alles beſieht, was ſich ſeinen Blicken darbiethet, tritt Carpentier im vollſten Negligé eines Petitmaitre herein. „Ach Herr Carpentier," ſagt der Chevalier zu ihm, „welch ein Geſchmack herrſcht hier bey Ihnen? Wie elegant iſt Alles!" — „Mein Herr," antwortete Jener, „Sie ſehen hier den kleinen ſtillen Aufenthalt eines Mannes, der den Genuß liebt; ich lebe hier als Philoſoph!" — „Aber Herr Carpentier, wie ich merke, Sie ſtehen mit den Damen ſehr gut!" — „Hm, mein Herr, es iſt wahr, daß einige dieſer Gnädigen, Güte für mich hegen; ſie verehren mir ihre Bildniſſe, und Sie bemerken mein Herr, daß ich es dankbar zu würdigen weiß, indem ich dieſen Porträten keine üble Stelle angewieſen habe. Aber Herr Chevalier, dürfte ich wohl ſo frey ſeyn Sie zu fragen, was mir wohl die Ehre Ihres Beſuches verſchaffte?" — „Mein Herr Carpentier, Sie ſehen hier ein Muſter von Schuhen, das eine Dame, meine Freundinn, Ihnen durch mich überſendet." — „Ach ich weiß es, Herr Ritter, was es iſt; ich kenne den allerliebſten Fuß; man könnte zehn Meilen weit reiſen, um das Vergnügen zu haben, dieſes Füßchen zu ſehen. Wiſſen Sie wohl, daß nach der kleinen Guemené Ihre Freundinn den allerniedlichſten Fuß von der Welt beſitzt? Wohlan, Herr Chevalier, ich will Alles beſorgen." Luzerne wollte ſich nunmehr entfernen, als der philoſophiſche Schuſter zu ihm ſprach: „Ohne Umſtände, mein Herr, wenn Sie nicht engagirt ſind, ſo bleiben Sie bey

mir zum Mittagseſſen. Ich habe eine ganz artige Frau, und erwarte noch die Geſellſchaft einiger angeſehenen Frauen. Nach Tiſch führen wir den Oedip auf; es wird Sie nicht gereuen, bey uns geblieben zu ſeyn!" — „Ich zweifle gar nicht," entgegnete der Ritter, „aber unglücklicher Weiſe bin ich für heute verſagt. Doch, ein anderMahl." Mit dieſen Worten entfernte ſich der erſtaunte Chevalier. Indeß muß man wohl geſtehen, daß dieſer Schuſter ſeine Rolle mit Geiſt und Gewandtheit zu ſpielen wußte, was bey ſeinen deutſchen Collegen nicht wohl der Fall ſeyn dürfte. Mit Einem Worte, er war ganz Franzoſe; das ſagt in dieſer Beziehung Alles.

Horaz und Mäcen.

Von Mäcen (C. Mäcenas) als Beſchützer, Gönner und Unterſtützer der Gelehrten und Dichter, herrſcht eine ziemlich irrige Anſicht. Es iſt wahr, daß er geiſtreiche Leute, witzige Köpfe, Gelehrte, Poeten, Künſtler und überhaupt genialе Menſchen an ſeine Tafel zog. Aber welcher Reiche und Vornehme von Empfänglichkeit für feine und ſtoffreiche Geſellſchaft that dieß nicht vor und ſeit Mäcens Zeiten? Thut man dieß nicht heut zu Tage noch, und wird man es nicht immer und überall thun? Dabey fragt ſich noch, auf weſſen Seite der Vortheil iſt: auf der des Wirthes oder der Gäſte, angenommen, daß letztere nicht arme Schlucker ſind, bey denen man etwa ſagen könnte, ſie erneuern jeden Morgen den Verſuch zu leben ꝛc. Was thut unſer hochgeprieſener Mäcen ferner? Er hatte die Güte oder die Klugheit, wie man will, dieſen oder jenen ſeiner Günſtlinge, ſeinen eigenen wahren Mäcen (um den herrſchenden Begriff beyzubehalten) nähmlich, dem

Kaiser August gelegentlich zu empfehlen, und dort oder da ein freundliches Wörtchen fallen zu lassen, für diejenigen, die zu seinen Tischfreuden beytrugen, an deren Wohl ihm also selbst gelegen seyn mußte. Nun fragen wir, geschah und geschieht dieß nicht noch immer und überall? Ist es nicht die einfachste und natürlichste Frucht des Egoismus, diejenigen, welche unser Vergnügen vermehren, uns Weihrauch streuen und unsere Nahmen im Nimbus der Huldigung unter die Leute bringen, zu berücksichtigen? Mäcen war reich und stand bey August als dessen Vertrauter in Ansehen und Einfluß. Wenn er nun für Gelehrte, Künstler und interessante Köpfe etwas that, so weiß man nicht, soll man das natürlich oder schön, oder wohl gar edel und groß nennen. Wir wollen uns heraus nehmen, zu sagen, es war bloß natürlich, nähmlich nach der Bildungsstufe und Sitte von Zeit und Ort. Aber schön oder edel und groß könnte nur auf eine spätere Zeit passen, wo sich die großen Herrn eher geniren, solche Leute in ihre Umgebung zu ziehen, wenn sie ihnen nicht etwa gar ausweichen und sie aus ihren Berührungen verbannen; was nicht bloß von dem rohen Mittelalter oder von barbarischen Völkern allein gilt. Mäcens Standpunct zu August erklärt sich von selbst nach der Schilderung, welche Wieland, dieser vortreffliche Charaktermahler von ihm entworfen hat. Herr von starken Leidenschaften und Ehrgeitz, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen, aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt über Andere zu scherzen und über sich scherzen zu lassen, oft auf eine an-

genehme Art höchſt ſonderbar in Kleinigkeiten, aber deſto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geſchmeidig um Andere zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; geſchickt, jeden Menſchen zu benützen; behuthſam in der Wahl ſeiner engeren Freunde, aber treu und ſtandhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfalle jeder Aufopferung fähig: alle dieſe Eigenſchaften machten ihn vollkommen geſchickt, ſich des Auguſt Zutrauen zu erwerben, welches (eine einzige kleine Dißharmonie ausgenommen) bis an ſeinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bey ihm fand Auguſt alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er ſeinen Freund ſcherzend aufziehen konnte. Dieß genug, Mäcens Verhältniß zu Auguſt zu bezeichnen; große Eigenſchaften beſaß er, wie man ſieht, nicht. Daß er als Beſchützer von Gelehrten und Dichtern zum Sprichwort geworden iſt, kann eigentlich nur von dem herrühren, was er für Horaz und Virgil gethan hat. Und was war denn dieſes? Wie heißen die großen Wohlthaten oder Aufopferungen, die ihn würdig machen konnten, der Gönner eines Horaz und Virgil zu heißen? Wir wollen ſehen! Erſteren machte er mit einem mäßigen Landgütchen ein Präſent, das für einen ungeheuer reichen Mann, wie Mäcen, eine wahre Bagatelle war, und für den Empfänger ſelbſt, in Anſehung des äußern Werthes nichts anders ſeyn konnte, als auch eine Bagatelle. Dann verſchaffte er dem Horaz Vergebung und Freyheit, was zwar etwas mehr iſt, als ein kleines Landgütchen, aber den Mäcen auch noch etwas weniger koſtete, als dieß kleine Landgütchen. Und wer würde es ſich nicht zur allergrößten Ehre von der Welt machen, einen Dichter wie Horaz, (denn es dürfte, unparteyiſch erwogen, doch ſpäterhin auch noch Horaze gegeben haben und noch geben, was man ſich

unbeſchadet der gewaltigen Authorität, die man in dieſem Puncte gelten läßt, zu ſagen wird erlauben dürfen!) mit einem guten Worte auszuhelfen? Dem Virgil ferner verhalf Mäcen wieder zu ſeinem Eigenthum, gleichfalls durch ein Paar gute Worte, was ohne Zweifel recht nachbarlich gehandelt war, vielmehr geredet war ꝛc. Im Uebrigen war Mäcen nichts weniger als Staatsmann oder Miniſter; ſelbſt ſeine, nur kurze Zeit bekleidete Präfectur über Rom und Italien kann bloß als eine Privat-Charge betrachtet werden. Laſſen wir es alſo mit dieſem Mäcen gut ſeyn, und wo möglich lieber eine Perſonage neuerer Zeit auffinden, auf welche jener Begriff von practiſcher Gönnerſchaft beſſer paßt!

Frankreichs Bibliotheken.

Die Pariſer königliche Bibliothek zählt jetzt an 500,000 Bände gedruckter Bücher, und über 70,000 größten Theils koſtbare Manuſcripte. Der Urſtamm dieſer Maſſe war die Sammlung Königs Ludwig VI. Carl IX. vermehrte ſie 1495 mit der zu Neapel eroberten, mit denen zweyer Herzoge von Orleans, der Häuſer Visconti, und Sforza, des Herrn von Gruthaſe und anderer, die früher ein Eigenthum Petrarcas waren, Unter Franz I. beſtand die Bibliothek aus 109 gedruckten und 1781 handſchriftlichen Bänden. 1544 verſetzte er ſie nach Fontainebleau und vergrößerte ſie mit ſeiner eigenen, ſo wie 1527 mit der des Prinzen von Bourbon, und vielen auf ſeinen Anlaß im Auslande gekauften Manuſcripten. Heinrich IV. ſchaffte dieſe Bibliothek 1595 nach Paris und vereinigte mit ihr die Katharinens von Medicis. Ludwig XIII. bereicherte ſie mit der Handſchriftenſammlung des Biſchofs Hurault von

Chartres. Durch ein Legat der Brüder Dupuy wuchs ihr 1657 die Bibliothek derſelben zu. Hipolyte, Graf von Bethune ſchenkte ihr um die nähmliche Zeit 1923 Manuſcripte. Vermehrt wurde ſie ferner 1662 durch die Manuſcripte des Briennes und der Bücherſammlung von Raph. Triſet Dufresne 1667 durch die des Herzogs von Orleans, Fouquets und Carenvis; 1686 durch einen großen Theil der Mazariniſchen, und des Gilbert Ganlien; 1670 wuchs ihr zu die Bibliothek Mentels, 1700 eine Zahl von 500 Manuſcripten, vom Erzbiſchofe von Rheims geſchenkt; 1706 die Bücherſammlung Bigots, 1712 Melchiſ. Thevenots und 1719 Baluzens Manuſcriptencabinett. 1730 ward ſie durch die Handſchriften der Kirche des heil. Martial zu Limoges, 1732 durch die Colberts, und 1756 durch jene von Ducange und der Kirche Notre Dame vermehrt. 1762 wurde ſie bereichert durch 11000 Bände der Falconet'ſchen, 1765 durch die Bibliothek des Biſchofs Huet, 1766 durch jene Fontaines bereichert. 1795 erhielt ſie eine ſehr anſehnliche Vermehrung durch die Bibliothek von St. Germain des Prez, die auch Coslines Sammlung in ſich begriff, und unter andern 8000 Manuſcripte enthielt. Auſſerdem wuchs ſie noch durch mancherley Kloſterſammlungen und Bibliotheken verſchiedener Städte zu ihrer jetzigen impoſanten Größe an. Sämmtliche öffentliche Bibliotheken in Paris enthalten nach der Berechnung von Petit-Radels recherches sur les bibliotheques anxiennes et modernes, 8. Paris 1827 eine Anzahl von 1,125,437 Bänden.

Ueber Italiens Theaterweſen.

Italiens zwey größte Theater ſind das La Scala in Mailand, und jenes San Carlo in Neapel. Beyde haben faſt einerley Geſtalt; das Scala iſt nur um einige Fuß kleiner, als das San Carlo; beyde ſind hufeiſenartig gebaut. Zur Beförderung jener geſammelten Stimmung, die zum wahren Genuß der Muſik und des Geſanges ſo nothwendig iſt, ſind die Logen ganz getrennt und geräumig genug, ſich zurückzuziehen, um durch den Anblick des Publicums, ſo wie alles deſſen, was auf den Bretern vorgeht, nicht geſtört zu werden. Eine ſolche Loge iſt ein kleiner Salon, wo die Dame Beſuch empfängt, und kleinere Geſellſchaften ſich einfinden. Das Theater Scala faßt über 3500 Perſonen ſehr bequem. Es enthält 250 Logen, in denen man aber, wenn nicht irgend eine erſte Vorſtellung Statt findet, ſelten mehr als zwey Perſonen wahrnimmt: den Cavaliere ſervente und ſeine Dame. Bey den erſtern Vorſtellungen verhält man ſich ziemlich ruhig; bey den ſpätern aber iſt man es nur während ſchöner Parthien. Jene Liebhaber, welche die ganze Oper möglichſt ungeſtört hören wollen, gehen auf das Parterre, welches außerordentlich groß und mit Lehnbänken verſehen iſt. Hier kann man ſich ungenirt ausbreiten, ſo, daß, beſonders zum Aerger reiſender Engländer, oft zwanzig und mehr Schlafende angetroffen werden, die ſehr naiv auf zwey Bänke hingeſtreckt ſind.

Es herrſcht der Gebrauch des Abonnements. Eine bequeme Loge koſtet jährlich 60 Louisd'or; während des Königthums kam ſie auf 200 zu ſtehen. Dieſe Logen ſind Privat-Eigenthum, und 18 bis 25000 Franken werth, nach Maßgabe ihres Ranges. Die geſuchteſten, und demnach die theuerſten, ſind im zweyten Rang oder Geſchoß. In das Parterre iſt der beſondere Eintritt ein halber Frank.

Das Theater San Carlo in Neapel wurde im Jahre 1817 durch Herrn Barbaya prachtvoll erneuert. Die Logen ſind minder entſprechend, als die des Scala-Theaters. An der Brüſtung haben ſie vier Plätze; ſie entbehren aber der Vorhänge, was den Damen eine ſorgfältigere Toilette nöthig macht. Dieſes Theater wird wöchentlich nur dreymahl geöffnet, und kann daher nicht zum Rendez-vous aller Arten von Geſchäftsleuten dienen, wie jenes, wo in der Regel jeden Abend geſpielt wird; hingegen vernimmt man die Muſik und den Geſang beſſer als in dem Theater Scala.

Dieſe beyden Schauſpielhäuſer gelten vorzugsweiſe di cartello, das heißt, es verleiht einem Sänger einen gewiſſen Vorrang, wenn er ſagen kann, daß er auf einem oder dem andern aufgetreten iſt.

Roms Theater ſind klein, häßlich, unbequem und meiſt nur von Holz erbaut, ein einziges iſt erträglich, nähmlich das, während der Franzoſen-Herrſchaft, durch Daru aufgeführte, welcher um die Verſchönerungen Rom's, ſich ſo viele Verdienſte erworben hat. Seit der Reſtauration des Papſtes, hat Rom keine ausgezeichneten Sänger. Nach des Cardinals Conſalvi (eines der berühmteſten Dilettanten Italiens) Antrag, ſollten alle Theater Rom's geſchloſſen werden. Pius VII. aber antwortete hierauf mit Thränen: „Das iſt der einzige Gegenſtand, über den der Cardinal im Irrthum iſt. Die Theater d'Argentina d'Alberti und Tordinona ſind bloß zur Faſchingszeit von Belang für den Ruf der Sänger.“ Der Glanz dieſer beyden erſteren iſt vorüber, ſeit Pergoleſe, Cimaroſa und Paiſiello nicht mehr ſind und die Großen wenig verwenden.

Als Cartello gilt den Sängern auch das Theater della fenice (Phönix) in Venedig. Es iſt unter andern die Ruhmeswiege, der mit ſo viel Grund hochgefeyerten Madame Fodor, welche da in Caraffas Elisabetta geſungen hat. Die

Venetianer waren so entzückt, daß sie ihr eine Medaille prägten. Eben so wären sie die Wiedererwecker von Brivelli's Ruf durch die Armida des Paresi.

Dem Theater Fenice reihet sich dem Range nach das Hoftheater in Turin an. Auf dem prächtigen Platze Castello biethet es einen imposanten Anblick dar. Man gelangt durch Säulenhallen in den Saal. In diesem Theater ist es gegen den Respect, im Winter mit Mänteln zu erscheinen, zu lachen, oder eher zu applaudiren, als die höchsten Personen. Hier wird zur Carnevalszeit und während der Fasten gespielt. Es gibt für das vierte Theater di cartello.

Florenz, Bologna, Genua und Siena haben nur sehr mittelmäßige Schauspielhäuser, die bloß zu gewissen Jahreszeiten Cartello sind. Das herrliche Theater Bergamo's ist dieses während der Marktzeit, so wie jenes in Reggio; das neue schöne in Livorno während der Sommerszeit. Die Theater Italiens halten ihre feyerliche Eröffnung in jedem Jahre den 26. December. Dieß ist der Anfang der Carnevalsjahrszeit (Carnevalsstagione) gewöhnlich der glänzendsten. An diesem Abend zeigen sich die Damen in größter Galla; und findet die erste Vorstellung Beyfall, so steigt der Preis, der noch nicht vergebenen Logen sogleich auf das Doppelte.

Eine Oper, die gefallen hat, wird in Italien unmittelbar auf einander dreyßigmahl und darüber gegeben. In der Regel wird mit Ausnahme des Freytags jeden Abend gespielt. In dem österreichischen Antheile bestehen jedoch die bekannten Normatage. Der Maestro, welcher die Oper geschrieben hat, dirigirt gewöhnlich die drey ersten Vorstellungen auf dem Clavier. Die Oper muß ganz abscheulich schlecht seyn, wenn sie nicht wenigstens dreymahl gegeben

werden sollte; dieß Recht läßt sich der Maestro nicht so leicht nehmen.

In jeder Jahreszeit (Stagione) 80 bis 100 Vorstellungen umfassend, liefern die italienischen Theater gewöhnlich drey Opern, wovon zwey a posto oder eigens geschrieben, und neu sind, dann vier Ballete, zwey tragische und zwey Buffo. Stagionen finden drey Statt: die Carnevalsstagionen; die Primavera oder Frühlingsstagionen, die den 10. April, und die Autunno oder Herbststagionen, welche mit dem 15. August ihren Anfang nimmt.

Beynahe jede Stadt Italiens hat ein Schauspielhaus, und die der größeren Städte, wie Maylands, Neapels, Turins, Roms ꝛc. verbinden sich, zu gewissen, bestimmten Zeiten, neue, eigens für sie componirte Opern zu geben. Daher kommt es denn auch, daß die Musik in diesem Lande noch eine lebende Kunst, und nicht schon im Verfall, wie die Mahlerey ist.

Das Theater Scala in Mayland hat unter den mancherley Vorzügen auch den der Mannigfaltigkeit der Darstellungen. Vor Kurzen, z. B. im Februar wurden an einem und demselben Abende folgende Stücke gegeben: der erste Act von Rossini's Gazza ladra; Vigno's Ballet la Vestale; dann der zweyte Act der genannten Oper, und endlich ein kleines komisches Ballet von Vigano: la Calzolaja (die Schusterinn). Zu jeder neuen Oper oder Balletscene liefert dieses Theater eine neue Decoration, und die Zahl dieser Scenen ist nicht unbedeutend. Nie wird eine solche Decoration zu einem andern Stücke verwendet. Fällt eine Oper oder Ballet durch, so werden die oft prächtigen Decorationen sogleich cassirt oder übermahlt. Auf diese Weise wird es denn auch erklärbar, daß dieses Theater jährlich oft 120 bis 150 neue Decorationen anfertigen läßt.

Vor einigen Jahren dienten die Schauspielhäuser Scala und San Carlo auch zu Hazardspielen.

Kurze Geschichte der Spielkarten und des Kartenspiels.

Es ist nicht die Absicht, hier eine gelehrte mit literarischen Nachweisungen ausgerüstete Geschichte der Spielkarten zu liefern, obschon selbe in ihrem Verhältniß zur Geschichte der Buchdruckerkunst eine überaus wichtige Bedeutung haben. Diese letztere wollen wir bey gegenwärtigem Aufsatze unerörtert lassen, und uns möglichst enthalten, unsere Leser, mit literarischen und bibliographischen Citaten zu behelligen.

Zuerst müssen wir uns die Freyheit nehmen, zu sagen, daß wir nicht begreifen können, wie es möglich sey, die Erfindung der Spielkarten nicht gleich den — Chinesen einzuräumen? Nicht weil diesem uralten ehrwürdigen Volke der Ruhm so unendlich vieler Erfindungen gebührt: der Schmelzkunst, des Glases, der Glocken, des Papiers, des Porzellans, des Schießpulvers und wohl der meisten andern, die sich die Europäer zueignen, sondern weil man mit aller Begründung annehmen kann, daß auch die Form- und Holzschneidekunst (Xylographie) als unmittelbare Vorgängerinn der Buchdruckerkunst, in diesem China ihren Ursprung genommen. Es combinirt sich sehr gut, und sehr richtig, daß die Spielkarten von den Chinesen auf die Araber übergingen, durch die sie dann im ganzen Orient verbreitet wurden. Darum hört und liest man, daß die Spielkarten eine Erfindung der Morgenländer seyen; das hört und liest man immer und allenthalben, während kein Mensch

an die alten und fernen Chineſen denkt, die ohne Weiters die Erfinder der Buchdruckerkunſt waren. Und dieß ſollte man (es mag nun die Anforderung auffallen wie ſie wolle) billiger Weiſe ja jederzeit zu allererſt thun, wenn irgend die Rede von einer Erfindung iſt, während was Entdeckungen betrifft, das Umgekehrte zu Gunſten der Europäer mag Statt haben dürfen.

Bleiben wir nur dabey ſtehen, daß das Kartenſpiel aus Aſien abſtammt; wir werden nicht Urſache haben, es zu bereuen. Ohne viel um weitere Gründe herum zu forſchen, fragen wir bloß, ob es etwas Aehnlicheres gibt, als die Grundideen des Karten- und des Schachſpiels? Dort König, Dame, Bube, Untergebene, u. ſ. w. Hier was Anderes als auch König, Königinn, Springer, Laufer, Bauer, u. ſ. w. und ſo viele andere Verwandtſchaften, die ich nicht herzählen kann, weil ich der ſchlechteſte Kartenſpieler von der Welt bin, und vom Schachſpiele gar nichts verſtehe *). Da nun kein Zweifel obwaltet, daß das Schachſpiel aſiatiſchen Urſprungs iſt, warum ſollte man dieß nicht auch von den Spielkarten gelten laſſen?

Wollten uns viele gelehete Leute fragen, wie die allererſten Spielkarten ausſahen, ſo würden wir die Ehre haben, ihnen zu antworten: was die Figuren betrifft, ſicherlich eben ſo rieſenhaft, ungeſchlacht, plump und geſchmacklos, als das Aeußere derjenigen Leute, die ſich dieſer allererſten Karten bedient haben. Daher unmöglich viel artiger als unſere jetzigen Spielkarten, die in dieſer Hinſicht ein wahres Pasquill auf den Geiſt des Geſchmackes und der

*) Vielleicht eben deßhalb möchte ich es kein Spiel nennen, ſondern vielmehr eine Arbeit; ein mathematiſches Studium iſt es doch auf alle Fälle. Aber ich vergeſſe, daß man ſo gern das Spiel zum Studium und das Studium zum Spiel macht.

Mode ſind. Kein Menſch wird läugnen, daß es etwas Faderes, Erbärmlicheres und Bengelhafteres gibt, als die Zeichnung und Colorirung unſerer Karten, und daß ſie wahre Fratzen und vollkommen verpatzte Carricaturen ſind. Wir kehren wieder zu den urſprünglichen zurück, und finden es ſehr natürlich, daß ſie auch in der Colorirung noch viel ſchlechter und ſchmählicher als unſere gegenwärtigen müſſen geweſen ſeyn, folglich ſehr wenig Aehnlichkeit mit dem Gottaiſchen Kartenalmanach *) hatten. Inzwiſchen waren ja (nähmlich in Europa) noch keine Producte der Formſchneidekunſt, ſondern aus freyer Hand geriſſen (gezeichnet) oder gemahlt, zuweilen mit Gold verziert. Beleg davon gibt es mehrere. Da Carl der VI. von Frankreich unpäßlich war, vertrieb er ſich die Zeit und die Verſtimmung mit Kartenſpielen **). Was es für Karten waren, zeigt eine Rechnung vom Jahre 1392, in welcher vorkommt, daß für drey mit Farben und Gold gemahlte Spiele Karten (und verſchiedene Deviſen) 56 Sous dem Mahler Jacquemir Grangoneur ***) ausbezahlt wurden. Auch in ſpä-

---

*) Kunſtfreunde werden ihn kennen und würdigen, zugleich aber verwundert bedauern, daß nicht einmahl der wiederhohlte Verſuch mehrerer Jahrgänge im Stande war, die Verdrängung der gegenwärtigen, gewöhnlichen Kartenblätter herbey zu führen. Allein, ſeyen wir nicht ungerecht! Klebt man ſchon beym Ernſt am Alten, warum ſollte man das nicht auch beym Spiel? Der induſtriöſe Buch- und Kunſthändler Curich in Linz, der auch eine Spielkartenfabrik hat, wollte etwas Aehnliches; die Sache hörte aber plötzlich auf. Einiges iſt in Wien von Uffenheimer geſchehen.

**) Das Kartenſpiel kann auch in eigener Art als Heilmittel dienen, nähmlich als mäßige Bewegung eines kranken Armes oder einer kranken Hand. Ob dieß bey König Carl der Fall war, wiſſen wir nicht, denn die Weltgeſchichte iſt bis jetzt noch keine Kranken- oder Medicinalgeſchichte geworden.

***) Grangoneur wollte ſeine Spielkarten der Königinn Maria

terer Zeit, wo es ſchon gedruckte gab, gefiel ſich der Luxus in kunſtvoll frey gemahlten Karten, wie denn im Jahre 1430 der mayländiſche Herzog Philipp Maria Visconti 1500 Goldſcudi für eine einzige ſolche Karte bezahlte, verſteht ſich nicht im Spiele ſelbſt, ſondern dem Mahler. Solche gemahlte Karten aus dem 15. und 16. Jahrhunderte, ſo außerordentlich ſelten ſie auch ſind, können unſere lieben Leſer in Wien leicht ſehen; ſie brauchen ſich nur auf den Rennweg zu bemühen. Da wird ihnen die Ambraſer-Sammlung im Belvedere auch in dieſer Hinſicht ſelbſt ein Belvedere ſeyn; ſie werden ſehen 48 Blätter ſolcher Spielkarten, mit allen Aemtern und Hofdienſten Frankreichs, Deutſchlands, Böhmens und Ungarns; auch Herolde, Trom-

---

von Anjou, Gemahlinn Carls des VII. widmen. Rachel, Nahme der Carreaudame, war Agnes Sorel; die Pique-Dame, unter dem Nahmen der kriegeriſchen Pallas, bedeutete die Jungfrau von Orleans, und Iſabella von Baiern, war unter dem Nahmen der Judith als Coeur-Dame vorgeſtellt. In David, den Pique-König, erkannte man Carls VII., von ſeinem Vater verfolgt wie David von Saul. Die Buben Ogier Lacellat, La Pierre Hektor ſind geſchichtliche Perſonen. Beyde Erſtern waren Helden aus der Zeit Carls des Großen; Hentlir und Galard waren zwey ausgezeichnete Befehlshaber unter Carl dem VII. Der ſonſt ſo auffallende Nahme Bube (Valet früher Varlet) näherte ſich dem Titel Chevalier. Die vier Buben repräſentirten den Adel, alle andern Karten bedeuteten die Soldaten; ſie galten für kriegeriſche Embleme. Durch das Coeur wurde die Tapferkeit verſinnlicht; die Armeen durch die Piques und Carreaus, durch das Treffle die Fourage, auf die ein Feldherr beym Lagerſchlagen Bedacht nehmen muß. Man nahm an, daß das As das Symbol der Finanzen, als den Nerv des Kriegführens vorſtelle, und in der That war es bey den Römern der Nahme einer Münze, wodurch das geſammte Gut eines Bürgers ausgedrückt wurde. Dieſe letzteren Notizen fand ich in den Etrennes literaires (Vienne 1816) des muſenbegabten würdigen Abbé Libert.

peter, Narren, ſogar Bartſcherer, Jäger und Hunde und dergleichen ſind darauf zu ſchauen.

Die ältern Spielkarten waren meiſtens von Papier. Nur meiſtens? Ja wohl! denn es gab deren von Elfenbeintäfelchen, und ſogar vom Leder. Wenigſtens ſpielten bey der Eroberung von Florida die Soldaten mit ledernen Karten. Die Chineſen nahmen Baumwollenpapier dazu, was ſie erfunden hatten und man in dem ewig cultivirt geprieſenen Europa noch gar nicht kannte, eben ſo die Araber. Man klebte mehrere Bogen zuſammen, wie noch jetzt *), woher denn auch der Nahme Karten entſtanden ſeyn mag.

Sehen wir nun, in welchem europäiſchen Lande die Spielkarten zuerſt bekannt waren! Hierüber iſt ein ewiger Zank mit den allergelehrteſten Waffen von beyden Seiten, und die Deutſchthümler machen es dabey faſt eben ſo arg, als die Holländer mit ihrem Lorenz Coſter, die zum wahren Gelächter der Welt fortfahren, dieſem die Erfindung der Buchdruckerkunſt zuzuſchreiben, woran ſich unſere Leſer aus den am 10. July 1823 zu Harlem, Rotterdam, Dortrecht u. ſ. w. gehaltenen Feyerlichkeiten noch erinnern werden. Die Spielkarten betreffend, ſo iſt ſo viel ausgemacht, daß in unſerm Welttheile entweder die Italiener oder die Deutſchen ſie zuerſt gekannt haben. Aber dieſes: „Entweder," und, „Oder" iſt hier eine wichtige causa questionis. Nun ſollte man aber glauben, es handle ſich bey dieſer Priorität wenigſtens um einen Zeitraum von mehreren Jahrzehenden; unterdeß die ganze

*) Aber warum ſchöpft man denn nicht den Zeug in den Papiermühlen bis zu dem nöthigen Corpus? Die wucheriſche Pfuſcherey der Kartenmacher wird dann aufhören, die da zwey dünne Bogen zuſammen pappen, ſo daß die Karten ordentlich transparent ſind, und aller nöthigen Steifheit entbehren.

Differenz nicht mehr als einige Monathe beträgt. In Italien im Jahre 1299; in Deutſchland im Jahre 1300. Beyde Momente verfließen in einander ſo, das es kaum möglich ſeyn wird, das wahre Factiſche feſt zu ſtellen. Die meiſten völlig neutralen Forſcher vereinigen ſich aber dennoch für Italien; es mögen nun auf der andern Seite noch ſo viele mit den gelehrteſten Ausrüſtungen verſehene Ultra-Deutſche auftreten, was an und für ſich recht löblich iſt, aber in geſchichtlichen Angelegenheiten nichts gelten kann.

Die Italiener fanden außerordentlich viel Geſchmack an der angenehmen Zeittödtung durch das Kartenſpiel, ſo, daß ſie oft die wichtigſten Dienge darüber vernachläſſigten. Es läßt ſich daher leichtlich begreifen, daß die Geiſtlichkeit manches Aergerniß daran nahm. Hier und da wurde ſelbſt von den Kanzeln dagegen gedonnert, mit und ohne Erfolg. Zu Bologna ſtellte ſich der nachmahls heilige Bernhardin auf die Stiege der St. Petrinkirche, und hielt den Bolognefern eine ſo eindringliche Lection, daß ſie nach Hauſe liefen, ihre Karten hohlten, und ſie alſogleich den Flammen opferten. Zu Venedig, Padua, und in andern italieniſchen Städten lebten viele Kartenmahler; in Ferrara machte man die ſchönſten. Es entſtanden zahlreiche Kartenniederlagen, und es bildete ſich ein nahmhafter Verkehr.

Späterhin, wie die Deutſchen als mächtige Nebenbuhler auftraten, hatten die italieniſchen Kartenmacher und Händler Urſache, ſich zu beſchweren, thaten es, richteten aber nichts aus. In Oberitalien wurde am häufigſten geſpielt; daher gingen viele Verbothe dagegen aus.

In Venedig befindet ſich noch jetzt in den Händen der Familie oder Erben des Grafen Hieronymus Durazzo eine gedruckte Spielkarte, deren Zeichnung ohne alles Bedenken dem Jacabello del Fiore zugeſchrieben wird. Und dieſer

Jacabello del Fiore blühte als berühmter Mahler bereits Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts! Ich habe eine getreue Copie dieser Karten selbst gesehen; der Marchese Malespina, dem ich meine fünf prächtigen Xylographen verkaufte, hat sie mir gezeigt, sie für das Original ausgebend.

Wenn es uns um Parteylosigkeit Ernst ist, können wir nicht umhin, zuzugeben, daß die Spielkarten früher zu den Deutschen gelangt sind; hingegen muß anerkannt werden, daß die Deutschen wieder um die Verfertigung der Spielkarten und deren äußere Vervollkommnung offenbare Verdienste haben, wie bey den meisten technischen Dingen, wo sie als Erfinder und Verbesserer zugleich glänzen. Nähmlich die Kunst (das heißt in Europa) Karten zu drucken *), ist eine deutsche Erfindung, gemacht zwischen den Jahren 1350 und 1360. Dabey blieb es nicht stehen, denn allerhand Veränderungen und Verschönerungen nahmen die Deutschen noch mit den Karten vor. Unter verschiedenen Figuren sind auch die Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der Ober und Unter, (von verschiedenen deutschen Spielen war z. B. im Solo, unter dem Nahmen des kleinen und großen Wenzels bekannt,) so wie das Landknechtsspiel deutscher Erfindung.

Der ganz eigene Reitz des Kartenspiels erzeugte auch bey unsern Landsleuten jene Leidenschaft dafür, die seitdem

*) Hier ist zwar nur von Spielkarten die Rede, es ist aber dabey nicht zu übersehen; daß man auch schon auf dem Puncte war, geographische Karten zu drucken. Der hochverdiente Leipziger Buchdrucker Breitkopf hatte schon viele versprechende Versuche gemacht (den glänzendsten aber nach ihm der berühmte Buchdrucker Haas in Basel), Breitkopf ward aber durch den Tod am Weitern verhindert. So wurde ihm die Kränkung erspart, seine Erfindung durch das jetzige Schooßkind, die Lithographie, entehrlich gemacht zu sehen.

eher zu- als abgenommen hat, und wobey nur der Unterſchied Statt findet, daß das Kartenſpielen jetzt faſt eben ſo protegirt zu werden ſcheint, als es Anfangs durch die Obrigkeiten beſchränkt und förmlich verpönt wurde. Letzteres geſchah zu Nürnberg, Ulm, Augsburg und in vielen andern deutſchen Städten. In Nördlingen ſperrte man die Leute gar ein, wenn ſie beym Kartenſpiele ertappt wurden. So lautet es da in einem alten Gerichtsbuche von Jahre 1416: „Kunz bin dem Büttel vor dreyen Gefangenen, die man im Markt fing, der einer gekart und der andere mit Hölzlin geſpielt.“ Derley Strafen erfolgten häufig; zuweilen durfte nur an gewiſſen Plätzen geſpielt werden. Die Magiſtratsperſonen aber, von denen dieſe Geſetze ausgegangen waren, hatten ſich die Freyheit genommen, ſich davon zu diſpenſiren; dieſe weltlichen Herren ſpielten, aber die geiſtlichen durften nicht ſpielen. Ordentliche bürgerliche Kartenmacher kamen zu Nürnberg ſchon im Jahre 1418 vor. Ueber das deutſche Commerz mit Spielkarten enthält eine gewiſſe geſchriebene Chronik von Ulm, die der vielverdiente Heineken *) daſelbſt vorfand, dieſe Stelle: Die Spielkarten legienweis in Italien, Sicilien auch über Meer geſchickt, wurden gegen Spezerey und andere Waaren verſtochen, woraus die Menge der Kartenmahler, ſo ſich hier aufgehalten, abzunehmen iſt.

Einen förmlichen Kreuzzug gegen das Kartenſpiel und Kartenſpielen unternahm der heilige Capiſtran bey ſeinen gottesdienſtlichen Wanderungen durch Deutſchland. Während ſeines Aufenthaltes zu Nürnberg im Jahre 1452 pre-

*) Wie hoch muß man nicht ſeine vollwichtigen Nachrichten ꝛc. ſeine Idée generale etc. reſpectiren, dann ſein Dictionaire des Artistes, wovon das Manuſcript der Fortſetzung und Beendigung noch immer todt auf der Dresdner Bibliothek liegt, der doch ein Ebert mit vorſtand.

digte er wie in Italien Bernhardin, mit der ihm eigenen energiſchen Salbung und dem beſten Erfolg. Eine alte Chronik erzählt darüber Folgendes: »Und an Sant Lorenztag, da verprannt er auf dem Markt nach der predig, die lateiniſch predig *) wäret pey drei ſtunden lxxvj (76) ſchliten, vnd drei tauſend vj (3006) und xl (11) ſpielpret, und war dann vil tauſend würfel, und Karten ſpiel an Zal. Vnd es ward ein groß Fewer. Vnd hat ein grawſamen ploben rauch vnd geſtalt vnd dar vor weiſet er Sant Bernhardin heiligtu Sein weiß Tuch vnd ſein paretel, vnd macht pey c (100) menſchen geſunt an Lemung vnd an Geſicht u. ſ. w.“ Von dieſem erbaulichen Autodafé exiſtirt ein ſchöner Holzſchnitt, unter welchem nachſtehende Schrift angebracht iſt: »Anno 1452 ſind auf eines Cardinals, Nahmens Capiſtran Predigt, die er allhier in Nürnberg unter freyem Himmel vor unſerer Frauen Capellen gethat hat, 76 Schlitten, 2640 Bretſpiele, 40,000 (!) Würfel und ein großer Haufen Kartenſpiele, wie auch unterſchiedliche Geſchmeide, und anderes ſo zur Hoffarth dienlich auf dem Markte öffentlich verbrannt worden. — So amtirte Capiſtran auf ſeinen Wanderungen in mehreren deutſchen Städten, nahmentlich in Bamberg, Erfurt, Halle, Leipzig, Breslau, und nahm auch unſer ehrſames Wien kräftiglich mit, was Allen bekannt iſt, und den ſpielluſtigen Wienern durch die noch vorhandene Kanzel an der Stephanskirche, von welcher herab der Mann Gottes ſeine Blitze ſchleuderte, zur alltäglichen Erinnerung dienen kann. Der wackere Capiſtran hatte auch in ſeinem Aeußeren manch Aehnliches mit einem berühmten Kanzelredner unſerer Tage; wenigſtens

*) Capiſtran predigte nur in lateiniſcher Sprache, und ließ ſeine Worte durch einen Kundigen dem Volke verdollmetſchen. Wie kraftvoll muß er nicht gepredigt haben, da ſelbſt die Ueberſetzung noch von ſolcher Wirkung auf die Zuhörer war!

ſchildert ihn ein Zeitgenoſſe alſo: „Dieſen man haben wir zu Nürnberg geſehen, 65 iar alt, kleins, magers dürrs außgeſchöpfts allein von hawt, (nichts als Haut) geberre und Gepein zuſammengeſetztes leibs. Doch fröhlich vnd in Arbeit ſtark alle Tag on vnderlaß predigende, vnd hoch und tieffe materie fürrende.“ Das iſt wohl ein Bild ſo voll Einfalt und Leben und Anſchaulichkeit!

Die Franzoſen ſpielten und ſpielen gern Karten; aber von 1341 zeigt ſich bey ihnen keine Spur davon; dieſe befindet ſich in einem altfränkiſchen Roman: Remart le contrefait, welcher um dieſe Zeit geſchrieben worden. Das 95. Blatt enthält eine Stelle, in welcher bey den gemeinnützigen Weibsperſonen das Würfel-, Bret- und Kartenſpiel gerügt wird.

Wie ſich der franzöſiſche König gegen das Ende des 14. Jahrhunderts der Karten bedient, ſteht ſchon oben angemerkt. Hieher gehöret aber noch, daß ſich dieſes Spiel unter ſeinen Hofleuten ſchnell verbreitet haben muß, da man ſich deſſen häufig ſchon ſprichwörtlich bediente. Auch Ludwig XI, Durandarte in der bezauberten Höhle that dieß, wie unter andern eine Note in des Verfaſſers von Wawerley: Quentin Durward deutſch von Math. Müller zeigt, 1. Thl., S. 208.

Merkwürdig bleibt dabey immer, daß, während in andern Ländern das Kartenſpiel verbothen oder wenigſtens beſchränkt wurde, dieß in Frankreich nicht geſchah, obgleich faſt alle anderen Spiele unterſagt wurden. Erſt 1397 erfolgte von Seite der Pariſer Propſtey ein ſolches Verboth, welches zugleich ein Signal war, von den Kanzeln dagegen zu predigen. Im Jahre 1392 kommt bey den Franzoſen das deutſche Landsknechtſpiel unter dem Nahmen Lansquenet vor, welches ſich bis zu Molieres und Regnards Zeit erhielt. Das Piquetſpiel kam im Jahre 1430 auf. Das

Patroniren der Spielkarten ſchreibt man einem Pariſer, Nahmens La Hire zu. Es iſt dieſes Patroniren aber an und für ſich nicht als eine franzöſiſche Erfindung anzuſehen, da die Deutſchen ſchon im achten Jahrhunderte durch ausgeſchnittene Bleche mahlten, welches Verfahren ſpäterhin häufig bey den Chorbüchern angewendet wurde.

Angenommen, daß die Araber das Kartenſpiel nach Europa gebracht: ſollte man nicht vielleicht glauben, es müſſe zuerſt in Spanien Wurzel gefaßt haben? Breitkopf behauptet das auch, allein Beweis iſt doch kein älterer, als vom Jahre 1332 da! Von dieſer Zeit an kamen die Spielkarten mehrmahls in Edicten vor. Bey den andern Völkern gibt es wenige oder gar keine nennenswerthen Spuren.

Zum Schluſſe nur noch die Frage, wichtiger wohl als ſie ſcheinen mag! Könnten nicht die Zigeuner, dieß uralte indiſche Volk die Spielkarten aufgebracht, und in Aſien verbreitet haben? — Man kennt die Wahrſagerey dieſer Nomaden; die Karten hießen bey den Italiänern Anfangs Naibi, bey den Spaniern und Portugieſen Naipes, und dieß Wort bedeutet im Orientaliſchen: Vorausſagung, Wahrſagen. — Die Sache ſcheint in mehrfacher Hinſicht der Unterſuchung werth; aber wer wird ſie anſtellen?

Vom Fabelhelden Fauſt.

Hat dieſer Schwarzkünſtler wirklich exiſtirt? Welche Bewandtniß hat es mit ſeinen Wundergeſchichten? Und iſt dieſer Fauſt, und der berühmte Buchdrucker eine und dieſelbe Perſon? — Das ſind Fragen, die wohl um ſo weniger gleichgültig ſeyn können, als der Magier Fauſt in den redenden und ſchönen Künſten ſo mannigfach gepflegt wurde, und die öffentliche Theilnahme ſo vielfältig beſchäftigt.

Wir wollen zuerſt die dritte Frage vornehmen, die am kürzeſten und entſcheidendſten zu beantworten iſt. Eigentlich zwar ſollte ſie gar nicht in Anregung kommen, denn ein-einziger chronologiſcher Blick weiſet aus, daß der typographiſche Fauſt wenigſtens 70 Jahre vor dem necromantiſchen gelebt hat, und alſo mit dieſem vernünftiger Weiſe nicht verwechſelt werden kann. Unterdeſſen hat dieſe Identiſirung gleichwohl ihren guten Grund. Denn die Mönche, zum Theil vom Bücherabſchreiben lebend, und ſich in dieſem Erwerb durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht wenig beeinträchtigt ſehend, rächten ſich dafür, indem ſie den Magier Fauſt mit dem gleichnahmigen Buchdrucker identiſch machten, um dieſen in den Geruch oder vielmehr Geſtank eines Hexenmeiſters zu bringen, und ihm ſonach ein Brandmahl aufzudrücken.

Aus dieſem Umſtande den Beweis zu folgern, daß der Schwarzkünſtler Fauſt wirklich exiſtirt habe, würde man gar nicht nöthig haben, weil es an vielen andern und gewichtigen Belegen nicht fehlt. Zwar übergehen ein Sleidan, ein de Thou und manche andere Quellenſchriftſteller unſern Helden faſt ganz mit Stillſchweigen; hingegen finden ſich zahlreiche, glaubwürdige und mehr oder weniger übereinſtimmende Nachrichten über ihn bey Autoren, wie Martius, Conrad Geßner, Phil. Melanchton, ſo wie in Citaten in mehreren von dieſem Fauſt eigens handelnden Schriften, deren Literatur wir weiter unten nahmhaft machen wollen. Das Datum ſeiner Geburt läßt ſich inzwiſchen eben ſo wenig genau ausmitteln, als man die Zeitpuncte ſeiner verſchiedenen Abenteuer und Heldenthaten mit Sicherheit beſtimmen kann; doch iſt gewiß, daß ſeine Laufbahn, wie jene Luthers und Melanchtons, zwiſchen die Jahre 1483 und 1560 fällt. Was ſein Vaterland betrifft, ſo nehmen Einige Schwaben und insbeſondere das

Herzogthum Würtemberg, Andere die Mark Brandenburg an, oder Meißen oder Thüringen; nach einem eigenhändigen Aufsatze Faust's soll er im Fürstenthume Anhalt das Licht der Welt erblickt haben. Und hierin kömmt man auch am meisten überein. Als Geburtsort wird zwar der Marktflecken Sandwedel oder die Stadt Seltenwedel im Anhaltischen angegeben; allein man hat alle Ursache, mit Martius das Städtchen Knudlingen in Schwaben, späterhin Küstlingen genannt, dafür zu halten.

Faust's Aeltern waren unbemittelte Bauersleute. Als sie des Knaben ungemeine Geistesgaben wahrnahmen, überließen sie ihn seinem Oheime, der, ein sehr begüterter Mann, zu Wittenberg in Sachsen lebte. Dieser liebte seinen jungen Vetter so sehr, daß er ihn an Kindes Statt annahm und alle mögliche Sorgfalt auf seine Erziehung verwendete. Der Jüngling machte außerordentliche Fortschritte in allen Lehrgegenständen, und besuchte endlich die damahls eben emporblühende Wittenberger Universität, um sich der Theologie zu widmen. Aber sein rastloser Hang zu geheimen Künsten und verbothenen Wissenschaften ließ ihn wenig Geschmack an dieser Facultät finden; doch pflegte er die Philosophie des Aristoteles und die Naturlehre mit vielem Eifer, und studirte überhaupt mit so lohnendem Erfolge, daß er bald die Würde eines Doctors der Philosophie und eines Magisters der freyen Künste erhielt. Nun ging sein einziges Trachten dahin, auch Magister der magischen Künste zu werden, welche damahls auf mehreren Lehranstalten öffentlich vorgetragen wurden. Alchemie, Astrologie, Geister- und Teufelsbannerey, Chiromantie, Nativitätstellerey und derley Künste waren in jener Zeit an der Tagesordnung; wer sich darauf verstand, galt bey der abergläubischen kurzsichtigen Menge für einen weisen Mann. Die Schriften eines Zoroaster, Empedocles, Lullius, Albertus Magnus,

Trithem, Agrippa, Paracelsus ꝛc. waren die Quellen dieser chimärischen Weisheit. Faust, den ein unwiderstehlicher Hang nach Ruhm und Reichthümern trieb, verband mit dem Studium der magischen Künste auch das der Medicin, drang mit seinem großen Talente überall ein, und erhielt gar bald auch die medicinische Doctorswürde.

In dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts hielt sich Faust zu Ingolstadt auf. Hier vervollkommnete er seine astrologischen Einsichten und machte sie zu Prophezeyungen von politischen Dingen geltend. Diese Wissenschaft schien ihm aber für seine ökonomischen Zwecke zu unfruchtbar, und er wendete sich, um sich in der natürlichen Magie noch mehr auszubilden, nach Krakau, woselbst sie öffentlich vorgetragen wurde. Als er sich hinlänglich eingeweiht wähnte, ergriff er die Rolle eines reisenden Scholasticus, welche um jene Zeit als Geheimnißkrämer, Marktschreyer, Quacksalber, Hexenmeister, Taschenspieler ꝛc. umherstreiften. Also zog Faust als Landfahrer auf Abenteuer aus, um aus seinen geheimen Künsten den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, und anticipirte den Charakter eines Schröpfer, Gaßner und Cagliostro mit einer Gewandtheit, die ihm, bey der damahligen Verfinsterung und Uncultur gar bald den Nahmen eines großen Mannes verschaffen mußte.

Um diese Zeit starb Faust's reicher Oheim zu Wittenberg. Der Vetter war sein Erbe. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens überließ er sich jedoch allen Arten von Ausschweifungen, und es währte nicht lange, so war er wieder in demselben unbemittelten Zustande, wie vorher. Was war nun zu thun, um die gewohnte wüste und liederliche Lebensart fortsetzen zu können? Schon längst hatte Faust den Wunsch genährt, mit Geistern in Verbindung zu treten; und nun verfiel er auf den Einfall, einen Dämon zu citiren, der seinem Bedürfniß sowohl Glücksgüter verschaffen, als

ſeiner Wißgier in Anſehung unſichtbarer Mächte Genüge leiſten ſolle. Dazu geſellte ſich noch ſein Durſt nach Kenntniſſen überhaupt, den er trotz ſeiner erfolgreichen Studien in den meiſten wiſſenſchaftlichen Zweigen nicht hatte befriedigen können; und ſo warf er ſich nun mit der ganzen Kraft der Begeiſterung auf die Unterſuchung der Mittel, ſeinen Dämon herbey zu bannen.

Tag und Nacht vertiefte er ſich in eine Unzahl myſtiſcher und magiſcher Schriften, und machte mit Beſchwörungsformeln Verſuche auf Verſuche, die natürlich alle fruchtlos blieben, bis ihm endlich, da er an Geiſt und Körper beynahe erſchöpft war, Viſionen zu Theil wurden, die er für wirkliche Erſcheinungen hielt, und er ganz in dieſem Sinne den großen vielverrufenen Bannungsact im Speſſartwalde ausführte. In dieſer beklagenswerthen Selbſttäuſchung einer zerrütteten Einbildungskraft verabredete er mit ſeinem Dämon eine Zuſammenkunft für den folgenden Tag in ſeinem Wohnzimmer, die denn auch, wie uns Dichter und Mahler ſchildern, vor ſich ging und mit einem Contracte auf 24 Jahre endigte. Sofort erhielt Fauſt auch den wohlbekannten Mephiſtopheles zum dienſtbaren Gefährten, und nahm als Famulus Chriſtoph Wagner, einen liederlichen Predigersſohn aus Waſſerburg zu ſich, den er ſchon früher in allerley Zaubereyen unterrichtet hatte.

Der Trieb nach wiſſenſchaftlichen und höheren Aufſchlüſſen und Erkenntniſſen mußte bey Fauſt dennoch nur eine Nebenſache geweſen ſeyn, weil er all die Befugniſſe ſeines diaboliſchen Bündniſſes bloß zum Behufe ſinnlicher Schwelgereyen und übermüthiger Anforderungen machte, unter welch letztere auch das Stückchen gehört, daß er von ſeinem Dämon verlangte, während des ſchnellſten Fahrens vor ihm den Weg zu pflaſtern, und in demſelben Augenblicke hierzu das Pflaſter rückwärts wieder aufzureißen. Dem

raffinirteſten Sinnenkitzel in jeder Hinſicht weiblich fröhnend, durchzog Fauſt einen guten Theil von Europa, und ſetzte das löbliche Publicum ſowohl durch ſeinen Aufwand, als durch ſeine Zaubererperimente allenthalben in nicht geringes Erſtaunen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die ganze Reihe derſelben auf die natürlichſte Weiſe erklären läßt, obgleich er gegen einen Philadelphia, Enslin, Mälzel ꝛc. ſicherlich ſehr weit zurück ſtand, denn ſein Ruf konnte ſich nur auf die allgemeine Unwiſſenheit gründen.

Wir übergehen hier billiger Weiſe ſeine Luftfahrten, Teufelsjagden, Geiſtercitationen (deren er ſogar mit Kaiſer Max I. gehabt haben ſoll), Wundercuren, Waſſertretereyen und Taſchenſpielerkünſte mancherley Art, und halten uns bloß bey dem famöſen Stückchen auf, welches er in Auerbachs Keller zu Leipzig geſpielt hat, weil ſich davon noch ein Paar Monumente erhalten haben. Es iſt nähmlich in der großen Trinkſtube dieſes wohlbekannten Kellers das Bild eines auf einem Weinfaße reitenden Mannes zu ſehen mit der Inſchrift:

Herr Doctor Fauſt zu dieſer Friſt
Aus Auerbachs Keller geritten iſt,
Auf einem Faß mit Wein geſchwind,
Welches geſehen viel Menſchenkind.
Hats durch ſubtile Kunſt gethan,
Des Teufels Lohn empfangen daran.

Bild und Inſchrift ſind, nach des Leipziger Stadtchroniſten Vogel im Jahre 1636 renovirt. Dann befindet ſich in derſelben Trinkſtube ein zweytes ebenfalls auf Holz gemahltes Bild, eine Gaſterey vorſtellend, wobey Fauſt mit ſeinen Cumpanen das eroberte Weinfaß austeert. Die dabey angebrachte Inſchrift Vive, bibe ꝛc. iſt aber größten Theils ſchon verwiſcht. Die Veranlaſſung dazu ſoll folgende geweſen ſeyn: Einige Schröter, in Leipzig Weißkittel, in

Wien Faßzieher genannt, strengten sich vergebens an, ein großes schweres Faß Wein aus diesem Keller herauf zu schaffen. Faust kommt dazu; er sieht mitleidig die unbehülflichen Leute, und mittelst eines mechanischen Kunstgriffes bringt er ganz leicht das Werk allein zu Stande, was nun gleich wieder für eine Wirkung des Teufels angesehen wurde. Uebrigens kann das Bild des Mannes auf dem Faße wohl eben so gut ein Bacchus seyn sollen. Bemerkenswerth ist hiebey noch, daß der jeweilige Uebernehmer des Kellers noch vor Kurzem sich verpflichten mußte, diese Bilder und Inschriften in gutem Stande zu erhalten, und daher auch 300 Thaler bey dem Besitzer des Hofes als Unterpfand zu erlegen hatte. Das Abenteuer soll im Jahre 1523 vorgefallen seyn. Faust's Schelmenstücke in Dresden, in Wien (wo er einen Freyherrn von Hardt beym Pferdehandel angeführt haben soll), in Gotha, Braunschweig, Goslar, Salzburg u. s. w., gehören sämmtlich in die Classe der Taschenspielerey.

Unter solcherley Umtrieben verrannen die contrahirten 24 Jahre, und es hatte mit der Herrlichkeit ein Ende. Daß die Legende Fausten vom Satan hohlen und jämmerlich umkommen läßt, ist in der Ordnung. Inzwischen kommen factische Nachrichten dahin überein, daß man Faust eines Morgens todt im Bette antraf. Der Kopf soll zerschmettert gewesen seyn, und es bleibt nach mancherley Aussagen höchst wahrscheinlich, daß sich der unglückliche Wüstling aus Lebensüberdruß entleibt habe. Der Ort dieser Catastrophe soll ein Dorf im Würtembergischen gewesen seyn; nach Andern, z. B. nach Martius starb er in seinem Geburtsorte Küstlingen, eines ganz natürlichen Todes. Sonst wird erzählt, Faust sey in dem Pfarrdorfe Prata, nahe bey Wittenberg, auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, worüber Neumann eine ganz annehmbare Aufklärung gibt. Als

nähmlich im dreyßigjährigen Kriege nach Eroberung der Deſſauer-Schanze der Feind zuerſt in den churſächſiſchen Kreis eindrang, flüchtete ſich Alles aus den Dörfern in das wohlbefeſtigte Wittenberg; nur der Richter zu Präte blieb ſtandhaft in ſeiner Behauſung, überzeugt, daß der Feind es nicht wagen werde, ſie zu betreten, da der berüchtigte Hexenmeiſter Fauſt in ſelber vom Böſen umgekommen ſey, wie ſolches die mit Teufelsblut beſprizten Wände noch bezeugen könnten. Der Feind vergaß ſeine Siege, verlor den Muth, und verſchonte den Richter und ſein Haus, weit entfernt, zu argwohnen, daß dieſe Wände mit Ochſenblut begoſſen ſeyn könnten, wie es denn auch wirklich der Fall war.

Fauſt alſo ſelbſt war nicht mehr; aber ein Denkmahl hinterließ er, das noch lange Zeit bey der Leichtgläubigkeit im Anſehen ſtand. Es iſt dieß ſein famöſer Höllen- und Geiſterzwang, oder die Sammlung von Aufſätzen über die Kunſt Geiſter zu citiren, welche er von ſeinem Famulus niederſchreiben ließ. Mehr als *eine* Bibliothek rühmte ſich noch geraume Zeit darnach, das Original dieſes Werkes zu beſitzen; und profane Beſchauer glaubten um ſo williger daran, als ſie das Opus in einem beſonderen Kaſten und mit Ketten angeſchmiedet fanden. Verfaſſer dieſer Notizen hat noch vor Kurzem in einer ſüddeutſchen Kloſterbibliothek dieſen unwirſchen Schatz in Ketten und Banden angetroffen, und ſich verſichern laſſen, daß dieß das wahre Original ſey. Was indeß dieſe Ketten und Banden anbetrifft, ſo hatten in früherer Zeit dieſes Schickſal viele hundert der allerfrömmſten Bücher, und zwar aus dem einfachen Grunde, derley damahls höchſt koſtſpielige Stücke vor den Anſchlägen der Liebhaberey zu bewahren. Späterhin ſpeculirte man mit eigens angefertigten Abſchriften dieſes Höllenzwangs; ſie hatten eine Gattung taxirten Preiſes, und koſteten Anfangs 200 Thaler. Es bleibt übrigens be-

merkenswerth, daß noch vor 20 und etlichen Jahren im Intelligenzblatte der allgemeinen Literaturzeitung ein Exemplar dieſes Manuſcriptes ausgebothen wurde, und zwar unter dem Titel: „Doctor Fauſt's Original-Höllen- und aller andern Geiſterzwang, nebſt dem Tractat Salomonis, einen Dienſtgeiſt in beliebiger Geſtalt zu bekommen, mit der Clavicula Salomonis Rom MDX." Ort und Jahr ſind zweifelsohne nur fingirt. Eben ſo falſch iſt offenbar das Datum 1404 auf dem ohne Zweifel hundert Jahre ſpäter gedruckten Buche: Fauſt's Höllenzwang, oder der ſchwarze Rabe.

Nach der Nahmhaftmachung dieſer Compilation, welche von Fauſt ſelbſt herrühren ſoll, mögen hier die vorzüglicheren Schriften folgen, welche ihn und ſein Leben betreffen.

Wiedmann (Georg Rud.), Hiſtorie von dem berühmten Schwarzkünſtler Dr. Jo. Fausto. 4. Hamburg 1599. (Voraus gegangen waren noch 2 Ausgaben: Berlin 1587, und 4. Hamburg 1594.

Pfitzer (D. Joh. Nicol.), das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des viel berüchtigten Erz-Schwarzkünſtlers D. Joh. Fausti, 8. Nürnberg 1681, neu gedruckt ebenda. 1711 und 1726, gleichfalls 8.

Neumann (M. J. Georg), disquisitio historiae de Fausto praestigiatore, vulgo von Doctor Fauſt, 4. Vitenb. 1683, neu aufgelegt ebendaſelbſt 1712 in 4.

Wagner (Chriſtian), Leben des Schwarzkünſtlers Doctor Johann Fauſt's, 8. Berlin 1712.

Rennarquer, über Doctor Fauſt's Leben. 4. Zwikau, (ohne Jahrz.)

Fauſt's (Dr. Johann), des durch die ganze Welt berufenen Erz-Schwarzkünſtlers und Zauberers mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel,

und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue überſehen, in eine beliebte Kürze zuſammengezogen, und allen vorſetzlichen Sündern, zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Drucke befördert von einem chriſtlich Meinenden. 8. Frankfurt und Leipzig, (ohne Jahrzahl).

Unterſuchung, hiſtoriſch-critiſche über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünſtlers erſchienenen Landfahrers Doctor Fauſt, als Caglioſtro ſeiner Zeiten. gr. 8. Leipzig 1791.

Mittelbar beſchäftigte ſich mit Unterſuchungen über den Magier Fauſt unter andern: Marlius: Collectanea locorum commun., dat. 1690; Thomasius disputatio de scholasticis vagantibus, Leipz. 1676; Görres in ſeiner bekannten Schrift über die deutſchen Volksbücher; die noch immer fortgeſetzte hölliſche Zauberbibliothek u. ſ. w. Auch die Zeitung für die elegante Welt hat, Jahrgang 1810 July, einen Aufſatz über Fauſt geliefert.

Vielfach iſt bekanntlich von der Kunſt die Legende des Magiers Fauſt benutzt worden, und wird es noch; für Bild und Wort und Sang gab er einen trefflichen Stoff ab, beſonders auch für die gemeine Schauluſt und Marionettentheater, wo er geraume Zeit als Primo uomo figurirte, bis Leſſing zuerſt ihn dramatiſch zu höheren Anſichten auffaßte. Dieſes unſterblichen Meiſters Tendenz mag ſich aus folgender Stelle kund geben:

Satan. Sag' an, du vierter Teufel, was haſt du für Thaten gethan?

Teufel. Keine Thaten, aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge.

Satan. Der iſt?

Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. Einen denkenden, einſamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben;

ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volkes würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich, herrlich! Und dein Entwurf?

Teufel. Sieh, ich knirſche; ich knirſche; ich habe keinen. Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bey der ich ihn faſſen könnte!

Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde?

Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher!

Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben.

Dieſe genügſam charakteriſirende Stelle iſt aus dem einen Fragmente Leſſing's; ſein zweyter Entwurf eines Trauerſpiels Fauſt iſt leider verloren gegangen. — Göthe's Fauſt iſt hinlänglich bekannt. Des Dichters Bewunderer oder vielmehr Vergötterer ſagen freylich, „er enthalte eine erſchöpfte Welt an Bildern und Bedeutungen, ein phyſiſches und philoſophiſches Panorama, und, keine Nation kann dagegen etwas Gleiches ſtellen;" während deſſen, ehrlich geſtanden, der Göthe'ſche Fauſt, nur weit ſinnlicher als der Leſſing'ſche gehalten, bloß ein Paar gewöhnliche Situationen aufſtellend, ſelbſt in der vermehrten Auflage doch immer noch Fragment bleibt. — Um wie genialiſcher und energiſcher iſt dagegen Mahler Müllers Fauſt, ja ſelbſt jener, den uns Schink und der tüchtige philoſophiſche Klinger geliefert haben. Sonſt ſieht man noch einer dramatiſchen Bearbeitung Baggeſens entgegen, und erinnert ſich unter andern aus dem Gebiethe der Mahlerey an Schnorrs großes Bild.

Der Abenteurer Thurneiſſer.

Einer der unruhigſten Köpfe und größten Abenteurer iſt der um die Ausbildung und den Betrieb der Buchdruckerkunſt vielfach verdiente Leonhard Thurneiſſer. Er war zu Baſel um das Jahr 1530 geboren, und von ſeinem Vater, einem Goldſchmied, in der Kunſt des Steinſchneidens unterrichtet worden. Noch jung trat er in die Dienſte eines Doctor Huber, der ihn zum Einſammeln der Kräuter und zur Bereitung von Medicamenten, wozu Thurneiſſer viel Geſchick zeigte, verwendete. Dieſe Beſchäftigung erweckte in ihm einen großen Hang zur Chemie, welcher ihn bey einem ungemein lebhaften Forſchungsgeiſte verleitete, ein glühender Anhänger des Theophraſtus Paracelſus zu werden.

Häusliche Unannehmlichkeiten, als Folge ſeiner ſchon im 16. Lebensalter geſchloſſenen Verheirathung, veranlaßten ihn, ſich 1548 aus ſeiner Vaterſtadt zu entfernen. Ohne feſte Beſchäftigung, immer unſtäten Sinnes durchſtrich er Frankreich, England und den größten Theil Deutſchlands. 1558 heirathete er zu Conſtanz zum zweyten Mahle, und ſchlug zu Tareng im obern Innthale ſeinen Wohnſitz auf. Hier widmete er ſich auf eigene Fauſt dem Bergbau, und errichtete Schmelz- und Schwefelhütten. Durch ſeine Kenntniſſe, und eben ſo geniale als raſtloſe Thätigkeit, ward er vortheilhaft dem Erzherzoge Ferdinand bekannt, und machte auf Befehl dieſes liebens- und ehrenwerthen Prinzen 1560 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Schottland. Das Jahr darauf trieb es Thurneiſſer weiter um. Nachdem er Spanien und Portugal durchzogen, ging er nach Afrika und Aſien, und reiſte über Griechenland, Italien und Ungarn zurück. Sein ausgebreiteter Ruf beſtimmte den Herzog ihn nach Böhmen und Ungarn zur Unterſuchung der Bergwerke zu

ſenden. Eitelkeit, Anmaßung und Verſchwendung brachten den Liebling in Ungnade. Er durchwanderte 1568 Niederdeutſchland, und verweilte noch zwey Jahre zu Frankfurt an der Oder. Der Churfürſt Johann Georg von Brandenburg, der ſchon längſt gewünſcht hatte, dieſen famöſen Wundermann näher kennen zu lernen, lud ihn zu ſich, und fand ſich in ſeinen Erwartungen vollkommen befriediget, da Thurneiſſer auch in der Goldmacherkunſt, und andern derley geheimen Kenntniſſen bewandert war, die unter die Lieblingsgegenſtände dieſes Fürſten gehörten. Johann Georg wendete Alles auf, dieſen Goldmann an ſein Intereſſe zu ketten. Thurneiſſer erhielt einen ſehr anſehnlichen Gehalt, und ein weitläufiges Gebäude, um daſelbſt ſein Laboratorium und eine Buchdruckerey einzurichten. Nun war der ruhm- und unternehmungsſüchtige Speculant in ſeiner Sphäre. Vorzüglich ließ er ſich die Druckerey angelegen ſeyn. Er ſchrieb ſelbſt Manches für den Druck, zog Literatoren und Künſtler aus andern Gegenden an ſich, und vergrößerte das Perſonale ſeiner Officin bald auf 200 Individuen. Thurneiſſer machte jetzt großen Staat, lebte in Glanz und Ueberfluß, und fuhr koſtbar gekleidet mit vier Pferden einher. Durch ſeine mediciniſchen Schriften und viele glückliche Curen, vornähmlich aber durch ſeine die äußere Schönheit erhaltenden und erhöhenden Geheimniſſe, vergrößerte er ſeinen Ruf außerordentlich.

Doch, mitten in dieſen Glücksumſtänden fiel es ihm plötzlich ein, nach Baſel zurückzukehren. Vergebens wendete der Fürſt Bitten und Vorſtellungen an, ihn abzuhalten. In ſeiner Vaterſtadt kaum angelangt, gerieth Thurneiſſer wegen ſeines früheren Benehmens, überhaupt wegen Entfernung von ſeiner erſten noch lebenden Frau, ſeiner zweyten Heirath und andern erheblichen Urſachen in einen Prozeß, der ihm ſein ganzes Vermögen wegfraß. Er floh 1584

nach Italien, und lebte einige Zeit zu Rom. Sein vorausgegangener Ruf ſchien ihn auch in dieſem Lande wieder zu begünſtigen. Nahmentlich war ihm die Aufmerkſamkeit des nachmahligen Großherzoges von Florenz, Franz von Medicis, in deſſen Gegenwart er jenen eiſernen Nagel in Gold verwandelte, welcher jetzt noch in Florenz gezeigt wird. Von Thurneiſſers weitern Umſtänden weiß man nur, daß er 1591 ſich zu Cöln aufhielt, und daſelbſt zwiſchen 1595 und 1596 ſein vielbewegtes Leben beſchloß.

Marquiſe du Deffand.

Zu der im Allgemeinen geringen, in Anſehung Frankreichs aber bedeutenden Anzahl derjenigen Frauen, die, wie eine Ninon de L'Enclos, eine Helvetius, Geoffrin, durch Geiſt, Anmuth und Talente einen Kreis der begabteſten Künſtler und Schriftſteller um ſich verſammelten, gehört auch die Marquiſe du Deffand. Dieß war ihr ehelicher Nahme, ihr Familiennahme hieß Marie de Vichy Gemeond. Von ihrem Gemahl trennte ſie ſich, nachdem ihr durch den Hintritt ihrer Großmutter eine Rente von 4000 Livers geworden war. Sie hatte einen wahren tiefen Sinn für Freundſchaft, den ſie in ihrem Verhältniſſe mit dem Präſidenten Henault bewährte, das ungeſtört bis an ſeinen Tod, der 1770 erfolgte, dauerte. Der Glanz eines üppigen Hofes war nicht geeignet, ſie für immer an die Hauptſtadt zu feſſeln; ſie zog ihm den reizenden Aufenthalt bey der geiſtvollen Herzoginn Maine zu Sceaux vor, weil ſie daſelbſt Gelegenheit hatte, mit Voltaire, Fontenelle, Lamotte, Polignac, der Madame Staal, Lambert und anderen durch Talente und Kenntniſſe hervorragende Perſonen in nähere Beziehung zu kommen. Doch, die Marquiſe du

Deffand müßte kein Weib gewesen seyn, wenn sie nicht der angebornen Neigung zur Veränderung nachgegeben, und daher nicht wieder nach einiger Zeit in die Hauptstadt gezogen wäre. Je mehr sie mit den besten Köpfen in Berührung kam, desto lebhafter fand sie sich angeregt, einen Mittelpunct zu bilden, sie im geselligen Verein um sich zu versammeln. Bald war ihr Haus selbst dieser Sammelplatz, wo sich die berühmtesten Schriftsteller der Heimath und des Auslandes gemeinschaftlich einfanden. Diese Zirkel, in deren die heitere Wirthinn durch Anmuth, Verstand, Geist und Witz bezauberte, verschönerten Diderot, Henault, Choiseul, Montesquieu, Hume, Walpole, Madame Duchatelet, die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes. Mit Walpole schloß sie einen engen zärtlichen Freundschaftsbund. Um das Jahr 1730 hatte diese liebenswürdige Frau das Unglück zu erblinden. Ein halbes Jahrhundert noch lebte sie in diesem, für eine solche Frau doppelt bedauernswerthen Zustande, den sie in ihren Briefen an Walpole d'Alembert und die berühmte Lespinasse auf eine unendlich rührende Weise schildert. Der 24. Sept. 1780 entzog sie den Genüssen und Schmerzen des irdischen Daseyns; sanft und kampflos war ihre Auflösung. Sie wurde in der Kirche St. Sulpice begraben.

Hypochondrische Einfälle über Originalität *).

„Genie beginnt, wo die Regel endet."
Reynold.

Zuerst Gedanke, dann Wort; wie der Gedanke, also der Ausdruck; das ist der natürliche Gang. Aber unsere Logiker lehren nach Worten denken, nicht nach Gedanken

*) Wohlgemerkt: hypochondrische! —

ſich ausſprechen. Dieſes iſt, was die Geiſter verkrüppelt, verzwängt, ent—originaliſirt. Kotzebue macht ſich lächerlich, wenn im hyperboräiſchen Eſel Schlegeln lächerlich machen will, indem er den Genialiſten ſagen läßt: „Ich ſelbſt bin Gott.“ Der originelle Schädel iſt allezeit ein anſcheinend kecker Wortſchöpfer. Er macht ſich die Ausdrücke, wie ſeine Ideen ſie brauchen. Was geht ihn die Grammatik an? Er ſucht keine Muſter, verſchmäht, ignorirt ſie wenigſtens, darum wird er ſelbſt dazu. Wer hat den Homer, (wenn es nähmlich einen gab) dichten gelehrt? Homer! Aha! nicht einmahl Grundregeln kann es geben! Ein rechter Kopf macht Alles recht, ohne daß er ſich mit Theorien und Theoretikern, Normalitäten ꝛc. herumgebiſſen hat. Das Neologiſiren kann alſo vernünftiger Weiſe, daß heißt, nicht ſchulgemäßer, getadelt, vielmehr muß es, wenns nicht eitle Coquetterie, gerühmt, reſpectirt werden, da es die Sprache bereichert, und hiermit wieder zum Ideenquell für ſolche wird, die da gewohnt ſind, aus dieſer Sprache Gedanken und Bilder zu ſchöpfen, folglich für die Majorität. Wie unſere aufgewieſene originellen Dichter grammaticaliſch deutſch haben ſeyn können, ein Schiller (Göthe gehört nicht hierher) ein Sonnenberg, punctum, bleibt mir immer ein Räthſel, das ſich anderſeits bey unſern ausgewieſenen originellen claſſiſchen Proſaiſten, Sturz, Böttiger ꝛc. gefunden. Was kann es Gräulicheres geben, als einen Aufſatz ſtreng nach der Grammatik geſchulregelt!

Originellen Köpfen iſt es allemahl ſchwerer, nach vorliegenden Materialien zu wirken, als ganz frey aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen. Der lebendig treibende Geiſt muß feſſellos ſeyn. So auch kümmert er ſich um Vehikel und Formalitäten nicht. Ein Stück graues Papier von irgend einer Emballage, eine ſtumpfe Feder, verwäſſerte Dinte: das iſt genug. Man taucht unbekümmert hin, ignorirt die Pe-

banterie der Rhetorik, und wird eben dadurch ſelber ein Rhetor. Was man aus ſich ſelbſt herausnimmt iſt das Beſte. Die Form der Gedanken, der Ausdruck iſt da, ohne daß es nöthig war, zu ſuchen. Wer in Geiſtesſachen ſucht, findet immer Fremdes, nie das Eigene, und das Eigene ſoll da Fremdes, nicht das Fremde Eigenes werden. Der Mann von Stoff braucht keine Penſa, er gibt ſich ſelbſt auf, was ihm gefällt. Das wahrhaft Gute, Große, Schöne, Runde, Starke und Tüchtige iſt immer aus dem freyſchaffenden Geiſt entſprungen, nie aus vorgearbeiteten Materien. Deßhalb verunglückt jeder Hiſtoriker. Die Aufgabe lähmt, bindet, verſchiebt und entſtellt des Geiſtes Flug und Walten. — Ein Roman von Fouqué iſt in dieſem Sinne vollkommener als Müllers Schweizergeſchichte; Sonnenbergs Weltende erhabener als die Meſſiade; die Apocalypſe verführeriſcher denn das alte Teſtament (als hiſtoriſches Opus). Die Geſchichte ohne immaginäre Behandlung wird nie Glück machen. Zum Unglück verträgt ſie, obgleich conventionell entworfen, kein idealiſches Tractament. Stellet d'Ohſſons Prachtwerk oder Sonninis Arbeit neben dem idealiſchen Barthelemy. Mit dieſem werdet ihr das alte Griechenland durchwandern, hingeriſſen, bezaubert, berauſcht; er iſt kein Topograph ꝛc., er iſt bloß Barthelemy. So iſt das Genie auch ſeine eigene Bibliothek. Es lieſet um zu controlliren, weniger der Reſtauration halber. Es ſtudirt nicht, Theorien am wenigſten. Es kann nur lehren befehlen, nicht lernen gehorchen. Jenes ſucht es nicht, dieſes kann es nicht. Die Norm der Schule an ſich nothwendig und wohlthätig erſtickt den fruchtbaren Keim des Genies, macht das hoch aufſtrebende Element der ſtattlich kräftigen Eiche zum bodenkriechenden Strauchwerk. Je ne sais bêtes au monde pire, que l'ecolier, si ce n'est le pedant, exclamirt Lafontaine der Franzoſe. Von Natur aus iſt Jeder ein Genie; mit den

Leibnitziſchen Ideen iſt's kein Spaß. Aber die Genies werden wie das enthengſtete Kraftroß gezähmt, wie dieſes dem ruhigen frommenden Werkeldienſt der Geſellſchaft nutzbar zu machen.

Schlegel's denkende Beſtie, das franzöſiſche Sprichwort *eine Beſtie wie ein Genie, verlacht man, weil es Gott ſey Dank*, an Zäunen und Zäumen nicht mangelt. Wie aber Mancher der Operation bey Zeiten entrinnt, bleibt es Genie, Original. Viele büßen da ein, rettend den Schatten noch, den man Talent nennt. Hieher klingt und paßt, was man in Abbé Galiani Correspondance inédite, die kürzlich erſchienen iſt, lieſet. Dieſer geiſtreiche Neapolitaner, der als Cameraliſt, als Philoſoph und Sprachforſcher wie als Weltmann gleiche Epoche gemacht hat, äußert ſich über Erziehung etwas gar zu excentriſch, wie folgt: »Ich beweiſe, daß ſie für Menſchen und Thiere die nähmliche ſey, und auf die zwey Puncte zurückführen laſſe. Die Ungerechtigkeit ertragen (etwas phantaſtiſch geſagt) und die Langeweile ausſtehen lernen. Was läßt man das Pferd in der Reitbahn machen? Von Natur geht es Schritt, Trott, Galopp aber nur, wenn und wie es ihm gefällt. Jetzt lehrt man es, Gänge wider ſeinen Willen, wider ſeine Vernunft (!); man läßt ſie zwey Stunden lang fortmachen. So gehts dem Knaben mit dem Latein, mit dem Griechiſchen. Iſt er daran gewohnt, den Willen des Andern zu thun, alsdann iſt er abgerichtet, geſellig. Er tritt in die Welt, achtet die Behörden, die Miniſter, die Könige. Er treibt ſeinen Beruf im Seſſionszimmer, oder auf der Hauptwache, oder auf dem Schloſſe; er gähnt, aber er hält aus und verdient ſein Brot. Wenn er das nicht thut, taugt er nicht für die Ordnung der Geſellſchaft. Mithin iſt die Erziehung nichts anders, als das Ausmerzen der natürlichen Anlagen, um den geſellſchaftlichen Pflichten Platz zu machen.

Wo ſie Talente nicht beſchneidet und ausmerzt, da bekommen wir den Dichter, den Mahler, den Luſtigmacher, das Original, welches unterhält und Hungers ſtirbt. Man fing ſtets damit an, Menſchen durch Strenge zu reinigen." So weit Galiani. Alſo die Natur zu zügeln, dazu iſt die Kunſt da. Das Genie zu bändigen, dazu hat man Schulen. In einer Elementarſchule, ſogenannten Normalſchule ſitzen lauter Vulcane, lauter Rebellen und Kraftſünder. Die muß man zähmen und zäumen, eh ſie ſich fühlen; es iſt Recht und Schuldigkeit. Genies ſind Exceſſe der Natur, und alle Exceſſe ſind dem Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft gefährlich. Man zerſtört ſie, damit ſie nicht zerſtören; man macht ſie unglücklich, auf daß ſie nicht unglücklich werden. Das Original hat das glänzendſte Privilegium, elend zu ſeyn. Wer es darob auslacht, iſt ein Genie im Ungenie; wer es darob beneidet, iſt ſchon ein Span eines Genies.

Während durch die Schulen dafür geſorgt wird, daß der Catalog der Originale und Genies nicht zu ſehr anwachſe, gewinnt zu Nutz und Frommen der Wohlanſtändigkeit, Sitte, Ordnung und Ruhe, wohl auch des emſigen Sammelns und kittigen Bauens die löbliche Zunft der Pedanten immerfort neue Mitglieder. Ein braver Bürger, Hausvater, Handwerker, Soldat, Beamter ꝛc. muß einen Anſtrich von Pedanterie haben. Er ſoll und darf nichts Auffallendes, Eigenthümliches, Selbſtſtändiges thun. Er muß mehr laſſen als thun — die Form iſt ſein Weſen. Er iſt Tabelle, Uhr. Un pedant n'est jamais lui, son merite est celui d'autrui, ſagt, glaube ich, Chamfort. So iſt's. Dieß ſind aber die ſchätzbaren Leute, denen man Reſpect ſchuldig iſt, und gerne zollt. Sie ſind die feſten Säulen der Staatseinrichtung, der Ordnung. Aber dem Hakſch weicht aus, der kein Staubfleckchen auf dem Kleide, keine Tabak- oder Tintenſpur auf dem Jabot leidet, der ſeine Worte

ſtreng ſchulgerecht drechſelt, ſeine Uhr puncto 12 aufzieht, bey dem alles „Anders" Sünde und Hochverrath iſt, der in ſelbſtgefälliger Superiorität den bezopften Kürbiß ſchüttelt ꝛc.

Im freyen Geiſtesleben ſtiften Beyſpiele, Vorbilder, Modelle mehr Schaden als Nutzen. Der echt ſchöpferiſche Zeugungskraft in ſich fühlt, braucht weder bey Büchern oder in der Kunſt, noch bey andern Potenzſachen ein Muſter. Des Vorbildes Reize lenken den Geiſt von Ideen ab, ſchwächen die Integrität der Phantaſie und das Original wird Copie. So arten ſelbſtſtändige Geiſter aus, werden aus lichterſchaffenden Göttern nebeltappende Affen. Ein mittelmäßiges Original iſt mehr werth denn die täuſchendſte Nachahmung. Das Urchaos in der Schöpfungsnacht war größer und prächtiger, als die künſtlichen Labyrinthe des Sonnentages. Wer nachahmt, proſtituirt ſich ſelbſt. Jedermann iſt ein Original, nur hat nicht Jedermann die Originalität ſich ſie abzufragen. Und das iſt recht gut. — Was wäre aus Shakſpeare geworden, hätte er einen Batteux geleſen? Die Theorien ſind die wahren Eſelsbrücken. Sie ſollen erleichtern und leiten, und thun, indem ſie das wollen, das Gegentheil: ſie erſchweren und verwirren nur. Wer die Regel verſchmäht, iſt der Rechte. Es wird dann Alles, ohne daß er es weiß, regelmäßig. Was ſind denn auch alle Regeln, als Abſtracte großer Muſter, ſolcher Muſter, welche von Geiſtern herrühren, die ſelbſt noch keine hatten. „Wer die Geſetze macht, iſt über die Geſetze erhoben" ſagt der Verfaſſer der politiſch- und literariſchen Phantaſie (Germanien MDCCCXVII). Ahmt nicht nach, ſo werdet ihr nachahmungswürdig. Ihr werdet es mit all eueren Fehlern, während der Regelritter kalt läßt und vergeſſen wird. Seyd in Idee und Pinſel eure eigenen Muſter, und ihr werdet es Andern ſeyn.

So iſts auch im Leben; je mehr Formen, Affiche und conventionelles Geregel, deſto weniger Natur, Wahrheit und Schönheit. Je mehr Etiquette, deſto weniger Ideen und Gefühle. Je mehr du, deſto weniger ich. L'etiquette est l'esprit de ceux, qui n'en ont point übertreibt Valtaire. Richtiger ſagt Chamfort: la loi est l'esprit de ceux qui n'en ont point, wenn dort esprit Geiſt und hier Verſtand heißt.

Die Leute glätten und biegeln, feilen und regeln, paſſen und appliciren ſo viel und ſo lang an ſich, bis das ganze Ich zum Teufel geht, und nichts übrig bleibt von der reinen Individualität, nichts Eigenes. Man gibt nichts, man nimmt nur immer und ewig auf, bis man ſich ſelbſt ganz eingebüßt Bankerott gemacht hat, und Keiner ſich mehr erkennt.

In den höheren Ständen, im raffinirteren Leben iſt das Formelle, conditio sine qua non. Im Mittelſtand weniger, aber doch einiger Maßen; im Volke ſelbſt faſt gar nicht, und hier iſt's, wo des genialen Wenzel Sternau Worte gelten mögen, daß, um zu gehen, die Füße nothwendiger ſind, als die Schuhe.

Deßwegen iſt auch eben hier im gemeinen Volke die beſte Kraft noch verſammelt und bewahrt. Und überall bekundet ſie ſich frey und tüchtig und ſelbſtſtändig und herrlich. O könnte Dieſer oder Jener nur ſchreiben! Man ſähe Wunder! Dieſe Wiener-Fiaker, und Schuſterjungen (eine gelehrte Abhandlung über gelehrte Schuſter hat der gelehrte Gedicke ſchon geſchrieben) und Wiener-Höckerweiber ſind wahre Genies. Dieſe Nervoſität der Gedanken, dieſer Fond von Phantaſie, dieſe Fülle von Bildern, von Ausdrücken und Wendungen, dieſe echte Originalität, dieſe kräftige Schlagfertigkeit des Witzes! Es iſt einzig! Die Rabelais, die Swifte, die Rabener, die Lichtenberge ſind. Stüm-

per, aufgekünſtelt, aufgeſchraubt, nirgend Natur und geſunde Stärke; aber da! Recipe: zwey Wiener Lohnkutſcher, anderthalb Schuſterbuben und etwas von einer »Fratſchlerinn«; thue dieſen Stoff zuſammen in einen Topf, rühr es ein wenig durcheinander, und es iſt fertig. Was iſt fertig? Eine Jean-Pauliade comme il faut, oder vielmehr comme elle devroit être. O ſehet! höret! ſtaunet!! Es ſind lauter Claſſiker. Indeß verba volant; es iſt vorbey, verklungen. Die Pariſer Dames de halle ſind Quark gegen unſere Sieur de la place St. Michel gegen die Dames du Burgthor. Es fehlt uns nur an Vadé's (man kennt ſeine Oeuvres poissardes). Welch ein Zuwachs zum Sprachſchatz! Alle Schätze ſtecken in der Jauche. Jene ſogenannten Plebejer ſind die moraliſchen Senkgruben, Düngerſtoffe; aber man nützt ſie nicht. Die Campe, Heinſius, Radloff, Jahn, kennen dieß Eldorado nicht. Ach! und könnte Dieſer oder Jener nur ſchreiben! Oder wollte irgend ein Nicht-Plebejer nur aufſchreiben! Doch Leute wie Ziska und Schottky werden vielleicht helfen und zu Ehren bringen! Im Pöbel allein webt und lebt, und treibt und waltet noch die rechte Originalität und Lebenspoeſie und friſche Freudigkeit. Bey den ſogenannten Gebildeten iſt Alles zur Proſa verwäſſert worden. Der Form opfert man das Weſen auf, dem Ton das Wort, dem Wort die Sache, der Sache den Zweck, dem Zwecke ſich ſelber, dem Schein die Wahrheit, dem Kleid den Mann, dem Schönen das Gute, dem Leib die Seele u. ſ. w. Kurz Alles klebt oder flattert am leidigen Decorum; das iſt einer von den vielen Flüchen der Verfeinerung, die einzige Quelle alles Unheils; das weiß Jedermann und liegt ſchon in dem, was ich oben geſagt. Das Wiſſen ohne Beherzigen iſt aber ſchlechter als das Nichtwiſſen. Allein es rüſte ſich ein frommer, ritterlicher, markiger Philoſoph, ein Lamm und Donnerer zugleich und trete auf,

einfältig wie Claudius und ſtark wie Werner und Stollberg. Was wird die Folge ſeyn? Er wird ſich lächerlich machen. .... Sauve les apparence! Der Donnerer iſt auf einmahl verſchwunden, und Alles bleibt beym Alten.

Tout consiste dans la maniere
Et dans le gout;
C'est la façon de la faire
Qui fait tout. (Wo ſteht das?)

So ungerecht iſt es, immer zu eifern und zu geifern gegen das, was man Paradoxien nennt, Exaltationen u. dgl. Das ſind ſchöne geſunde Kinder der Originalität. Funkenbringer ſind es, Geiſtſpendende, Anreger, Lichtanzünder, elektriſche Bewegungsſtoffe von Werth, wenn ſie anders an einen Menſchen kommen, der ſonſt ein verſtändiger Menſch iſt, wiewohl ſie ſelbſt aus dem Munde eines abſoluten Narren was gelten. Das abgewogene Wort, die ſyſtematiſche nach Kirchen- und Weltgebothen abgeregelte Maxime die architectoniſche Methodik, das „ſo und nicht anders —" in Moral, Wiſſenſchaft und Kunſt: Alles das hat der Welt noch verdammt wenig gefrommt, wenigſtens nicht ſo viel, als die gewiſſen verſchrienen Ketzereyen. Die Menſchenkinder mögen die Norm nicht, aus Eitelkeit, aus Widerſpenſtigkeit, oder aus Selbſtgefühl; gleichviel. Es iſt wie in der großen Natur; es gehört zum Wetter, daß es wettere. Man lernt mehr und lieber aus den Ausnahmen, als aus den Regeln. Jene ſchärfen das Nachdenken, wecken auf und bilden den unmündigen Geiſt. Dieſe laſſen kalt, ſie ſind uns zu geläufig, gleichgültig geworden; man iſt ſie zu ſehr gewohnt, wie das Vaterunſer, man denkt und fühlt leider nichts mehr dabey. Durch Widerſpruch werden die Kräfte kund; Streit der Meinungen führt die Wahrheit herbey. Ueberall Antagonismus. Wer's nicht glauben will, blättere im Gravitationſyſtem der moraliſchen Welt, der Titel eines Buches, das der geniale Buchholz gemacht hat.

Dabey ehret die ausgemitteiten ehrwürdigen ſanctionirten Grundwahrheiten, jene drey oder vier Sätze nähmlich, in denen die ganze Summe irdiſcher Weisheit liegt. Man kann auch im Leben originell und doch ein ehrlicher und guter Kerl ſeyn.

Beaumarchais.

Dieſer Mann zieht durch ſein Genie, durch ſeine Geiſteserzeugniſſe, wie durch die Kühnheit ſeiner Unternehmungen und den Wechſel ſeiner Schickſale, unſere Aufmerkſamkeit mächtig auf ſich. Er ſpielt in der Geſchichte der Dichtkunſt ſeiner Nation eine hervorragende Rolle; und was auch gegen ihn mit Recht einzuwenden ſeyn mag, ſo iſt es doch entſchieden, daß er ſich durch den Barbier von Sevilla, durch Figaro und die Geſammtausgabe von Voltaires Schriften ein unvergängliches Gedächtniß geſtiftet hat.

Peter Auguſtin Caron von Beaumarchais, iſt geboren zu Paris den 24. Jänner 1732. Sein Vater, ein Uhrmacher, beſtimmte ihn zu demſelben Geſchäfte; allein da Caron Talente zeigte, ſollte er ſich auch der Literatur und dem Studium der Mathematik und Mechanik widmen. Seine Fortſchritte waren ſchwunghaft. In kurzer Zeit that er ſich durch die Erfindung eines neuen Stoßwerkes hervor. Vergebens wurde ihm dieſe ſtreitig gemacht; der Prozeß, der Akademie der Wiſſenſchaften zur Entſcheidung vorgelegt, ſchlug zu Beaumarchais Gunſten aus. Dieſer Triumph war weit entfernt, ihm zu ſchmeicheln, vielmehr verſtimmten ihn die damit verbundenen Reibungen. Er ſagte ſofort ſich los von einem Wirkungskreiſe, ſeinem genialen Geiſte ohnedieß nur allzu beſchränkt, und warf ſich auf das Studium der ſchönen Künſte, vornähmlich auf die Muſik, welcher er leidenſchaftlich ergeben war.

Nicht lange, so glänzte er durch die anmuthigsten Compositionen, die er mit großer Meisterschaft auf der Harfe vortrug. Den Mechanismus dieses, jetzt sonderbar genug, so sehr zurückgesetzten Instrumentes, hatte er selbst vervollkommnet; er wetteiferte siegreich mit den anerkanntesten Virtuosen. Sein Ruf verbreitete sich bis zu den Stufen des Thrones. Ludwigs des XV. Töchter: Adelheid, Sophie und Victorie begehrten Beaumarchais Unterricht. Sein lebhafter Geist, seine Unterhaltungsgabe und feine Sitte, sprachen sie eben so wie sein musikalisches Talent an; sie fanden so viel Geschmack an ihm, daß er auch zu ihren Gesellschaften zugelassen wurde. Von diesem Augenblicke an war sein Glück gegründet. Er gelangte zu den vornehmsten und wichtigsten Verbindungen. Der Hofbanquier Duverney wurde sein Freund, und vereinigte sich mit ihm zu finanziellen Unternehmungen. So geschah es, daß Beaumarchais, noch nicht 35 Jahre alt, schon ein reicher Mann war. Allein sein Ehrgeiz dürstete nach höhern Bedeutungen; er bedurfte noch des Ruhmes, und suchte diesen im Felde der Literatur auf.

Mit einem lebhaften, originellen und satyrischen Geiste, mit einer fruchtbaren Phantasie und hoher Reitzbarkeit begabt, fühlte er sich berufen, für die Schaubühne zu dichten. Sein erstes Drama war (1767) Eugenia. Man hat Anfangs geglaubt, die Grundlage gehöre dem hinkenden Teufel des Lesage an. Dem ist aber nicht also. Das Stück basirt sich auf ein, der Schwester des Dichters in Madrid widerfahrenes Ereigniß, bey welcher er, was er in seiner Denkschrift gegen den Rath Gorzmann reitzend erzählt, selbst eine Hauptrolle gespielt hat. Wir erinnern uns an diesen Stoff durch Göthe's Trauerspiel Clavigo *).

*) Clavigo (Clavijo) kommt da ums Leben. Eine wahrhaft seltsame poetische Licenz, da er noch im Jahre 1806 lebte. Eine

Die außerordentliche Wärme und Wahrheit der Gefühle und der Situationen werden erklärbar, wenn man erwägt, daß der Dichter in der Wirklichkeit ſelbſt darin verflochten war. Dieſes Drama fand die glänzendſte Aufnahme. Jedoch war dieß nicht der Fall bey einem neuen Schauſpiele von Beaumarchais: „Die beyden Freunde, oder der Kaufmann von Lyon," welches 1770 gegeben wurde. Die Wirkung, welche das Stück hervorbrachte, lief ſogar gegen die Abſicht des Dichters, denn die Zuſchauer lachten. Der Knoten dieſes Stückes iſt die Verlegenheit eines rechtlichen Mannes, der durch den Conflict ungünſtiger Verhältniſſe genöthiget wird, ſeine Zahlungen einzuſtellen. Ein Witzbold im Parterre rief: „Es iſt hier die Rede von einem Bankerott, ich bin mit 20 Sous betheiligt." — An einem der Abende, da dieſes Stück im Theater françois aufgeführet wurde, befand ſich Beaumarchais im Operhauſe und äußerte ſein Befremden, es leer zu finden. „Wie?" ſagte er zur Demoiſ. Arnould, (einer geiſtreichen und witzigen Schauſpielerinn, die uns noch aus der Arnouldiana bekannt iſt,) „Sie haben nicht mehr Zuſchauer?" — „Was wollen Sie," entgegnete die Boshafte, „wir rechneten darauf, daß ihre Freunde uns deren ſchicken würden."

Dieſen kleinen Aerger tilgte bald der Ernſt wichtigerer Angelegenheiten, die Beaumarchais Anlaß gaben, die vielſeitige Tüchtigkeit ſeines Geiſtes zu entfalten. Paris-Duverney war geſtorben, und der Graf la Blanche, ſein Erbe, enthielt Beaumarchais nicht nur die 15,000 Livres

---

Notiz über Clavigo's Individualität, ſiehe meine hiſtoriſchen Unterhaltungen. Wien, 1825; S. 98. Göthe hat dieſes Stück theils nach Beaumarchais ſelbſt, theils nach einem engliſchen Gedicht, nach erſterem faſt wörtlich behandelt. Glücklicher unter erdichtetem Nahmen, bearbeitete Marſollin dieſes Sujet dramatiſch. Es wurde zu Lyon in Beaumarchais Gegenwart aufgeführt.

vor, welche dieſer als Schuld des Verſtorbenen an den Grafen angewieſen, ſondern behauptete auch, Beaumarchais ſey der Erbſchaftsmaſſe 50,000 Thaler ſchuldig. Die Sache gelangte vor Gericht. Gleich gab Beaumarchais Memoiren darüber heraus. Sie brachten zwar die Lacher auf die Seite der Vernunft und des Rechtes; allein die Wirkung verſchwand bald durch die neuen Memoiren, durch die Schwierigkeiten veranlaßt, welche aus der Endigung des Prozeſſes entſtanden, der, wie er ſich mehr und mehr aufklärte, ſtets verwickelter wurde. Einem mächtigen Widerſacher, einem beſtochenen Richter, einem parteyiſchen Tribunal, Allem widerſtand Beaumarchais mit ſiegreicher Kühnheit. Seine Hülfsquellen nahmen zu mit den Schwierigkeiten. Dieſes Memoire, die heftigſte Dialectik und ſchärfſte Ironie mit der blühendſten Beredſamkeit vereinend, wodurch der Verfaſſer den Richter vor ſein eigenes Tribunal bringt, und aus dem Angeklagten der Ankläger wird, iſt ein Meiſterſtück. Unauslöſchbar erſchien das lächerliche Licht, in welchem Beaumarchais ſeinen Gegner und Richter darſtellt. Zwar erhielt er einen Verweis, allein das Publicum erklärte der Parlamentsſchluß für ungültig, und ganz Paris wetteiferte, den Verurtheilten mit Beyfall zu überhäufen. Selbſt ein Prinz von Geblüt ließ ſich an Beaumarchais Thüre ſchreiben; und der Nähmliche, deſſen Erniedrigung man dictirt hatte, ſah ſich mehr als jemahls geehrt.

Durch dieſen leuchtenden Sieg wuchs Beaumarchais Ruhmbegierde noch mehr. Er nahm ſeine dramatiſchen Arbeiten wieder vor, und brachte 1775 auf das Theatre françois den Barbier von Sevilla, welches herrliche Luſtſpiel als Operette bearbeitet, auch auf unſern deutſchen Bühnen ſtets fortfährt zu entzücken. Dieſes Theater war nun das Schlachtfeld, auf welchem Beaumarchais ſeine Feinde wohlgerüſtet erwartete. Bey der erſten Vorſtellung fiel das Stück, den-

noch blieb es auf dem Repertoire. Neuheit der Situationen, lebhaftes Intereſſe der Verwicklung, ſcharfe und philoſophiſche Charakteriſtik, Leichtigkeit und Geiſt des Dialogs, und jene unnachahmliche Heiterkeit, die das ganze Stück durchſtrömt, ſicherten ihm ein dauerndes Glück. Man kann ſagen, wenn man gerecht ſeyn will, daß dieſes Luſtſpiel ſeit Moliere eines der beſten, ja vielleicht das allerbeſte der franzöſiſchen Bühne iſt.

Inzwiſchen] verſäumte Beaumarchais nicht die Rückſicht für ſein Zeitliches Wohl. Die Amerikaner, welche gegen England ihre Unabhängigkeit behaupteten, verlangten Waffen. Beaumarchais machte an ſie eine Lieferung von einer großen Menge Flinten, und gelangte durch dieſe Speculation zu Reichthümern. Während dieſes Geſchäftes hatte er die Hochzeit des Figaro, als Fortſetzung des Barbiers unter der Feder. Dieſes Stück fand wegen der Satyren auf die Regierung und den Hof längere Zeit Widerſtand von Seite der Behörden. Allein der Hof begehrte die Aufführung, und ſo wurde es denn im Jahre 1784 gegeben. Das rege Leben, die reitzendſten Verwicklungen, die Wahrheit der Bizarrerie (wenn man ſo ſagen darf), die Feinheit der Urbanität, der herrſchende Muthwille und geniale Humor, die vielen Witzfunken und tückiſchen Züge, kurz der ganze Geiſt und Bau, ja der Mangel an Decenz ſelbſt, bereiteten dieſem Stücke einen faſt beyſpielloſen günſtigen Erfolg: Die Hochzeit des Figaro wurde nicht weniger als zwey hundert Mahl nacheinander gegeben! Sie trug nicht nur den Schauſpielern viel, ſondern noch ungleich mehr den armen Säugemüttern ein, zu deren Vortheil der Dichter verfügte. Wie in der Folge der Beaumarchais unter den Componiſten (wenn ſolch ein Vergleich Statt finden kann): Mozart, dieſes Stück als Oper verherrlichte, ſo, daß man

ſie für ſeine gelungenſte hält, braucht nicht wieder erwähnt zu werden, da ſie das Siegel der Unſterblichkeit trägt.

Solch ein unerhört glücklicher Erfolg reitzte Beaumarchais Feinde. Der Neid verkroch ſich hinter die Feder der Journaliſten, unter denen ſich der Abbé Aubert mit offenem Viſir zeigte. Beaumarchais hob den Handſchuh, auch von Anonymen hingeworfen, mit gerechtem Muthe auf, aber wahrlich ohne alle Klugheit. Seine Antikriticken waren beiſſend; derb und treffend bis auf's Mark: allein während ſie nur auf die Journaliſten ſelbſt gemünzt waren, geſchah es, daß ſie mehrere vornehme und einflußvolle Perſonen bitter verletzten. Mißgunſt und Rachſucht hatten nun freyeren Spielraum. Es kam ſo weit, daß Beaumarchais gefänglich eingezogen wurde, ein Schickſal, das bloß dazu diente, ihn in der öffentlichen Meinung noch höher zu ſtellen.

Nach dieſem Verdruſſe gab Beaumarchais 1787 auf dem Theater der königlichen Akademie der Muſik die Oper Tarare, die wir auf unſern deutſchen Bühnen unter dem Titel: Axur kennen und lieben. Der Stoff iſt aus einem orientaliſchen Mährchen; und wiewohl der Dichter ihn ſeltſam aufgefaßt und noch incorrecter durchgeführt hatte, fand er dennoch Eingang, wozu freylich unſers Salieri originelle Muſik das Meiſte mag beygetragen haben. Indeß hat dieſer Beyfall ſich nicht erhalten; vergebens war vor ein Paar Jahren der Verſuch, dieſe Oper wieder auf die Bühne zu bringen.

Gegen das Ende desſelben Jahres gerieth Beaumarchais mit Madame Kornmann in einen Prozeß. Die Memoiren, welche er bey dieſer Gelegenheit heraus gab, voll Scherz, Ironie und Sarcasmen verfehlten ihre Wirkung. In ſeiner Antwort an den betrogenen Gatten der Mad. Kornmann verließ Beaumarchais ſeine gewöhnliche Heiter-

keit, was pſychologiſch durch ſein getrübtes Bewußtſeyn leichtlich erklärbar wird. — — Dazu kam, daß Kornmann's Anwalt die Sache ernſthaft aufgriff, und in ſeiner Replik alle Hülfsquellen der Beredſamkeit und Moral entwickelte. Beaumarchais, nichts weniger als unſchuldig —, ſah ſich getroffen, und hie und da die öffentliche Meinung gegen ſich. Der Advocat Beaumarchais war aber zu weit gegangen, indem er Beleidigungen mit Verleumdungen erwiederte; er ward deßwegen zu einer Geldſtrafe verhalten. Beaumarchais, zwar losgeſprochen, fand ſich durch dieſe Genugthuung nicht befriediget. Sich zu rächen, ſchrieb er die ſchuldige Mutter. Hier tritt ein Ränkeſchmid auf, Nahmens Begeraß, der im Anagramm jenen Bergaſſe bedeutet, eine Gattung Tartüffe, ein Menſch, deſſen Geſchäft darin beſteht, ſich in das Innere der Familien zu ſchleichen, Zwietracht zu ſtiften, den Dictator zu ſpielen und im Trüben zu fiſchen. Sonſt iſt dieſes Schauſpiel gewiſſer Maſſen eine Ergänzung des Figaro, und weniger ein unmoraliſches, als lediglich ein unſchickliches Stück, das ſelbſt dem franzöſiſchen Geſchmacke nicht entſprechen kann. Die mère coupable war Beaumarchais letztes Stück; es wurde erſt 1792 gegeben.

Bereits war jene unſelige Umwälzung ausgebrochen, an deren Wunden die Welt noch blutet. Beaumarchais war Wahlmann und Mitglied der erſten Pariſer Gemeinde. Die Regierung hatte ihn vor dem 10. Auguſt beauftragt, 60,000 Flinten aus Holland zu verſchaffen. Der Eifer, womit er dieſes Geſchäft vollzog, hätte beynahe ſeinen Untergang herbeygeführt; er mußte ſich Glück wünſchen, nur mit einem großen Verluſte davon zu kommen. Als das Königthum aufgehört hatte, wollten die neuen Miniſter den früheren Vertrag mit Beaumarchais nicht anerkennen. Er ward ſogar beſchuldiget, die antirevolutionäre Partey haben

bewaffnen zu wollen. Man kerkerte ihn in die Abtey ein. Hier wäre er ſicherlich das Opfer des bluttriefenden 2. Sept. geworden, hätte ihm nicht der Gemeinde-Procurator Manuel die Freyheit verſchafft. Dieſer Mann iſt derſelbe, welcher oft genug der Gegenſtand von Beaumarchais Scherzen und Sarcasmen geweſen war.

Voll Empfänglichkeit für den Adel ſolcher Rache, flüchtete Beaumarchais nach England. Drey Monathe darauf erging gegen ihn das Anklagedecret. Unter dem Titel: »Meine ſechs Epochen,« gab er damahls eine Rechtfertigungsſchrift heraus, durch die er ſein Talent wieder vorleuchtend manifeſtirte. Nach dem 9. Thermidor, Jahr II. kehrte Beaumarchais nach Frankreich zurück. In Paris brachte er die letzten Jahre ſeines bewegten Lebens bey ſeiner einzigen Tochter ruhig zu, in dem Hauſe am Ende des Boulevard St. Antoine, das er ſelbſt gebaut hatte. Ein ſtilles Landhaus in der Mitte der geräuſchvollſten Stadt, ein ruhiger und ſicherer Fels im ſturmdurchtobten Meere. Es hatte ihm ſchon in beſſerer Zeit Freude gemacht, dieſen Ruheſitz für ſeine alten Tage zu gründen.

In dieſem Tusculum, nur wenigen Perſonen offen, überließ ſich Beaumarchais den Süßigkeiten der Freundſchaft und Wohlthätigkeit. Er beſchloß im Jahre 1799 in der Nacht vom 18. auf den 19. May, ſein langes wirkſames und kampferfülltes Daſeyn; er ſtarb am Schlagfluſſe.

Seine mercantiliſchen und literariſchen Geſchäfte hielten ihn nicht ab, ſich auch politiſchen Gegenſtänden zu widmen, in denen er Tact, Umſicht, Energie und Gewandtheit zeigte. Mehrere Miniſter, nahmentlich die Herren von Maurepes und Vergennes, bedienten ſich ſeiner Talente zu verſchiedenen Sendungen, denen er völlig entſprach. Von ſeinem Wohlſtande machte er in den Tagen des Ueberfluſſes manchen humanen Gebrauch, was, wie es ſtets zu gehen

pflegt, erſt Anerkennung fand, als er nicht mehr war. Einen großen Theil ſeiner Reichthümer verwendete Beaumarchais dazu, den Wiſſenſchaften, der Literatur und den Künſten ſeines Vaterlandes nützlich zu werden. Er kaufte um hohe Summen alle ungedruckten Handſchriften Voltaires auf, und veranſtaltete der Erſte, die Geſammtausgabe der Werke dieſes berühmten Schriftſtellers. Dieſes geſchah zu Kehl; ſie erſchien in 70 Bänden in gr. 8., und iſt noch immer die ſchönſte und geſuchteſte. Beaumarchais legte zu dieſer rieſenhaften Unternehmung eine eigene Papierfabrik und Buchdruckerey an, verlor aber, wie man ſagen will; eine volle Million Livres dabey. Eben da legte er die ſämmtlichen Werke Rouſſeaus und andere Schriftſteller auf.

Beaumarchais war ein überaus liebenswürdiger Geſellſchafter, voll Lebhaftigkeit, Geiſt, Feinheit und Dienſteifer. Er war reizbar aber nicht angreifend, ausdauernd in ſeinen Streitigkeiten, und ſtets zur Verſöhnung geneigt. Mit ſeinem Selbſtgefühle konnte er verſtehen, ſich über die Erfolge ſeiner Feinde zu tröſten, und deren Anzahl war nicht gering, denn die Hälfte ſeiner Talente und Reichthümer wäre hinreichend geweſen, den Neid zu wecken. Er hatte den Grundſatz: Je mehr man Feinde habe, deſto mehr ſey man werth. Die entſchiedene Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, ſeines Rufes und ſeiner Mittel ſchuf ihm Widerſacher und bändigte ſie zugleich. Beaumarchais hatte ein ſehr vortheilhaftes Aeußere und genoß die Gunſt der Frauen. — Er war zwar nichts weniger als ein Don Juan oder ein Faublas; allein, man würde ſelbſt gegen die glänzenden Vorzüge ſeines Geiſtes und Herzens ungerecht ſeyn, wenn man verhehlen wollte, daß der Fall mit Mad. Kornmann, den wir aus Achtung für unſere Leſer nur andeuteten, ſeinem moraliſchen Charakter ein unvergängliches Brandmahl aufdrückte. — Schnelle Einfälle, ſchlagender Witz ſtanden

ihm sprudelnd zu Gebothe. Einst wollte ein junger Edelmann eifersüchtig auf die Auszeichnungen, die Beaumarchais am Hofe genoß, ihn necken, indem er ihn an seinen vorigen Stand erinnerte. Er hielt ihm seine Uhr hin, und sagte: „Sehen sie doch, Herr Caron, sie geht schlecht, woran fehlt es? Das müssen Sie verstehen!" Beaumarchais that, als wolle er die Uhr nehmen, und ließ sie auf den Boden fallen, „Sie haben sich", entgegnete er dem übermüthigen Höfling, „nicht an den rechten Mann gewendet, Herr Marquis. Mein Vater hat mir immer gesagt, daß ich für das Uhrmacher-Handwerk nicht tauge." — Noch diene folgender Zug, ihn zu bezeichnen. Auf das Halsband seines Windspiels setzte er die Worte: „Ich heiße Florette; Beaumarchais gehört mir." Gewiß als Empfindung und Gedanke gleich schön!

Die Schriften des Beaumarchais hat 1809 sein Freund Gudin de la Brunetterie gesammelt und mit einer Apologie begleitet; es sind 7 Bände in Octav.

Der Wagehals.

Bey dem denkwürdigen Marsch über den großen Bernhardsberg wurde der General Bethencourt mit tausend Mann über den Simplon zur Einnahme des Passes Yesellen und Domo d'Ossola entsendet. Dieser Zug hätte nicht vor sich gehen können, ohne die erstaunliche Kühnheit eines gemeinen Soldaten, welche um so verwegener scheinen muß, wenn man das Locale selbst gesehen hat. Der Weg war plötzlich unterbrochen, durch die von Felsenstücken erfolgte Zerstörung einer Brücke über einen unermeßlichen Abgrund, und zwar in einer Breite von 60 Fuß. In dieser unüberwindlichen Verlegenheit trat ein Freywilliger vor, und machte sich an-

heiſchig, den Marſch auch ohne Brücke zu bewerkſtelligen. Dieß führte er folgender Weiſe aus: Er ſtellte ſich in die, in den gerade aufragenden Felſen eingehauenen kleinen Vertiefungen, in welchen die Balken der Brücke geruhet hatten, und trat ſo von Loch zu Loch, bis er den ganzen Abgrund hinüber war; dann befeſtigte er in Mannshöhe über dieſen Löchern ein mitgenommenes Seil, das auf der andern Seite gleich hoch geſpannt wurde, ſo daß es parallel über dieſe Löcher hinlief. Der General machte dann der Erſte dieſen Uebergang, indem er auch von Loch zu Loch ſchritt und ſich dabey an das Seil hielt; und auf dieſelbe Art folgte ſofort die ganze Mannſchaft mit ihren Waffen und Torniſtern glücklich nach.

Hätte der Nahme dieſes gemeinen Soldaten nicht eben ſo gut aufbewahrt zu werden verdient, als der des Generals Bethencourt ſelbſt?

Galiani.

Wer kennt nicht den unvergleichlichen Neapolitaner Galiani, der als genialer Staatsmann, origineller Denker, geiſtvoller Schriftſteller und witzſprühender Geſellſchafter eine Zierde des vorigen Jahrhundertes war? Wer bezweifelt, daß ſeine, ſelbſt von dem eiferſüchtigen Voltaire hochbewunderten Geſpräche über das Getreide ſo lange dauern werden, als Geiſt und Verſtand ſelbſt? Wer bedauert nicht, daß der Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Arnauld, Batteux, Barthelemy und ſo vielen andern geiſtreichen Männern und Frauen, nur zum Theil im Beſitze der Literatur ſind?! So wie Galiani ſein eigener Porträtmahler, kann es kein anderer ſeyn. Als Probe mag eine Stelle aus einem Briefe vom 3. December 1770 an die

Frau von Epinay dienen. Sie lautet: „Wenn bey dieſer Gelegenheit ein Zeitungsſchreiber über mein literariſches Leben etwas ſagen will, ſo wiſſe er, daß ich im Jahre 1728 den 2. December zu Chieti in Neapel geboren bin, daß ich 1748 durch eine poetiſche Plaiſanterie und eine Leichenrede auf unſerm ehemahligen Henkersknecht Dominicio Jannaconi, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde; daß 1749 mein Buch über das Geld, und 1754 meine Geſpräche über das Getreide herausgegeben, im Jahre 1755 aber meine Diſſertation über die Naturgeſchichte des Veſuvs geſchrieben habe. Sie iſt nebſt einer Sammlung veſuviſcher Steine dem Papſte Benedict XIV. überſchickt und nie gedruckt worden. Ferner ſollen Sie wiſſen, daß ich im Jahre 1756 zum Mitgliede der Akademie vom Herkulanum ernannt wurde, und daß ich viel am erſten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich ſogar eine große Abhandlung über die Mahlerey der Alten geſchrieben; daß ich 1758 die Leichenrede auf Papſt Benedict XIV., welche mir von meinen Werken am beſten gefällt, herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden, und in Frankreich Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht geſehen. Sie kennen meinen Horaz und das Publicum kennt meine Geſpräche über das Getreide ꝛc.“

Von Galianis Correſpondenz ſind zwar im Jahre 1819 zwey Bände erſchienen, aber wie viel iſt noch ungedruckt! ſowohl von dieſer, als von ſeinen übrigen zahlreichen Schriften! Galianis Manuſcripte befinden ſich in den Händen ſeines Erben, Nahmens Aparotti. Soll er ſie noch länger der literariſchen Welt vorenthalten dürfen?!!

San-Marino.

Die Geſchichte des kleinen italieniſchen Staates San-Marino hat manches ganz Eigene und überaus Merkwürdige. Seinen Urſprung leitet die Geſchichte (Sage) von einem Manne, Nahmens Marino ab, der auf dem einſamen Berge ſich einem völlig anachoretiſchen Leben gewidmet haben ſoll. Bald verbreitete ſich der Ruf ſeiner Heiligkeit, und veranlaßte die Eigenthümerinn des Berges, dem Gottesmanne ein Geſchenk mit dieſem Stück Erde zu machen. Nicht lange, ſo ſiedelten ſich mehrere Leute dort an; es entſtand eine kleine förmliche, bürgerliche Geſellſchaft, und dieſe benahmſete die Gegend nach dem Nahmen des frommen Einſiedlers. Der kleine Freyſtaat vergrößerte ſich im Laufe der Zeiten durch mancherley Eroberungen, und blieb während eines Zeitraums von beynahe 14 Jahrhunderten, vielleicht eben ſeiner Unbedeutenheit wegen, mitten unter umwogenden politiſchen Stürmen unangefochten und gewiſſer Maßen reſpectirt. Jetzt beſteht der Flächenraum von San-Marino aus 1¼ Quadratmeilen; es hat in ſeinem Gebiethe eine Stadt und 2 Dörfer. Die Bevölkerung beträgt 7000 Seelen, und die Kriegsmacht — 36 Mann, ſage ſechs und dreyßig, in der Stadt. Der größte Theil der Einwohnerſchaft, nähmlich 6000, lebt in der Stadt.

Ein beſonderer Umſtand iſt, daß es in San-Marino keines Reiſepaſſes bedarf; eben ſo iſt bemerkenswerth, daß ſeit undenklichen Zeiten keine Todesſtrafe daſelbſt Statt fand.

Alfieri und die Gräfinn Albani.

Ueber jenes zarte und edle Herzens-Verhältniß dieſes Dichters mit der geiſtreichen und ſchönen Gräfinn Albani, war manches Unzuverläſſige und Widerſprechende vorgebracht worden, bis Dutens in ſeiner anziehenden Memoires d'un voyageur, qui se repose die Sache auf nachſtehende Art aufſtellte:

„Während meines Aufenthaltes zu Rom," ſagt er, „lernte ich die Gräfinn von Albani kennen, deren Bekanntſchaft ich ſeit langer Zeit zu machen lebhaft gewünſcht hatte. Sie lebte als Tochter des Reichsgrafen von Stollberg, in einem Fräuleinſtifte zu Mons, als die Höfe von Frankreich und Spanien, um das Geſchlecht der Stuart's nicht ausſterben zu laſſen, ihre Augen auf ſie warfen; neunzehn Jahre alt, ſollte ſie die Gemahlinn des Chevalier St. Georg werden, der durch ſeine Anſprüche auf den brittiſchen Thron und durch ſeine fehlgeſchlagenen Expeditionen berühmt war. Dieſe Heirath kam zu Stande, aber der Zweck der beyden Höfe wurde nicht erreicht, weil der Prätendent unbemerkt blieb. Nach dem Tode ſeines Vaters, welcher in Rom immer als König war behandelt worden, weigerte ſich der Papſt, ihn als ſolchen anzuerkennen; und dieß beſtimmte den Prätendenten, ſich mit ſeiner Gemahlinn nach Florenz zu begeben, wo er den Titel eines von Albani annahm, und in der größten Zurückgezogenheit lebte. Der ſpaniſche und franzöſiſche Hof waren übereingekommen, dem Grafen von Albani eine Penſion zu geben, damit es ihm nicht an den Mitteln fehlen möchte, einen Hausſtand zu bilden; da aber der franzöſiſche Hof die Hälfte der Penſion, welche ſein Vater genoſſen hatte, zu-

rückhielt, ſo weigerte jener ſich, überall von Frankreich etwas anzunehmen, und machte ſeinem Grolle dadurch Luft, daß er bey jeder Gelegenheit Frankreich und die Franzoſen ſchmähte. Das Leben, welches er dabey führte, entſprach, um das Gelindeſte davon zu ſagen, ſehr wenig der großen Rolle, welche er hatte ſpielen wollen; und es ſey nun, daß Unfälle ihn erbittert, oder daß die Unthätigkeit, worin er zu leben genöthiget war, nach und nach ſeinen Geiſt abgeſtumpft hatte: immer iſt ſo viel ausgemacht, daß dieſe beyden Umſtände, verbunden mit einem auffallenden Mißverhältniß der Jahre, und mit den Verdrießlichkeiten, die davon unzertrennlich ſind, ihn zu einem ganz unerträglichen Gatten für eine junge, geiſtreiche und höchſt liebenswürdige Frau machten. Die Gräfinn Albani war durch Geſtalt, Manieren, Geiſt, Charakter und Schickſale die anziehendſte Frau, die man kennen lernen konnte; ſie war von mittlerer Statur, und dabey blendend weiß, ſie hatte himmliſche Augen und vollkommene Zähne, der Ausdruck ihres Geſichts war ſanft und edel, ihre Haltung einfach und beſcheiden; aus beſtändiger, trefflich gewählter Lectüre hatte ſie eine ausgezeichnete Bildung geſchöpft, daß ſie mit großer Leichtigkeit über Menſchen und Werke des Geſchmacks Urtheile fällte, die ſelbſt einem höchſt intereſſanten Werke gleichkommen.

Wie hätte der Graf Alfieri dieſe herrliche Frau kennen lernen können, ohne ihre Vorzüge tief zu fühlen? Er ſelbſt war ein Mann edler Geſtalt und von großem Geiſte. Ausgeſtattet mit ſeltenen Naturgaben, hohem Schwunge und ſtolzen Charakter, hatte er als geborner Piemonteſer, ſich nie der gleichförmigen engen Gleiſe, worin ſeine Umgebung ſich bewegte, anbequemen können, und daher den Entſchluß gefaßt, ſich für immer von demſelben zu trennen. Seinen Zweck deſto ſicherer zu erreichen, war er auf den

Gedanken gerathen, ſeine beträchtlichen Güter an ſeine Verwandten abzutreten und ſich nur ungefähr 30,000 Livres vorzubehalten, die er allenthalben, wo er auch leben möchte, beziehen könnte. Auf dieſem Fuße lebte er zu Florenz, und ernſten Geiſtes, wie er überhaupt war, entzog er ſich dem Lärmen der großen Welt, um den Wiſſenſchaften und der Kunſt zu leben.

Die Gräfinn Albani kennen lernen, und ſie im höchſten Grade lieben, war für ihn Eins. Das zurückgezogene Leben, welches dieſe Gräfinn gezwängt von den Launen ihres Gemahles, führete, both Anfangs bedeutende Hinderniſſe dar; da aber Alfieri nach und nach das Glück hatte, dem Prinzen zu gefallen, ſo verſchwanden jene von einem Tage zum andern mehr. Alfieri's ganzes Leben war von jetzt an zwiſchen ſeinen Studien und dem Umgang mit der Liebenswürdigen getheilt, deren Leiden er verſüßte.

Durch wiederhohlte Mißhandlungen auf das Aeußerſte gebracht, beſchloß die Gräfinn Albani, ſich der Tyranney ihres Gemahles zu entziehen. Alfieri, geübt in Entwürfen, gab den Plan an. Ehe man an die Durchführung desſelben denken konnte, mußte man die Einwilligung des Großherzogs erhalten haben; und dieſe erhielt man dadurch, daß man ihm nicht Alles ſagte, was bezweckt wurde. Es war nur die Rede von Sicherung vor neuen trunkenen Mißhandlungen, und dieſe ſollten durch den Aufenthalt in einem florentiniſchen Nonnenkloſter erworben werden.

Die Schwierigkeit, die ſich zunächſt barboth, war, wie es anzufangen ſey, die Gräfinn den Händen ihres Gemahls zu entwenden, der ſelten von ihr wich und ſie verſchloß, ſo oft er genöthiget war, ſie aus den Augen zu verlieren. Auf Spaziergängen, in der Meſſe, kurz, wo ſich auch die Gräfinn befinden mochte, überall ſtand ihr der Graf zur Seite, als

ob er keine andere Beſtimmung gehabt hätte, als ſeine Frau zu quälen.

In dieſer Verlegenheit wendete man ſich an eine Freundinn der Gräfinn, die ſie liebte, und ihr unſeliges Schickſal beklagte, und an einen Freund dieſer Frau, der mit ihr lebte. Beyde waren öfters bey der Gräfinn von Albani, und einzig gemacht, eine Entführung durchzuſetzen.

Madame Orlandini (dieſes iſt der Nahme dieſer Frau) war eine geborne Irländerinn von der Familie des berühmten Herzogs von Ormond; ihr Vater war General geweſen, und hatte ſie an Orlandini, gleichfalls General, verheirathet, einem florentiniſchen Edelmann von welchem ſie Witwe war. Mit einer anziehenden Geſtalt verband ſie Annehmlichkeiten des Geiſtes, und ſehr viel natürliche Güte; ſie wünſchte zu gefallen, und ſie gefiel. Ein iriſcher Edelmann, Nahmens Gehegan, war ihr im höchſten Grade ergeben. Er hatte in brittiſchen Dienſten geſtanden, und dieſe gegen den Willen ſeines Vaters aufgegeben. Beladen mit dem väterlichen Zorne, war er nach Florenz gekommen, wo er ſehr zurückgezogen lebte, bis er die Bekanntſchaft der Frau Orlandini machte, welche kein Bedenken trug, ihn dem Herrn von Barbantane, franzöſiſchen Miniſter am florentiniſchen Hofe, den ſie lange gefeſſelt hatte, vorzuziehen. Herr Gehegan widmete ſich von dieſem Augenblicke an ganz der Frau, die ſein Herz und ſein Verdienſt erkannt hatte. Er war jung, gut gebaut, von angenehmer Geſichtsbildung, und auf ſeiner Stirne ruhte ein ſolches Gemiſch von ritterlichem und wahren tiefen Gefühl, dem die Frauen am wenigſten widerſtehen können. Dieſe Verbindung wurde ein Muſter der Treue. Mehrere Jahre hindurch trennten ſich beyde keinen Augenblick. Sie lebten unter einem Dache; nur daß die Witwe Orlandini Gründe hatte, ſich mit dem Freunde ihres Herzens nicht förmlich

zu vermählen. Gehegan hatte ſich inzwiſchen mit ſeinem Vater verſöhnt, der ihm ſo viel gab, daß er anſtändig leben konnte.

So verhielt es ſich mit den beyden Perſonen, welche die Entführung der Gräfinn Albani bewirken ſollten.

An dem dazu feſtgeſetzten Tage kam die Orlandini zum Frühſtück bey dem Grafen. Kaum iſt nun dieſes beendigt, ſo ſchlägt ſie einen Beſuch im Kloſter Bianchetti vor, um neue Arbeiten der Nonnen zu beſehen, von denen, ihrer Ausſage nach, überall geſprochen wird. Die Gräfinn von Albani nimmt den Vorſchlag an, wenn der Graf nichts dagegen hat. Dieſer willigt ein und zuſammen geht man nach dem Kloſter. Hier iſt Gehegan, wie von ungefähr, bey der Hand. Die Gräfinn und Orlandini ſteigen aus, gehen voran, und erreichen ſehr bald den Eingang in das Kloſter. Man öffnet ihnen die Thüre und dieſe wird geſchloſſen, ehe der Graf die Treppe erſtiegen hat. Herr Gehegan, der den Frauen den Weg gezeigt hat, ſagt, als er den Grafen ganz außer Athem anlangen ſieht: „Herr Graf, dieſe Nonnen ſind ſehr impertinent: ſie haben mir die Thür vor der Naſe zugeſchlagen, und wollen nicht, daß ich die Frauen noch weiter begleiten ſoll.“ Nun, nun, ſagte der Graf, ſie ſollen ſchon öffnen. Er klopft an; erſt leiſe, dann ſtärker, zuletzt mit Ungeſtüm. Niemand antwortet. Endlich erſcheint die Aebtiſſinn, ihm zu ſagen, daß ſeine Gemahlinn dieß Kloſter zu ihrem Zufluchtsorte gewählt habe, und unter landesherrlichem Schutze der Frau Großherzoginn zurückbleiben werde. Ueberraſcht und außer ſich vor Unwillen, ſah der Graf von Albani ſich genöthigt, eben ſo nach Hauſe zu gehen, wie er vor den Eingang des Kloſters gekommen war. Der Streich, den man ihm ſpielte, brachte ihn leicht auf den Gedanken, daß Herr Gehegan an der Entführung ſeiner Gemahlinn Theil haben könne; und außer ſich vor

Wuth fing er an zu drohen, daß er den Verräther todt ſchlagen laſſen wolle. Als Gehegan dieß erfuhr, ſchrieb er ihm ein Billet, worin er ihm zu verſtehen gab, daß er nicht geneigt ſey, ſolche Drohungen zu dulden. Er ſelbſt trug das Billet zu dem eben nicht ſehr muthigen Grafen, und ließ ihm ſagen, daß er unten auf Antwort warte. Sobald nun der Graf ſah, daß er mit einem Manne zu thun habe, der ſeinen Unwillen in ſeinem eigenen Hauſe trohe, zog er andere Saiten auf, und ließ dem Herausforderer ſagen, was man ihm hinterbrachte, ſey erlogen; er hätte eine beſondere Achtung für ihn.

Inzwiſchen hatte die Gräfinn, welche nicht geſonnen war, den Ueberreſt ihres Lebens in einem Kloſter zuzubringen, an ihren Schwager den Cardinal von York geſchrieben, und ihm den ganzen Hergang der Sache gemeldet. Er aber hatte ihr den Vorſchlag gethan, nach Rom zu kommen, und den Papſt zu bewegen, ihr Schutz zu gewähren. Man fürchtete jetzt nur noch, daß der Graf von Albani, wenn er davon unterrichtet wäre, obwohl es ihm ſelbſt an Muth gebrach, Mittel finden könne, ſeine Gemahlinn unterweges aufheben zu laſſen. Dieß zu verhindern, gab man ihr eine Bedeckung zu Pferde. Noch mehr wurde dadurch geleiſtet, daß Alfieri und Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, ihren Sitz neben dem Kutſcher nahmen. So langte die Gräfinn in voller Sicherheit zu Rom an, wo ſie von dem Cardinal auf das Beſte empfangen wurde. Dieſer gab ihr vorläufig eine Penſion, welche vom Papſte um 25,000 Franken, von der Königinn von Frankreich um 60,000 vermehrt wurde. Die Gräfinn Albani lebte alſo zu Rom mit allem ihrem Range, ihren edlen Eigenſchaften und ihrer über jede Läſterung erhabenen Tugend, gebührenden Glanze. Zu ihrem Vergnügen ließ ſich auch der Graf Alfieri daſelbſt nieder; und da er das Glück hatte, den Cardinal ganz für ſich

einzunehmen, ſo fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, die Gräfinn ſtets zu umgeben, ihr bis an ſein Ende ſein ganzes Leben zu weihen, und an der Erhebung ihrer großen Seele, ſeine eigene zu ermuthigen, unter manchen Schlägen des neidiſchen Geſchickes, im tiefſten Gram der Melancholie und ſelbſt in langen und ſchweren körperlichen Leiden.

Ein Gedicht der Maria Stuart.

Maria Stuart, von der doch Alles ſo intereſſant, ſo verführeriſch iſt, war, wie man weiß, auch eine gefühlvolle, gewandte, geiſtreiche Dichterinn. Ein wenig bekanntes Dichtungsſtück von ihr iſt die rührende Elegie, welche ſie bey ihrer Abreiſe aus Frankreich dem Tode ihres Gemahls Franz II. weihte. Hier iſt es:

Adieu plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus cherie
Qui a nourri ma jeune enfance;
Adieu France, adieu nos beaux jours!
La nef qui des joint nos amours,
N'a eu de moi que la moitié,
Une part de reste, elle est tienne,
Je la fie à ton amitié!
Pour que de l'autre il te sonvienne.

Für die beſte biographiſch-charakteriſtiſche Schilderung Marias halten viele Leute die des Ritters von Geuß im Braunſchweiger-Taſchenbuche 1799.

Apoſtel Egede.

Hanns Egede heißt der Mann, welchem Grönland die Segnungen des Chriſtenthumes verdankt. Mit beyſpielloſer echt chriſtlicher Beharrlichkeit, mit einem unſern verherrlichten Blutzeugen würdigen Muthe, mit gottgeweihter Kraft und Wirkung trug dieſer außerordentliche Mann die beſeligende Flamme der Chriſtusreligion hinüber in jene Gemüther, die roh und eiskalt wie ihr Himmelsſtrich, davon kaum eine Ahnung hatten, und ſchmolz die Rinde ihrer Seelen, und war, mit Einem Worte ihr erlöſender Apoſtel. Egede war 1707 Prediger zu Wagen in Norwegen. Da vernahm er, das Chriſtenthum habe in Grönland wohl einſt ſchon Wurzel gafaßt, ſey aber, weil es an Lehrern gemangelt, wieder erloſchen. Mit glühendem Eifer des Mitleids, mit unendlicher Sehnſucht nach Abhülfe, denn mächtig hatte ihn der große Gedanke erfaßt, forſcht er nach näherer Kunde; aber unüberſteiglich ſind die Hinderniſſe auch von ſeiner Seite ſelbſt. Er hat Frau und Kind, iſt ohne Vermögen, die Regierung, im Kriege mit Schweden begriffen, muß ihm Schiffe, Geld und Mannſchaft verweigern; auch die Biſchöfe von Bergen und Drontheim können nichts für ihn thun. Aber ſein Entſchluß, nach Grönland zu ziehen, dort das Evangelium zu predigen, ſteht, durch den Eifer ſeines gleichgeſinnten Weibes beſeelt, unerſchütterlich. Er weiß ſich durch Kaufleute eine Collecte von 10,000 Thalern zu verſchaffen, gibt ſein Amt auf, erhält drey Schiffe, wovon eines für den Wallfiſchfang beſtimmt iſt, und tritt als königl. Miſſionär die apoſtoliſche Reiſe an. Den 4. Juny 1721 beſteigt er das Eisland, und baut ein Häuschen, das er zum Hafen der Hoffnung nennt. Un-

möglich aber läßt ſich ein Verkehr mit den ſcheuen, abergläubiſchen Grönländern, deren Sprache man nicht kennt, herſtellen. Unter ſolchen Umſtänden und tauſend Entbehrungen und Drangſalen begehrt die entmuthigte Mannſchaft die Rückkehr; Egedes Frau aber beſchwichtigt Alle. Der Sohn Paul Egede muß bibliſche Geſchichten mahlen, um vor der Hand die Neugier der rohen Grönländer zu wecken. Mit beyden Söhnen wohnt ſich Egede bey den Grönländern ein, ſich mit ihrer Sprache vertraut zu machen. Kein Mittel verſäumte er, keine Aufopferung war ihm zu groß, ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Himmel ließ dieß in einem hohen Grade eintreten; und ſo gelang es dem Unermüdlichen, ſich nach und nach mit den unzugänglichen Wilden zu familiariſiren. Dieſe allmähliche Befreundung brachte auch für die däniſchen Handelsverhältniſſe mancherley Vortheile mit ſich, ſo, daß die Regierung alljährlich ein Schiff nach Grönland ſchickte, um commercielle Verbindungen enger zu ſchließen. Während deſſen war es Egedes beyden Söhnen, vornehmlich aber Paul, gelungen, ſich die grönländiſche Sprache eigen zu machen. Paul, der ſich bey dieſer Chriſtianiſirung überhaupt ſehr geſchickt und thätig bewies, ging ſofort auf des Vaters Geheiß nach Copenhagen, um Theologie zu ſtudiren, und ward zum Nachfolger des Vaters in Grönland beſtimmt.

So waren fünfzehn Jahre verfloſſen, und das große Werk unter unſäglichen Hinderniſſen und Mühen auf das Kräftigſte und Verſprechendſte eingeleitet. Hanns Egede ging 1736 nach Copenhagen, um der grönländiſchen Chriſtengemeinde eine feſte Unterſtützung zu ſichern. Hier harrte ſeiner die ſchöne Genugthuung, ſeinen Eifer und ſeine Verdienſte auf das Beſte anerkannt zu ſehen. Er wurde von der Regierung zum Oberaufſeher der grönländiſchen Miſſion ernannt, und ſein Sohn Paul als Miſſionär beſtä-

ſtätigt. Nur ein hohes Alter konnte den gottgeweihten Mann beſtimmen, ſich von ſeinem ehrwürdigen Amtsgeſchäfte zurückzuziehen. Er verlebte ſeine letzten Tage auf der Inſel Falſter, woſelbſt er den 5. November 1758 entſchlief. Paul Egede, der ſich überall als würdiger Nachfolger ſeines Vaters bethätigte, wurde ſpäterhin zum Biſchofe von Grönland erhoben, und ſtarb den 5. Juny 1789. Beyde haben mehrere Schriften hinterlaſſen.

Dürer und die Großen.

Der große Albrecht Dürer war nicht nur bey Kaiſer Maximilian und ſeinem Enkel Carl, ſondern auch bey Kaiſer Ferdinand hoch in Ehren gehalten, und mit einem Jahrgehalte begünſtigt. In der Ausgabe von Dürers fünf Büchern von menſchlicher Proportion u. ſ. w. Folio. Arnheim 1528, hat der gelehrte Willibald Pirkheimer eine Grabſchrift hinzu gefügt, in der es lautet: Divo Maximiliano, ac Nepoti ejus Carolo Caesaribus, nec non Ferdinando Hungariae ac Bohemiae Regi amplissimum, qui illum anno largeque stipendio faverunt, ac summo prosequnti sunt favore. Ferdinand würdigte nicht minder den großen Erasmus von Rotterdam, und wünſchte ſehr, ihn nach Wien zu ziehen. Zu dieſem Ende trug er ihm einen Jahrgehalt von 400 Gulden, in damahliger Zeit eine erhebliche Summe, an, bloß dafür, daß er in Wien lebe. In ſeinen Briefen erwähnt Erasmus deſſen ſelbſt; äußert auch ſeinen Dank für ein Geſchenk von 100 Gulden, das ihm Ferdinand hatte zuſtellen laſſen. Nach Wien zu gehen konnte er ſich aber aus mancherley Gründen nicht entſchließen.

Gerſon und Albert der V.

Der berühmte Gottesgelehrte Johann Gerſon ſah ſich durch die Anfeindungen der burgundiſchen Parthey auf dem Concilium zu Conſtanz genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Er verbarg ſich einige Zeit auf dem Schloſſe Rotenberg in Tirol, und begab ſich dann über Wien nach Frankreich zurück. Oeſterreichs Herzog Albert der V. nahm an dem Schickſale des würdigen Gelehrten den aufrichtigſten Antheil, und hegte die freundſchaftlichſten Geſinnungen für ihn, deren Zeuge folgende Verſe Gerſons:

Austria tu felix, felix studiosa Vienna,
Dux, quibus est talis traditus in regimen,
Zelo, qui fidei ferveni ob eam fugitivo
Huic miserant offert ultro refrigerium,
Assignatque totum cum libertate, suisque
Pascribui egregii commoda collegii.

Unter Letzterem war das herzogliche Collegium, woſelbſt die Lehrer wohnten, verſtanden. Die Zeit iſt 1418.

Der Moniteur.

Die Pariſer Zeitung Moniteur war urſprünglich Gazette nationale, ou le Moniteur universel betitelt. Unter dieſem Nahmen erſchien ſie zuerſt den 24. November 1789 und lieferte die wichtigſten einheimiſchen Begebenheiten, die Verhandlungen der Nationalverſammlung, auswärtige Ereigniſſe und politiſche Nachrichten und Anſichten aller Art. Den 7. Nivoſe des Jahres 1799 wurde dieſe Gazette für officiell erklärt. Der erſte Titel blieb am 1. Jänner 1811

weg. Im Jahre 1793 hatte dieſes Blatt in und außer Europa einen bedeutenden Abſatz, daß man eine eigene Druckerey für ſolches errichtete. Im Jahre IV erſchien zuerſt ein Supplement in Folio, das die Ereigniſſe von 1787 an bis zum Tage der erſten Nationalverſammlung nachtrug, und den Titel Introduction führte. Fünf Jahre darauf folgten 2 Foliobände, als die Analyſe und chronologiſche Ueberſicht des Moniteurs; und im nächſten Jahre gleichfalls 2 Bände in Folio, ein alphabetiſches Regiſter enthaltend. Beyde letztern Werke reichen jedoch nur bis Ende des Jahres VII. Complete Exemplare des Moniteurs gelten jetzt 1000 und mehr Gulden. Es iſt übrigens kaum möglich zu wiſſen, ob ein Exemplar wirklich ganz ſey, wenn man es nicht mit der vollſtändigen Nachweiſung verglichen hat, welche der vortreffliche Brunet in ſeinem Manuel du libraire geliefert hat.

Czar Peter *).

Rußland umfaßte den Norden von Aſien und Europa. Von China's Gränzmarken dehnt eine Strecke von 1500 Meilen ſich hin bis zu denen Pohlens und Schwedens. Vor Czar Peter war dieſes unermeßliche Land in Europa kaum bekannt. Die Ruſſen waren weniger geſittet, als bey Cortez Entdeckung die Mexikaner. Geborne Sclaven eben ſo barbariſcher Herrn als ſie ſelbſt, verſchlemmten ſie in Unwiſſenheit, in Entbehrung jeder Kunſt, in einer, jede

*) Nach dem Franzöſiſchen. Ich halte hier für angemeſſen, den Nahmen des Verfaſſers zu verſchweigen. Es wird genug ſeyn, zu ſagen, daß dieſer unter den ſogenannten Claſſikern der Franzoſen im erſten Range zu ſtehen kommt. Die Breite des Originals habe ich zu vermeiden, und überhaupt mehr Kernhaftigkeit in das Ganze zu bringen getrachtet.

Betriebſamkeit erſtickenden, Unempfindlichkeit. Ein altes geheiligtes Geſetz verboth ihnen bey Todesſtrafe das Auswandern ohne Erlaubniß des Patriarchen.

Die Zeitrechnung dieſer Ruſſen begann mit der Weltſchöpfung. Sie zählten Anfangs des vorletzten Jahrhundertes 7207 Jahre, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. Der erſte Tag ihres Jahres war der 13. unſers September. Als Grund dieſer Einrichtung geben ſie die Wahrſcheinlichkeit an, daß Gott die Welt im Herbſte als in einer Jahreszeit erſchaffen habe, wo die Erdfrüchte in der Reife ſtehen. Niemand ahnete, daß der Herbſt der Ruſſen der Frühling eines anderen Landes von entgegengeſetztem Himmelsſtriche ſeyn könne. Noch vor Kurzem hatte das Volk zu Moskau den Geheimſchreiber eines Perſiſchen Geſandten verbrennen wollen, weil er eine Sonnenfinſterniß vorhergeſagt hatte. Die Unwiſſenheit erſtreckte ſich ſelbſt bis zu dem Gebrauche der Zahlen. Zu den Berechnungen dienten ihnen Kügelchen in Draht. Selbſt in den Rechnungsämtern, wie in der Schatzkammer des Czar hatten ſie keine andere Zählart.

Ihre Religion war die der griechiſchen Chriſten, doch von einem Aberglauben entſtellt, dem ſie um ſo mehr anhingen, je größer ihre Thorheit, und je weniger läſtig ihnen das Joch war. Wenige Ruſſen durften Tauben eſſen, weil der heilige Geiſt in dieſer Geſtalt abgebildet iſt. — Streng beobachteten ſie jährlich eine viermahlige Faſtenzeit, während welcher ſie weder Eyer noch Milch genoſſen. Gott und der heilige Nicolaus waren die Gegenſtände ihres Kirchendienſtes, unmittelbar hierauf der Patriarch. Das Anſehen dieſes letzteren war gränzenlos. Er gab Hinrichtungsbefehle, er legte die grauſamſten Strafen auf, ohne daß man gegen ſeinen Gerichtshof appelliren konnte. Zweymahl des Jahres, zog er, begleitet von ſeiner Prieſterſchaft, feyerlich zu Pferde

einher. Das Volk lag in den Straßen auf den Knien vor ihm da, wie die Tataren vor ihrem Lama. Es bestand die Beichte, jedoch nicht für größere Vergehungen, die Absolution schien ihnen nöthig, nicht aber Reue und Leid: mit dem Segen ihrer geistlichen Väter glaubten sie sich rein vor Gott. Solcher Gestalt gingen sie ohne Reuegefühl von der Beichte zu Diebstahl und Mord; und was für andere Christen ein Zaum ist, war für sie ein Sporn zum Unrecht. Sie nahmen Anstand, an einem Fasttage Milch zu genießen; aber die Familienväter, die Priester, die Weiber und Töchter berauschten sich an den Festtagen mit Branntwein. Während dessen wurde in diesem Lande, wie anderwärts, über Religion gestritten. Der größte Zweifel war, ob die Layen das Kreuzeszeichen mit zwey oder drey Fingern machen sollten. Ein gewisser Jacob Nursuff, unter der dortigen Regierung, hatte dieses Streites wegen in Astrachan einen Aufruhr erregt. Es gab da eben solche Fanatiker, wie unter jenen gesitteten Nationen, bey welchen Jedermann Theolog ist. Peter, der die Gerechtigkeit oft bis zur Grausamkeit trieb, ließ einige dieser Elenden den Flammen übergeben.

In seinem ungeheuren Reiche hatte der Czar viele nichtchristliche Unterthanen. Die Tataren, welche das westliche Gestade des caspischen Meeres bewohnen, sind Mohamedaner. Die Siberier, die Ostiaken, die Samojeden, gegen das Eismeer zu, waren Wilde, die Einen Götzendiener, die Andern selbst noch ohne Kenntniß von einem Gotte. Inzwischen waren die dahingeschickten, gefangenen Schweden mit ihnen gleichwohl noch zufriedener, als mit den alten Russen.

Peter Alexiewitz hatte eine Erziehung erhalten, welche eher noch dahin abzielen konnte, die Barbarey dieses Theiles der Welt zu vermehren. Seine Gemüthsart ließ ihn bald

eine Vorliebe für die Ausländer faſſen, noch ehe er wußte, wozu ſie ihm nützen konnte. Lefort war das erſte Werkzeug, deſſen er ſich zur Umſtaltung Rußlands bediente. Sein mächtiges Genie, das eine barbariſche Erziehung hätte unterdrücken können, entwickelte ſich faſt plötzlich. Er beſchloß Menſch zu ſeyn, Menſchen zu befehlen, und eine neue Nation zu erſchaffen.

Er verließ Rußland im Jahre 1698, nachdem er noch nicht 2 Jahre regiert hatte. Er ging nach Holland, unter einem gemeinen Nahmen, als wäre er Bedienter des nähmlichen Lefort, welchen er als außerordentlichen Geſandten in die Generalſtaaten ſchickte. In Amſterdam angekommen, in das Verzeichniß der Zimmerleute der indiſchen Admiralität eingetragen, arbeitete er wie die andern Zimmerleute. In der Zwiſchenzeit der Arbeit lernte er jene Theile der Mathematik, die einem Fürſten nützlich ſeyn konnten, ferner, die Kriegsbaukunſt, die Schifffahrtskunde, Plane zeichnen. Er begab ſich in die Buden der Handwerker, prüfte alle ihre Arbeiten; nichts entging ſeiner Beobachtung. Von da verfügte er ſich nach England, wo er ſich in der Schiffsbaukunſt vervollkommnete. Er kam nach Holland zurück, und beſah Alles, was er zum Vortheile ſeines Landes anwenden konnte. Endlich, nach zweyjährigen Reiſen und Arbeiten, denen kein anderer Menſch ſich unterzogen hätte, erſchien er, Europens Künſte mitbringend, wieder in Rußland. Handwerksleute aller Gattungen folgten ihm in Menge. Zum erſten Mahle ſah man große ruſſiſche Schiffe auf dem ſchwarzen, dem baltiſchen Meere und dem Ocean. Gebäude von regelmäßiger und edler Architectur ſah man aus der Mitte der Moskauiſchen Hütten ſich erheben. Er gründete da Collegien, Academien, Buchdruckereyen, Bibliotheken. Die Städte wurden polizirt, die Gewohnheiten und Gebräuche

änderten ſich nach und nach, wiewohl mit Schwierigkeit. Die Ruſſen lernten ſtufenweiſe kennen, was geſellſchaftlicher Zuſtand iſt. Selbſt die abergläubiſchen Gebräuche wurden abgeſchafft, die Würde des Patriarchen wurde aufgehoben. Der Czar erklärte ſich zum Oberhaupte der Religion. Dieſe letztere Unternehmung, welche einem minder gebietheriſchen Fürſten Thron und Leben gekoſtet hätte, gelang faſt ohne Widerrede, und ſicherte ihm den Erfolg aller andern Unternehmungen.

Nachdem er eine unwiſſende und barbariſche Prieſterſchaft gebändiget hatte, durfte er verſuchen, ſie zu unterrichten. Dadurch aber wagte er, ſie furchtbar zu machen; allein er glaubte ſich mächtig genug, dieß nicht beſorgen zu dürfen. In den wenigen übrigen Klöſtern ließ er Theologie und Philoſophie lehren. Ein glaubwürdiger Mann hat verſichert, daß er einer öffentlichen Diſputation beygewohnt hat, wo es ſich darum handelte, zu wiſſen, ob der Gebrauch des Rauchtabaks eine Sünde ſey. Der Gegner behauptete, es ſey erlaubt, ſich in Branntwein zu berauſchen, aber nicht, Tabak zu rauchen, weil die heilige Schrift ſagt: daß das, was aus dem Munde des Menſchen kommt, ihn ſchände, während das, was in ſelben eingeht, ihn nicht ſchände. Die Mönche waren mit der Reform nicht zufrieden. Kaum hatte der Czar Buchdruckereyen gegründet, als ſie ſich ihrer bedienten, ihn zu verſchreyen, daß er der Antichriſt ſey. Ihre Beweiſe beſtanden darin, daß er den Lebendigen die Bärte nähme und man in ſeiner Academie Diſſertationen über einige Todte halte. Allein ein anderer Mönch, der ſein Glück machen wollte, trat gegen dieſe Schrift auf, und that dar, daß Peter nicht der Antichriſt ſey, weil die Zahl 666 ſich in ſeinem Nahmen nicht finde. Der Verfaſſer des Libells wurde gerädert, und der Vertheidiger zum Biſchof von Stepan ernannt.

Der Czar hat nach dem Beyſpiele der Sultane nicht nur die Kirche dem Staate unterworfen, ſondern als gröſſerer Politiker hat er auch eine Miliz aufgelöſet, welche jener der Janitſcharen ähnlich war. Was die Ottomanen fruchtlos verſucht haben, hat er in kurzer Zeit ausgeführt. Er hat die ruſſiſchen Janitſcharen, Strelitzen genannt, zerſtreut. Dieſe Miliz ihren Beherrſchern furchtbarer, als ihre Nachbarn, beſtanden aus ungefähr 80,000 Mann zu Fuß, wovon die Hälfte in Moskau verblieb, die andere an den Gränzen vertheilt war. Ein Strelitze hatte nicht 4 Rubel jährlichen Sold, aber Vorrechte, die ihn reichhaltig entſchädigten. Peter bildete ſogleich eine Compagnie Ausländer, in welche er ſelbſt eintrat. Er hielt es nicht unter ſeiner Würde, als Trommler anzufangen, und deſſen Verrichtungen zu thun. So ſehr bedurfte die Nation des Beyſpieles! Gradeweiſe ſtieg er zum Officier. Nach und nach errichtete er neue Regimenter, und endlich, da er ſich Herr von diſciplinirten Truppen fühlte, hob er nun die Strelitzen, welche nun gehorchen mußten, ganz auf.

Die Reiterey war ungefähr das, was ſonſt die franzöſiſche war, als Frankreich aus lauter Lehengütern beſtand. Die ruſſiſchen Edelleute machten ſich auf eigene Koſten beritten, und ſtritten ohne Mannszucht, zuweilen ohne andere Waffen, als mit einem Säbel und Köcher, unfähig angeführt zu werden, daher untüchtig zu ſiegen. Peter der Große lehrte ſie durch ſein eigenes Beyſpiel und durch Strafen Gehorſam. Er diente als gemeiner Soldat, als Subalternofficier, und beſtrafte ſtrenge als Czar die Bojaren, das heißt: die Edelleute, welche es unter die Vorrechte des Adels zählten, dem Staate nur nach Belieben zu dienen. Er errichtete ein reguläres Corps zum Dienſte der Artillerie, und nahm 800 Kirchenglocken weg, um Kanonen daraus zu gießen. Im Jahre 1714 hatte er 13,000

gegoſſene Kanonen. Er bildete auch Corps von Dragonern eine für die Fähigkeit der Ruſſen und die Geſtalt ihrer kleinen Pferde ſehr angemeſſene Gattung. Die Huſaren hat Peter in Rußland eingeführt. Endlich gründete er eine Ingenieur-Schule in dieſem Lande, wo vor ihm niemand die Anfangsgründe der Geometerie gekannt hatte.

Er war ſelbſt ein guter Ingenieur. Ueberhaupt zeichnete er ſich in allen Theilen der Marine aus, als wahrer Schiffscapitän, gewandter Pilot, guter Matroſe, geſchickter Zimmermann; dieß war bey ihm um ſo ſchätzbarer, als er eine außerordentliche Furcht vor dem Waſſer mit auf die Welt gebracht. In ſeiner Jugend konnte er nicht ohne Grauen über eine Brücke gehen. Er ließ dann immer die hölzernen Fenſter ſeines Wagens zuſchließen. Muth und Genie bändigten dieſe Schwachheit.

Bey Azoffon, der Mündung Tanais, ließ er einen ſchönen Hafen bauen, er wollte da Galeeren unterhalten. In der Folge, da er glaubte, dieſe langen platten und leichten Schiffe würden im baltiſchen Meere vom Vortheile ſeyn müſſen, ließ er deren in ſeiner Lieblingsſtadt Petersburg über 300 bauen. Seinen Leuten hatte er die Kunſt gelehrt, ſie von der einfachen Tanne zu bauen, und mit ihnen zu fahren. Damahls hatte er auch die Wundarzeneykunſt ſtudiert. In einem dringenden Falle ſah man ihn einen Waſſerſüchtigen operiren. Er machte Glück in den mechaniſchen Wiſſenſchaften und unterrichtete die Handwerker.

Die Finanzen des Czar waren im Verhältniſſe zu der Unermeßlichkeit ſeiner Staaten, von Unerheblichkeit. Allein es heißt ſehr reich ſeyn, wenn man große Dinge verrichten kann. Nicht die Seltenheit des Geldes, aber die der Menſchen und Talente ſchwächen ein Reich.

Rußland iſt nicht ſtark bevölkert, obgleich die Weiber fruchtbar ſind und die Männer rüſtig. Peter ſelbſt, hat, indem er ſeine Staaten polizirte, unglücklicher Weiſe, zu ihrer Entvölkerung beygetragen. Die beſtändigen Aushebungen, in den langen verderblichen Kriegen, der Uebersiedelungen der Nationen von den Ufern des caſpiſchen Meeres nach dem baltiſchen; endlich die traurigen Folgen einer langen verwilderten Regierung, ſind die Urſachen, daß dieſer große Theil des Continentes noch ſo ungeheure Wüſteneyen hat. Man zählte in Rußland 500,000 adelige Familien, 200,000 geſetzliche Leute, etwas über 5 Millionen Bürger und Bauern, die eine Gattung Steuer entrichten; 600,000 Menſchen in den von den Schweden eroberten Provinzen. Die ukrainiſchen Koſaken und die in Rußland als Vaſallen unterworfenen Tataren, ſteigen nicht bis auf zwey Millionen. Mit Einem Worte hat man gefunden, daß dieſe unermeßlichen Ländereyen (Jahr 1727) nicht mehr als 40 Millionen Menſchen in ſich faſſen, das heißt ein wenig mehr, als zwey Drittheile der Bewohner Frankreichs.

Czar Peter, indem er die Sitten, die Geſetze, das Kriegsweſen und die ganze Phyſiognomie ſeines Reiches veränderte, wollte auch im Handel groß ſeyn, welcher den Reichthum eines Staates und die Vortheile der ganzen Welt zugleich ausmacht. Er unternahm es, Rußland zum Mittelpuncte der Geſchäfte Aſiens und Europens zu machen. Er wollte durch Canäle, deren Plan er ſelbſt leitete, die Düna, die Wolga und Tanais verbinden, und ſich neue Wege im baltiſchen Meere nach dem Pontus Euxinus im caſpiſchen Meere, und durch dieſe beyden Meere nach dem nördlichen Oceane bahnen. Der neun Monathe des Jahres geſchloſſene Hafen Archangel, wo die Anlandung einen langen und gefährlichen Umweg erforderte, ſchien ihm nicht bequem genug. Er hatte vom Jahre 1700 an, die Abſicht, im

baltiſchen Meere einen Hafen zu bauen, der das Magazin des Nordens und ſeiner Stadt ſey, welche die Hauptſtadt ſeines Reiches bilden ſollte. Schon ſuchte er einen Weg durch die nordweſtlichen Meere nach China. Die Manufacturen von Peking und Paris ſollten ſeine neue Stadt ſchmücken. Ein Weg zu Lande von 754 Werſten, mitten durch Moräſte, welche man ausfüllen mußte, führte von Moskau nach ſeiner neuen Stadt. Der größte Theil ſeiner Entwürfe ward durch ſeine Hände ausgeführt. Zwey Kaiſerinnen, die ihm unmittelbar folgten, übertrafen noch ſeine Abſichten, wo ſie ausführbar waren. Sie haben nichts unterlaſſen, als das Unmögliche.

Wie es ſeine Kriege erlauben konnten, bereiſete er ſtets ſeine Staaten. Aber er reiſete als Geſetzgeber und Phyſiker. Er prüfte überall die Natur, trachtend ſie zu verbeſſern oder zu vervollkommnen. Er ſelbſt unterſuchte die Tiefe der Flüſſe und Meere. Er befahl Schleußen anzulegen, und beſah die Hölzer. Er ließ die Minen durchforſchen, und prüfte die Metalle. Er ließ genaue Karten verfertigen und arbeitete eigenhändig mit.

An einem Orte der Wildniß baute er die kaiſ. Stadt Petersburg, welche 6000 Häuſer zählt *), wo ſich in unſern Tagen ein glänzender Hof gebildet hat, wo man endlich die feinen Genüſſe kennt. Er baute den Hafen von Kronſtadt auf der Neva, St. Croix an Perſiens Gränzen, Feſtungen in der Ukraine und in Sibirien. Er ſtiftete Admiralitäten zu Archangel, Petersburg, Aſtrachan, Azoff, Arſenale und Hoſpitäler. Alle ſeine Häuſer waren klein und von ſchlechtem Geſchmacke, aber er verſchwendete an den öffentlichen Gebäuden Herrlichkeit, Pracht und Größe.

---

*) Jetzt an 8000 und 336.000 Einwohner.

Die Wissenschaften, sonst die langsame Frucht vieler Jahrhunderte, wurde durch seine Sorgfalt in seinen Staaten sämmtlich vervollkommnet. Nach den Vorbildern der berühmtesten Gesellschaften zu Paris und London, erschuf er eine Academie. Die Delisle, die Bulfinger, die Hermanne, die Bernouilli, der berühmte Wolf; dieser vortreffliche Kopf in allen Theilen der Philosophie, wurde auf große Unkosten nach Petersburg berufen. Diese Academie besteht noch. Es bildeten sich nun daselbst russische Philosophen. Den jungen Adel nöthigte er zu reisen, sich zu unterrichten, die Verfeinerung des Auslandes nach Rußland zurück zu bringen.

Auf diese Weise hat ein einziger Mann das größte Reich der Welt umgestaltet.

Faß des Diogenes.

Manche wird die Behauptung überraschen, daß des Diogenes Tonne nicht von Holz, sondern von gebrannter Erde gewesen sey. Dieß beweisen alle Commentatoren des Juvenal bezüglich auf die Stelle:

—— Dolia nudi
Non ardent Cynici, si fregeris, altera fiet
Cras domus, aut eadem plumbo commissa manebit.
Sensit Alexander, testa cum vidit in illa
Magnum habitatorem, quanto felicior hic, qui
Nil cuperet, quam qui totum sibi posceret orbem.

Daß des Diogenes Faß nicht von Holz war, zeigt diese Stelle unverkennbar an: das Wort testa, die Unverbrennlichkeit, und die Ausbesserung durch Bley. Alles setzt es außer Zweifel, und ist auch sonst ganz der Klugheit dieses alten Cynikers würdig.

Was der Menſch aushalten kann.

Franz Clive iſt der Nahme eines Calviniſten, deſſen abenteuerliche Schickſale ihm wohl ein langes Andenken ſichern werden. Schon vor ſeiner Geburt, wenn man ſo ſagen darf, erlebte er einen eigenen Fall. Er wurde nähmlich begraben, ehe er noch geboren war, was nicht anders ausgelegt werden kann, als daß ſeine Mutter im Zuſtande der Schwangerſchaft mit ihm, beerdiget wurde. Clives Vater, abweſend, kam Tags darauf zurück, ließ das Grab ſogleich wieder öffnen, Aerzte hohlen und den Kaiſerſchnitt vornehmen, worauf denn Franz Clive lebendig aus dem Leibe der todten Mutter hervor ging. Im Jahre 1562 während des Bürgerkrieges zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, befand ſich Clive unter den Vertheidigern der Stadt Rouen. Ein feindlicher Schuß warf ihn vom Walle herab; einige Soldaten ſprangen herbey, hielten ihn, da er nicht das mindeſte Lebenszeichen von ſich gab, für todt, und ſcharrten ihn ein. Als ſein treuer Diener hiervon hörte, trieb es ihn an, den geliebten Herrn durch ein würdiges Begräbniß zu ehren. Er eilt, in der Nacht noch, auf die Wahlſtatt, jeden neu aufgeworfenen Grabhügel unterſuchend. Da zeigt ſich ſeinen forſchenden Blicken ein aus der Erde hervorragender Arm; in demſelben Augenblicke tritt auch der Mond aus den Wolken, und den Suchenden blitzt ein Diamantring vom Finger dieſes Armes an. Gleich erkannte der Treue dieß Eigenthum ſeines Herrn, hohlt eine Schaufel, und gräbt den Leichnam wieder aus. Mit Entzücken ſpürt er noch einige Lebenswärme daran, und trägt ihn auf ſeinen Schultern in das nahe Lazareth. Der von des Tages Mühen erſchöpfte Wundarzt erklärt aber die Unmöglichkeit der Rettung, und weiſet das Geſchäft ab. Doch der wackere Diener läßt ſich dadurch nicht abſchrecken; er trägt ſeinen Herrn

in deſſen Wohnung, legt ihn ins Bett, und ſucht, ohne alle weitere Hülfe, die entwichene Lebenskraft wieder zu erwecken. So vergingen drey Tage, ehe ein Paar Aerzte bewogen wurden, ſich des Lebendigtodten anzunehmen. Kaum aber hatten ſie ſeine Wunden gereinigt, und ihn ins Leben zurück gerufen, als ſie ihn verlaſſen mußten, und ſo blieb der nur ſpärlich Geneſende im Getümmel der Belagerung der kümmerlichen Pflege ſeines treuen Dieners allein überlaſſen. Inzwiſchen brachen die Feinde in die Stadt, und drangen auch in Clives Haus. Weit entfernt, den Kranken zu ſchonen, geht ihre Grauſamkeit ſo weit, ihn aus dem Bette zu reißen, und aus dem Fenſter in die Straße hinab zu werfen. Clive fiel auf einen Miſthaufen, zwar ohne ſich zu beſchädigen, aber auch von aller Hülfe entblößt, ehe man ſeinem Diener davon geſagt hatte. Der Himmel aber führte dem, mehrere Tage mit dem Tode Ringenden, endlich einen Verwandten, Nahmens Ducrit, zu, der ihn in ſein nahe liegendes Landhaus bringen ließ. Hier unter ſorgfältiger ärztlicher Pflege gewann er allmählich Kraft und Geſundheit wieder. Er lebte noch 44 Jahre.

Merkt's ihr Buchdrucker und Händler!

Auf der Wolfenbüttel'ſchen Bibliothek (104. 16. Quodl. 4°.) befindet ſich ein Büchlein, in 4°., betitelt: „Mich wundert, das kein Geld ihm Land iſt. Ein ſchimpflich doch vnſchädlich geſprech dreyer Landfarrer aber yetz gemelten Tytel. Ließe das Buchlin, ſo wirdſtu dich furohyn verwundern, das ein pfenig ihm Landt blieben iſt. M. D. X. X. iii j." Der großgünſtige Leſer wolle aber bey dem Anblicke dieſes Titels nicht erſchrecken, da wir mit der finanziellen Wirthſchaft hier nichts zu thun haben, ſondern

bloß einige von den Curioſitäten ausheben wollen, welche dieß ſeltene Büchlein über Bücher und Buchhandel enthält. „Von Buchdruckern, Buchfurern vnd ſchreibern" iſt ein eigener Abſchnitt, welcher alſo beginnt: „Es iſt die gantz Welt auff kaufen und verkauffen gericht, darvn doch weder trew noch glaub gehalten wirt. vnd erber die kauffleith ſeint darff man nit lerne auß alten hiſtorien der iuden vnd heiden, man ſehe an das exempel derer die itz auch die geſchrifft feil bieten vnd tragen. Sihe zu, wie vnbedacht fallen die Drucker auff die Bücher oder exemplar, vngeacht ob ein Ding böß oder gut ſey, gut oder beſſer, ziemlich oder ergerlich, ſie nenen an ſchantbücher, bulbücher, chufflieder, vnd was vor die hand kompt vnd ſcheint zutreglich den fetel, dadurch den Leſer gelt geraubt wirt, die ſein vnd hertzen verwuſt vnd vil zeit verloren, alſo werden ſie vntzelicher ſund theilhafftig, darumb ſelten glut darin ſchlecht, was eine xjar vertratzt, das furt der teuffel off einmal hin. Itzt ſein ſie gefallen auf die Lutheriſche buchlein, auff heilige geſchrifft, auch allein vnd gewieß, ſo mus auch gottes wort prern abgöttiſchen geytz dynen, aber got wird nit lang lachen dortzu, wie wenig got eines gewißen predigers verſchont, alſo wenig wirt er der gewinſtdrucker verſchonen." Weiterhin heißt es: „Auch gebrauchen die Trucker böß papyr, böße litera, haben kein acht obs wol corigirt ſey oder nit, kurtz allein wer es verkeufft, es war gut oder bös, ſo ſeint ſie zufrieden, vnd alſo wo ſie nutz ſuchen, fünden ſie ſchaden, den ſie machen, daß man ungern keufft yr Ding." Der Verfaſſer gibt nun auch ſein Ideal eines Buchdruckers Preis, indem er ſagt: „Ich lobe ein Trucker der ausgeleßene materie druckt, wol corigirt, mit hübſcher litera auff gut papyr. Solich leuth haben lob und nutz darvm, was man wol ytz etzlich Truckerherren findet hyn und her im Land wiewol irrer wenig iſt. Ich keuff und leß auch oft

ein Büchlein, wan ich aber so nerrisch, bubisch tyttel daruff sihe, als Buntsgenossen, Schweytzerpauren, Fuchs vnd Wolff, Zygeuner, Turk und Ungar, Nachtgal, Rittersporn, Badenfart, Schelmenzunfft, Narenbeschwerung, Geuchnyd, Babstgrub, Wolffgeschrey, Klaher Thurn, luthers Feldschlacht, Karsthens, Flegelhans, u. s. w. (N. B.), wogegen sich der Verfasser so sehr aufhält, das sind lauter wirkliche Büchertitel damahliger Zeit. Was würde er zu unsern jetzigen täuschenden Aushängeschildern sagen müssen!) Wortzu dienen solch titel? allein zu leichtfertigkeit, zu anzeigen, das sich der teuffel furtregt, auch vnter heiligen Worten. — — Bey sondern solichen seltzamen schwinbelkopff des schreibers, vnd fluch der sant Velten, darumb das er sich mit gots wort wil ender uns einfueren." Die Schrift ist übrigens fünfthalb Bogen stark und überaus selten.

Erscheinungen des geselligen Lebens.

Jedermann kennt Delilles Gedicht La Conversation, aber nicht Jedermann wird die rückwärts angehängten Notes de éditeurs mit der Aufmerksamkeit gelesen haben, welche sie verdienen. Ja Mancher hat sie vielleicht ganz überschlagen, wie das bey der seltsamen Einrichtung, sämmtliche Bemerkungen hinter dem Texte abzudrucken, sehr oft der Fall seyn muß. — Diese Noten sind ein kleiner Schatz von Charakterzügen, feinen Beobachtungen, scharfsinnigen Maximen für das Weltleben, und machen uns mit mancher interessanten Person näher bekannt. Eine Verdeutschung schien mir daher der Mühe werth. Ich unternahm sie, und fügte einige Noten hinzu, wie ich mich beym Niederschreiben der Uebersetzung eben angeregt fand. Mehrere wird man

freylich nicht erſchöpfend finden, aber hätte ich hierauf ausgehen wollen, ſo würden meine eigenen mehr Raum haben einnehmen müſſen, als das Original ſelbſt, wie bey dieſem oder jenem alten Claſſiker, wo oft eine ſchlichte Sylbe in einer ganzen Folioſeite voll Noten ſchwimmt. Daß ich meiſt franzöſiſche Autoren citirte, wird man nicht unangemeſſen finden, beſonders wenn es auf Berichtigung ankam, weil da immer das eigene, das Nationelle das entſprechendſte Gewicht behauptet.

Ich war Anfangs Willens, Delilles Gedicht ſelbſt und zwar ebenfalls metriſch zu überſetzen. Die Schwierigkeiten ſchienen mir aber, ich verhehle es nicht, in keinem Verhältniß mit dem Zweck für das deutſche Publicum, und ich unterließ es daher, eingedenk der Worte Merciers:

Traduire Horace, c'est transvaser du champagne: la mousse fuit. Doch habe ich mich nicht enthalten können, aus Delilles Vorrede zwey Stücke zu überſetzen; und ich theile ſie, gleichſam als Einleitung, hier mit.

Das eine enthält Delilles Grundanſicht vom Converſationsweſen und lautet:

„Eine Geſellſchaft geiſtvoller und artiger Perſonen, ſich in einer angenehmen Converſation durch wechſelſeitige Mittheilung ihrer Ideen und Gefühle gemeinſchaftlich unterhaltend und unterrichtend, das hat mir immer die glücklichſte Vergegenwärtigung des Menſchengeſchlechtes und ſocieller Vervollkommnung geſchienen. Hier bringt jeder ſeine Wünſche und ſeine Mittel zu gefallen mit, ſeine Empfindſamkeit, ſeine Einbildungskraft, ſeine Erfahrung, Alles durch Freyheit verſchönert, durch Anſtand gehalten; hier zeigt ſich ein wechſelſeitiger Inſtinct von wohlwollenden Geſinnungen, ein ſüßes Gefühl des Vertrauens, vom Charakter eingehaucht, und durch Gewohnheit befeſtiget; hier übt ſich, ohne Anordnung, ohne Zwang, eine ſanfte Polizey, ge-

gründet auf die Achtung, welche die Menſchen in ihrem Verein ſich gegenſeitig einflöſſen, auf das Bedürfniß der Behaglichkeit unter einander, und auf eine Gattung von Scham, welche, vor einer groſſen Anzahl von Zuhörern und Zeugen, alles Beleidigende, allen Uebelſtand und alle Unbilligkeit ausſcheidet; hier wird durch ein Wort, durch einen Blick eine Gutheißung angedeutet, einer Unanſtändigkeit vorgebeugt, Achtung auferlegt, die Aufmerkſamkeit geweckt, der Ungeſtüm unterdrückt; hier lieſet der Geiſt, durch Beobachtungen und Erfahrung geübt, in dem Auge, in den Mienen, in der Haltung eines Jeden, was ſeine Eigenliebe zu vernehmen beſorgt oder wünſcht; hier, der Geſellſchaft das Gleichgewicht gegenſtrebender Anſprüche, und nebenbuhleriſcher Eitelkeit ſichernd, ſpricht ſich in Allen, was in Reibung und Zwiſtigkeiten ausarten könnte, der Einklang der ſchönſten Harmonie aus, macht die Perſonen einander wechſelſeitig angenehm, flößt ihnen den Wunſch des Wiederſehens ein, und ſtreut über den nächtlichen Schlummer die Vergnügungen des kommenden Tages aus" (?!)

In dem andern Stücke ſpricht er über Converſation der Alten im Vergleich der ſeiner Landsleute.

„Der Charakter der Regierung hat vielleicht den gröſten Einfluß auf die Converſations-Zirkel. In Athen und Rom waren der groſe öffentliche Platz und das Forum der gewöhnliche Schauplatz politiſcher Converſationen. Hier trieben ſich, von leidenſchaftlichen Rednern angeeifert, die Ehrgeizigen und Ränkeſchmiede umher, den zügelloſen Pöbel aufzureizen. Hier vernahmen ſie weder die Einſchmeichelungen der Freundſchaft noch die Rathſchläge der Klugheit, wohl aber den ungeſtümen Lärm der Gunſt und des Hofes. Die Zuſchauer und Schauſpieler dieſer ausgelaſſenen Scenen, trugen dieſe in ihre beſondern Geſellſchaften, und in

die Orte über, wo die vereinigten Bürger zuſammen kamen, friedliche Verhandlungen zu pflegen. Die Begünſtiger und Parteygänger derjenigen, welche ſich um die Autorität zankten, machten nach den Eindrücken, die ſie empfangen oder gegeben hatten, erfüllt, den Saal zu einem Schlachtfelde. Keiner war er ſelbſt; jeder war Marius oder Sylla, Pompejus oder Cäſar, Antonius oder Auguſtus, und focht für ein Intereſſe, welches der Wunſch zu gefallen oder durchzugreifen zu den ſeinigen gemacht hatte. Hier ſchalleten die tobenden Abſtimmungen und ungeſtümen Bewegungen wieder, welche auf den öffentlichen Plätzen ausgebrochen waren.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſen lärmenden Zuſammenkünften, und den liebenswürdigen Zirkeln, in welche man in Frankreich, den durch Titel und Einſicht (lumiére) diſtinguirteſten Fremden mit Vergnügen den Zutritt gewährt, welche, wenn ſie zuweilen Mißvergnügen, Verdruß oder eiferſüchtige Vorurtheile gegen die gewöhnlichen Formen unſerer Geſellſchaft mitbringen, öfter noch überraſcht und bezaubert (charmés) von alle dem abreiſeten, was die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die Liebenswürdigkeit des Charakters, die Grazie der Sprache, die Feinheit des Tactes, die zarte Beobachtung der Wohlanſtändigkeit, die gegenſeitige Erweiſung der Höflichkeit, ihnen Angenehmes und Reitzendes in die köſtlichen Sammelplätze dieſer feinen Converſationen, oft den glänzendſten Feſten, der geſuchteſten Unterhaltungen und den herrlichſten Schauſpielen vorgezogen, zu legen ſchienen. In dieſen feinen Zirkeln, wo alle Arten von Rang, alle Stände, jedes Alter, entweder zur Langeweile oder zum gemeinſchaftlichen Vergnügen beytrugen, war es, wo Labruyere die Menſchen ſtudirte ſeine Charaktere wählte und ſeine Moral bildete."

Endlich muß ich noch ſagen, daß, wenn Vorliegendes ſeiner Natur nach, auch kein feſtes inneres Band, und nichts weniger eine ſyſtematiſche Form hat, es doch als eine Beylage zu Knigge's Umgang, Wenzel's Mann von Welt, der Frau von Woltmann Spiegel der feinen Welt ꝛc. wird gelten können.

Nur in den Zirkeln, wo das weibliche Geſchlecht zum Theile vorherrſcht, kann die Converſationskunſt gedeihen. Deßwegen behaupten die Neuern, und insbeſondere die Franzoſen, einen ſo großen Vorzug vor den Alten. Bey den Griechen und Römern, beſchäftigten ſich die Männer, welche gewohnt waren, ausſchließend unter einander zu leben, in ihren Unterredungen bloß mit politiſchen und anderen ernſthaften Intereſſen. Die Athenienſer waren ohne Zweifel große Redner; auch wäre es vielleicht eben ſo ſchwer geweſen, einen beſonnenen und verſchwiegenen Mann, als in Lacedämon einen Schwätzer zu finden. Allein man kann ſagen, daß man dort überall eher die Kunſt zu reden, als zu converſiren gekannt hat. Plutarch, derjenige Schriftſteller der Vorzeit, welcher uns die meiſten Details über das häusliche Leben der Alten gibt, hat nichts hinterlaſſen, was uns könnte glauben machen, daß die Converſationskunſt zu ſeiner Zeit irgend einen Grad der Ausbildung erreicht habe. Zwar hat er eine Abhandlung über die Kunſt „zu hören" verfaßt; aber dieſer ganze Tractat läßt ſich auf Vorſchriften, den jungen Leuten den Unterricht der Philoſophen nützlich zu machen, beſchränken. In dem erſten Capitel dieſer Abhandlung, Tiſchgeſpräche betitelt, wirft er die Frage auf, ob es anſtändig ſey, bey einem Feſte über Literatur zu reden. Alle anderen Capitel handeln von den Gebräuchen der Alten, und von Gegenſtänden, welche

der Converſation völlig fremdartig ſind. Der einzige Tractat des Plutarch, welcher einigen Bezug auf ſie hätte, wäre der mit dem Titel: vom Zuvielreden; der Fehler, gegen den ſich der Philoſoph Garona erhebt, iſt der erſte, den die Menſchen an ſich haben wahrnehmen müſſen. Mehrere alte Moraliſten haben ihn behandelt; Theophraſt unter andern, hat uns die Schilderung des Schwätzers hinterlaſſen.

Plato, Anfangs einiger ſeiner Geſpräche, läßt einige Mitſprecher einen vertraulichen Ton annehmen; aber dieſe Dialogen haben alle einen fixen und beſtimmten Gegenſtand, einen faſt verfolgenden Gang, der ſie von der eigentlichen Converſation unterſcheidet. Um zu erkennen, bis auf welchen Punct die Alten und vorzüglich die Griechen, die Converſationskunſt beſaßen, müßte man wiſſen, was ſich im Salon der Aſpaſia zutrug, und was man daſelbſt verhandelte. Allein die Sache war delicat, denn die Converſation iſt ihrer Natur nach ſehr verflüchtigend; ſie gehört ausſchließlich dem Augenblick und ihrem eigenen Cirkel an, und läßt ſich nicht in Bücher übertragen, wo ſie die natürliche Grazie, die ſie auszeichnet, das Leben, welches ſie von der Stimme, den Bewegungen, der Phyſiognomie, von der Stellung und den Eindruck auf die Zuhörer, von den Ton und der Manier der guten Geſellſchaft empfängt, verlieren würde. Die Converſationen, welche von einem Cirkel in ein Buch übertragen werden, gleichen jenen Blumen, die man in ein Herbarium verſetzt, wo ſie bald Duft und Farbe einbüßen.

„La brillaient sans orgueil, mais non sans dignité
Les Periclés et les Alcibiadés. *)

*) Dieſe Stellen ſind ſämmtlich aus Delilles Gedicht ſelbſt.

Stillingfleet, Verfaſſer eines engliſchen Gedichtes über ie Converſation, ſpricht auch von Athen, doch erwähnt r weder des Pericles noch der Aſpaſia, er redet nur von Socrates. Wir führen hier an, was er von den griechiſchen Philoſophen ſagt, weniger, um eine Idee von dem Gegenſtand zu geben, als des Verfaſſers Manier zu charakteriſiren:

„Aber," heißt es, „ſchildern wir jetzt einen eben ſo roßen, als dieſem entgegen geſetzten Charakter, ihn mahnd, wie er während ſeines Lebens Athen erleuchtet, wie r durch ſeinen Tod die Schande dieſer Stadt verewigt. eine bittre Geißel der Sophiſten, zieht er vom Himmel die ahre Weisheit herunter, und pflanzt ſie auf den Thron er Uſurpatoren. In allen Dingen mit Ausnahme der Anaßung, Philoſoph, lehrte er ſie, was ſie vernachläſſigten: Gemeingeiſt. Sie waren gemacht das ſchwerfällige Lyceum u beherrſchen, dieſes Lyceum, um die Welt zu unterrichen; Athen ganz allein war ſeine Schule."

„Der wackere Kaufmann, der leichte Stutzer, große Herren, Schöngeiſter, in ihren eigenen Augen wohl noch edeutender, wurden zu Weiſen mit ihm, ohne wahrzunehmen, daß ſie es durch Unterricht wurden. Er ſprach wie e, ohne alſo zu denken, er weinte weder, noch lachte er ber den verderbten Zuſtand des Menſchen. Die Thränen berließ er den Weibern, und das Lachen den Blödſinnigen. Seht ihn unter den berühmten Philoſophen im Wortwechſel ber ihre Halsſtarrigkeit, oder mit Roſen gekrönt beym röhlichen Feſt; ſeht ihn beſchimpft von einem wunderlichen unkſüchtigen Weibe, oder zum voraus von ſeinen Richern zum Tode verdammt. Welche ergreifende, ungekünſtelte usdrücke haucht ſein Mund aus, erhaben und leicht, bedt und vertraulich zugleich!"

„De l'art de converser ce doux présent des cieux
J'étais impatient de peindre les délices.

Der Erſte, welcher Regeln über die Converſationskunſt in Verſe gebracht, iſt der P. Tarillon, Verfaſſer eines kleinen Gedichts in einem Geſang mit dem Titel: Ars confabulandi. P. Tarillon war viel beſſer im Studium der Alten als in der Weltkenntniß bewandert. Er gibt ſehr wenig Schilderungen, und ſeine Vorſchriften taugen für ein Collegium. Ein anderer Jeſuit, der P. Janvier hat Tarillons Gedicht in franzöſiſchen Verſen nachgeahmt, oder vielmehr paraphraſirt. Hier ein Fragment von Janviers Arbeit:

J'aime un homme d'esprit, qui par plaisanterie
Hasardant quelquefois une badinerie
Fait rompre adroitement un trop long entretien;
Ou, faute de matiere, on ne disait plus rien.
Voyéz, quand on s'ennuye, Aristhéne à la ronde
A gouter du tabac inviter tout le monde.
Il plaisante, il badine, et d'un air gracieux
Assure, en Vous l'offrant, qu'il est delicieux;
On y goute à l'instant, et sur la seule mine
En savant connoisseur Timagene devine.
Le veritable cru, d'ou vient a bon tabac,
S'il est du pont- Gibon de Malte ou de Clerac;
Brontin le trouve vert, Ménas tousse éternue
En s'inclinant vers lui la troupe le salue
Et lui fait à l'envi mille obligeantis souhaits:
Ce sont la, cher tabac, les utiles effets."

Dieſe Verſe ſind den P. Tarillon ziemlich treu imitirt und können zugleich auf das franzöſiſche und lateiniſche Gedicht ſchließen laſſen. Ein Herr Cadet hat unter ſeinem

Nahmen im vorigen Jahrhunderte das Gedicht des P. Janvier herausgegeben, und nichts als zwanzig und etliche Verse daran geändert. Dieses Plagiat blieb lange Zeit unbekannt; aber heut zu Tage, wo man es einem dramatischen Dichter als Verbrechen auslegt, zehn mittelmäßige Verse von einem Jesuiten entlehnt zu haben *), scheint es uns anständig, den Diebstahl des Cadet anzuführen, der sich ein ganzes Gedicht zugeeignet hat.

Ein anderer Jesuit, der P. André, Verfasser des Essai sur le beau, hat über die Kunst zu conversiren ein kleines Gedicht herausgegeben. In der Vorrede sagt er: Wenn mir das Versemachen unglücklicher Weise gelingen sollte, welch eine Schande wäre das für meine (—) Geometrie!" Bey der Durchsicht der nachstehenden Passage wird man aber sehen, daß er dieß Unglück keineswegs erlitten habe **).

---

*) Und das ist auch ein Verbrechen, weil Entlehnen hier so viel heißt, als Stehlen. Gäbe es einen literarischen Codex, so müßte auf ein Plagiat die moralische Todesstrafe verhängt seyn, und wenn es auch nur eine Interpunction beträfe. Sind die Verse wirklich mittelmäßig, so ist das Vergehen gar nicht zu entschuldigen, weil, wenn es schon schlecht ist, Gutes in diesem Sinne zu entlehnen, es dumm und schlecht zugleich seyn muß, das Mittelmäßige zu borgen.

**) Bey der Durchsicht der nachstehenden Stelle wird man aber sehen, daß er das Unglück allerdings erlitten habe. Abermals ein Beweis von der Herrschaft gelehrter Vorurtheile. Die Verse des P. André sind wohl eben so gut gedacht, als gestellt; und hätte der gepriesene Voltaire, dessen geistige Excremente wie die nicht geistigen des Lame hoch verehrt und Millionenmahl wieder gekaut werden, sie gemacht, so würden sie auch eben so oft citirt worden seyn. Aber machen es in dieser Kleinmeisterei die Großmeister der Literatur, die lieben Deutschen, auch nicht besser!

„Jamais un grand parleur ne fut homme de sens,
Ses discours vagabends, ses propos discordants,
Déconvrent tot ou tard par des lourdes méprises
Que qui parle beaucoup de sottises."

Noch citirt man verſchiedene andere Werke über denſelben Gegenſtand, ein kleines Gedicht des H. v. Marilli, eine Epiſtel über die Converſation an einen jungen Mann gerichtet, einen Brief des Herrn de la Bougtiere. Alle dieſe Werke ſind jetzt vergeſſen, und verdienen es zu ſeyn. Das Gedicht der Mad. Vannoz *) laſſen wir unberührt, weil Delille in ſeiner Vorrede, es mit Würdigung erwähnt.

In der deutſchen Sprache kennt man nichts über die Converſation **). Die Engländer haben ein Gedichtchen in 7 bis 800 Verſen, in welchem dieſer Gegenſtand eher bloß angedeutet als förmlich behandelt wird. Der Verfaſſer, Stillingfleet, verliert ſich in Betrachtungen und philoſophiſche Declamationen, die keineswegs zur Converſationskunſt

*) Der Titel iſt: Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation.
Wie geiſtvoll ſie auffaßt und darſtellt, davon hier eine kleine Stelle:

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété,
Avec aisance, avec facilité;
Prendre à son tour et céder la parole
Sans que l'apprêt dans de legers propos
Gâte le choix et des tours et des mots
Tel est cet art, dont le monde est l'ecole.

**) Mit Gunſt, mein Herr! Wir kennen gar allerhand; aber Sie von der großen Nation, was kümmern Sie Sich um die Literatur der deutſchen Barbaren! Wir haben allerliebſte Theorien des geſelligen Umganges, und iſt gleich Knigges Werk faſt das Hauptbuch, ſo fehlt es auch nicht an ſpeciellen Werken.

gehören; er ſchildert wenig, gibt eben ſo wenig Regeln, und verſetzt den Leſer niemals in den Kreis der Geſellſchaft. Wir haben ein italieniſches Gedicht von Clem. Bondi vor uns liegen, betitelt: Le Conversazioni. Man weiß, daß dieſes Wort im Italieniſchen eine Geſellſchaft, eine Aſſemblee, eine Zuſammenkunft (réunion) bedeutet, wo man oft kein Wort ſpricht: folglich iſt die Kunſt zu converſiren nicht der hauptſächlichſte Gegenſtand von Bondis Gedicht, welches nur eine Gallerie epiſodiſcher Portraits und Gemählde vorſtellt. „Kommt mit mir," ſagt der Dichter zu Anfangs, „die Schauſpieler werden gewählt, ein weiter Saal wird das Theater ſeyn." — Bondis Gedicht iſt nicht ohne Verdienſt, und enthält mehrere lebhafte und ſeelenvolle Schildereyen. In der folgenden Note werden wir einige Paſſagen mittheilen.

Unlängſt erhielten wir ein neues Werk über die Converſationskunſt; es iſt eine Epiſtel, betitelt: die Kunſt zu ſchwatzen (l'art de causer), der Verfaſſer dieſes ſinnreichen Gedichtes iſt Chazet, er ſagt von Delille:

„Pouis-je oublier Delille?
Il nous dit un bon mot comme il fait un bon vers;
Il fronde un ridicule, il se rit d'un travers.
Ou remontrant pour nous le fleuve de la vie
Fait oublier le tems, comme le tems l'oublie;
Les moindres entretiens valent de longs discours;
Qui l'écoute un moment, profite pour toujours;
En badinant il pense, en riant il eclaire
Et de l'art de causer il a fait l'art de plaire."

„Dabord dans le cercle banal
Arrive un couple nouvelliste" — *).

---

*) Was gibt es Neues? iſt die erſte Frage beym Wiederſehen. Meiſt leere Neugierde, ſelten Wißbegierde, immer Egoismus

Theophraſt und la Bruyere haben das Bild des Neuigkeitskrämers entworfen; von einem ſeiner Zeit ſpricht Montesquieu in den perſiſchen Briefen. Von dieſen Autoren wollen wir nichts anführen; wir wollen lieber den Discurs mittheilen, welchen Livius den Paulus Aemilianus

---

veranlaſſen ſie. — Das Schlimmſte dabey iſt nur, daß, wie Leſſing ſagt: Das Neue nicht immer gut, und das Gute nicht immer neu iſt. Aber alles iſt gut ſagt der Novelliſt, iſt es nur Neu; nichts iſt Gut was nicht Neu iſt, erklärt der Pflaſtertreter, denn:

Il vous faut du nouveau, n'en fut-il plus au monde

ſagt Lafontaine ſehr treffend, und ein anderer franzöſiſcher Poet, ich glaube Vorbe:

La nouvelle du jour, occupe l'entretien
Elle est tout aujourd'hui, demain ce n'est plus rien.

So bey unſerm Schiller: Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden. Alſo hat, wie Segür (Galérie mor. et polit. p. 149) den Archibamus in den Mund legt, das Gegenwärtige keine reelle Exiſtenz; der jetzige Augenblick iſt, wie alles in der Natur, in zwey Theile zerlegbar, wovon der Eine der Vergangenheit, der Andere der Zukunft angehört. Man kann alſo ſagen: das Vergangene iſt nicht mehr, die Gegenwart iſt nicht, und die Zukunft iſt noch nicht, daher die Zeit gar nicht für uns da iſt. Scharfſinniger ſetzt der geiſtreiche Reeb in ſeinen vermiſchten Schriften (II. B. p. 3) aus einander, daß es eigentlich gar kein „Seyn" gebe, da Alles nur ein „Werden" ſey.

Ich ſchrieb ins Denkbuch der verfallenen Veſte Rauhenſtein:
„Seyn?" Es iſt nicht. Nur nach „Werden"
Ringet alles hier auf Erden:
Drum in's Blau der Zukunft ſende
Deinen Blick durch dieſe Wände,
Aufwärts nach den heitren Höhen
Wo die reinen Lüfte wehen;
Und der Tag des Lebens lacht
Nach durchträumter Todesnacht ꝛc.

n den Mund legt, als dieſer im Begriff ſteht, in den ma-
edoniſchen Krieg zu ziehen. Von den Neuigkeitskrämern,
en welchen Rom damahls angefüllt war, redet der Conſul
n das römiſche Volk in nachſtehenden Worten:

»In allen Zirkeln, und ſelbſt ſo Gott will, bey allen Tafeln, gibt es Leute, welche den Zug deiner Heere in Macedonien beyſtimmen. Vernimm ſie, ſie werden dir die zu wählenden Lagerplätze angeben, die vortheilhaften Stellungen, den Zeitpunct und die Defileen ins feindliche Land zu bringen, wo Magazinen anzulegen; ob es beſſer ſey, die Zufuhr zu Land oder zu Waſſer zu machen. Und nicht nur den zu befolgenden Plan werden ſie vorſchreiben, ſondern, ſie machen, wenn man ſich von ihren Ideen entfernt, dem Conſul in aller Form den Prozeß, und rufen ihn vor ihr Tribunal. Zweifelt nicht, Römer! dieſer Eigendünkel iſt ein großes Hinderniß für den Erfolg eurer Waffen, denn nicht alle Heerführer ſetzen dem Volksgeſchrey Feſtigkeit entgegen, wie Fabius ihnen, welcher lieber ſein Anſehen durch die Voreiligkeit der Menge beſchränkt ſehen, als den Vortheil des Staats auf Koſten ſeines Rufs in Verlegenheit bringen wollte. Ich behaupte nicht, daß die Heerführer der Vorſchläge nicht bedürften; und alles nach ſeinem Kopfe machen wollen, beweiſt mehr Eigendünkel als Klugheit. Was kann man alſo begehren? Daß dieſe Vorſchläge nur von Leuten des Standes ſelbſt ertheilt werden, die Einſicht und Erfahrung haben; ferner von Perſonen der Gegend ſelbſt, wo ſie das Terrain, den Feind, die Gelegenheiten überſehen können, welche, ſo zu ſagen, auf demſelben Schiffe dieſelben Gefahren theilen. Wenn ſich dennoch jemand ſchmeichelt, mir in dieſem Kriege mit Rathſchlägen an die Hand gehen zu können, ſo bitte ich ihn, ſeine Dienſte der Republik nicht vorzuenthalten, und mich nach Macedonien

zu begleiten; Galeeren, Pferde, Zelte, Mundvorrath mit dieſen und Allen will ich ihn frey halten. Aber wenn man die Mühe ſcheut, und die Ruhe der Stadt den Beſchwerlichkeiten des Krieges vorzieht, ſo bleibe man am Ufer, und laſſe den Steuermann das Ruder führen. Die Hauptſtadt liefert Stoff genug zu Unterredungen. Der Plauderkitzel halte die Gegenſtände, welche nicht vor ſeine Gerichtsbarkeit gehören, in Ehren. Was uns anbetrifft, ſo werden wir unſere Ohren nur den Meinungen im Felde ſelbſt leihen."

„De la maison voisine arrive un érudit,
Qui dans les murs de Sparte et de Rome et d'Athéne,
Sait tout ce qu'on à fait et tout ce qu'on a dit."

La Bruyere hat von dem gelehrten Pedanten ein ſehr treffendes Bild aufgeſtellt; er hat mehr Stoff in dieſen Charakter gelegt als Delille, weil der Dichter, die Lächerlichkeiten der Geſellſchaft ſchildernd, ſich auf das, was ſi mit der Converſation gemein haben, hat beſchränken müſſen; ſein Feld iſt alſo hier minder groß, als das des Moraliſten, ein Umſtand, den der Leſer des Gedichtes nicht aus den Augen verlieren ſoll. Hier einige Züge aus La Bruyere: „Hermogenes weiß nicht, wer König von Ungarn iſt; er wundert ſich, keine Meldung von dem Könige von Böhmen zu hören: ſprecht nicht über den flandriſchen und holländiſchen Krieg mit ihm, erlaßt ihm wenigſtens die Antworten, er verwechſelt die Zeit, vergißt ihren Anfang wie ihr Ende; Gefechte, Belagerungen, Alles iſt ihm neu. Aber in der Rieſenſchlacht iſt er bewandert, er erzählt die Fortſchritte und geringſten Details, nichts entgeht ihm. Eben ſo ſetzt er das ſchreckliche Chaos des babyloniſchen und aſſyriſchen Reichs aus einander, er kennt die Aegypter und

ihre Dynaſtie aus dem Grunde. Verſailles hat er nie geſehen, wird es nie ſehen, aber bey dem babyloniſchen Thurmbaue war er zugegen. Man erzählt ihm, daß der König einer vollkommenen Geſundheit genießt, und er erinnert ſich, daß Thetmoſis, ein ägyptiſcher König, kränklich geweſen, und dieſe Complexion von ſeinem Großvater Alipharmutoſis ſich herſchrieb. Was wäre es, daß er nicht wüßte? Welches Ding aus dem ehrwürdigen Alterthume wäre ihm verborgen? Er wird euch ſagen, daß Semiramis, oder nach Andern Serimaris wie ihr Sohn Ninyas geſprochen, daß man ihr Sprachorgan gar nicht unterſcheiden konnte. Ob das nun daher kam, weil die Mutter eine ſo üble Stimme wie ihr Sohn, oder weil dieſer eine ſo weibliche Stimme wie jene gehabt habe, kann er aber nicht entſcheiden. Er wird euch entdecken, daß Nimrod links, und Seſoſtris links und rechts zugleich verſchoben war; daß es ein Irrthum ſey, ſich einzubilden, Artaxerxes wäre Langarm genannt worden, weil der Arm ihm bis auf's Knie reichte, und nicht deßwegen, weil ihm eine Hand länger war, als die andere; denn, ſetzt er hinzu, es habe glaubwürdige Autoren gegeben, die verſicherten, es ſey die rechte Hand geweſen; daß er aber nichts deſtoweniger behaupten könne, es ſey die linke geweſen *)."

*) Dieſe Zeichnung iſt gut, und erinnert uns lebhaft an Kotzebues Vielwiſſer. Was nicht für's practiſche Leben taugt, nicht Gemeinnützigkeit in ſich trägt, unfruchtbares, eſoteriſches Wiſſen allein iſt eitle Gedächtnißſache, verdient ſtatt Würdigung nur Bedauern oder beſſernden Spott. Es iſt die verblendetſte Ausſchweifung eines, wenn auch negativen, Egoismus. Man weiß um zu können, man kann um zu handeln; man handelt um zu nützen, und nützt um ſeine Schuldigkeit zu thun, Andere für ſich, ſich für Andere. Alles übrige Wiſſen iſt Quark und Sünde, geiſtige Onanie, Pasquill auf die geſunde Vernunft, von den Franzoſen ſo richtig bon-sens genannt. Les pé-

Lord Cheſterfield ertheilt über dieſe Wißſucht ſeinem Sohn einen ſehr guten Rath. „Scheine niemahls", ſagt er, „weder klüger noch weiſer als diejenigen, mit denen du zuſammen biſt. Halte dein Wiſſen in einer beſonderen Taſche, wie deine Uhr, die du nie heraus ziehſt, und nie bloß deßwegen repetiren laſſeſt, um zu zeigen, daß du eine beſitzeſt *)."

Endlich haben wir jetzt weniger als je Präſervative gegen gelehrte Pedanterey nöthig. Die mit dem Alterthume Vertrauten ſind verſchwunden; die Gelehrten werden ſeltener, als jemahls, und bald werden wir die Schulpedanten

---

dants, ſagt Lafontaine, ont le privilége de gâter la raison.

Zwey Züge aus dem Leben. Der gelehrte Bentley beſuchte auf einer Reiſe durch Frankreich die Gräfinn Ferriers. Er findet glänzende Geſellſchaft bey ihr, wird aus Mangel an Ton verlegen, ſpringt vom Stuhle auf, und ergreift die Flucht. Jedermann war über das Benehmen eines Mannes verwundert, der als ein ſo großer Gelehrter war angekündigt worden. „Erſtaunen Sie nicht," ſagte die Gräfinn, „daß er Ihnen auf griechiſch, hebräiſch und in 20 andern Sprachen ſagen wird, was ein Stuhl heißt, aber es nicht verſteht, darauf zu ſitzen.

*) Die Ueberlegenheit in Wiſſen und Können iſt in der Geſellſchaft ſchon an ſich ein großer Fehler, aber er iſt verzeihlich, weil man einſieht, daß es in der Welt der Intelligenz, nicht wie in der materiellen, ein Gleichgewicht geben könne; allein nicht verzeihlich iſt er, wenn man zeigt, daß man ihn hat; weil es immer ein Fehler iſt, das Vorhandenſeyn eines Fehlers merken zu laſſen. — Minder witzig aber eben ſo treffend als Cheſterfield ſagt ein franzöſiſcher Poet:

Plus on a de talens, plus on fait de jaloux;
Le grand secret est moins de les posseder tous
Que de faire, qu'on les pardonne:
A plus d'un érudit telle leçon est bonne.

bedauern *). Heut zu Tage ſind viele Geſellſchaften eine Beute von Pedanten anderer Gattung. Die erſten ſind die tiefen Denker, ſchwerfällige Diſſertationsmenſchen, kaltblütig erörternd, auf Koſten der Tugend vernünfteln, ſolche, die Alles analyſiren, Alles erklären, über Alles aburtheilen wollen. Dieſe Pedanten ſind vielleicht noch langweiliger als jene, welche wiſſen, daß Nimrod links verſchoben, Seſoſtris es auf beyden Seiten war, und Artaxerxes Langarm genannt wurde, weil die Arme ihm bis an die Knie gingen.

Es gibt eine andere Gattung Pedanten, die nicht weniger Anſprüche macht. Das ſind die Halb-Gelehrten. „Ich zweifle, es iſt mir unbekannt, ich weiß nicht," ſind Redensarten, die man von ihnen niemahls hört.

Die Welt ſieht zuweilen Wunder, doch gibt es eines, das ihr niemahls vorkommen wird. Die Natur braucht mehrere Jahrhunderte, um Genies wie Lafontaine, Maliere und Boſſuet hervorzubringen; allein es iſt ein noch ſelteneres Phänomene denkbar, nähmlich einen Halbgelehrten, welcher offenherzig geſteht, daß er ſich geirrt habe, und daß es Dinge gebe, die er nicht wiſſe und nicht begreife.

Die Unwiſſenheit ſelbſt hat ihre Pedanten, die da nicht wiſſen, was auf dem Forum geredet ward, und was auf dem großen Platze von Memphis vorgegangen, welche aber

---

*) Leider Gott! das kommt daher, weil die ernſthaften Studien die reelle Gelehrſamkeit ſich nicht mehr rentiren, von den ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften überbothen; endlich auch in harter Zeit, von Geiſt, Stimmung und Muße verſchlingenden Berufsgeſchäften verkümmert werden. Die Künſte, ſo der Sinnlichkeit ſchmeichlen, triumphiren in entarteten Epochen über die Wiſſenſchaften, ſo den Verſtand bereichern; daher der lediglich Schöngeiſt ſich ungerügt einen Gelehrten nennt, wenn er das nicht etwa gar für eine Entweihung ſeines Apollonimbus hält.

deßwegen nicht minder mit Stolz und Hochmuth erfüllt ſind. Eben ſo hat die Liebe, wie die Galanterie ihre Pedanten. Der Ausdruck der einfachſten Empfindungen erhält bey ihnen eine gewiſſe Feyerlichkeit; ſie ſcheinen auf das Catheder ſteigen zu wollen, um zu ſagen: Ich liebe Sie.

„De son savoir d'emprunt il prodigue l'ennui:
Dans ces jours de combat ne craignez rien pour lui,
La veille il aiguisa tout le traits, qu'il décoche,
Et dans son ésprit d'aujourd'hui
Etait, en brouillon, dans sa poche."

Dieſe Sucht, ſchon am Morgen ſeine Converſation für den Abend vorzubereiten *), gehört nicht unſerm Jahrhunderte allein an. Montesquieu, in ſeinen perſiſchen Briefen, zieht ſie auf eine eben ſo ſinnreiche als pikante Weiſe in's Lächerliche:

„Ein Mann, der mit ſchnellen Schritten ging, ſagte zu einem Anderen: Ich weiß nicht was das iſt, aber Alles iſt gegen mich. Es iſt ſchon länger als drey Tage, daß

---

*) Dieß war auch eine von den vielen pedantiſchen Eigenheiten des Schauſpielers und dramatiſchen Dichters Macklin, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit ſeinem eingelernten Witz und Wiſſen die Abendzirkel Londons ergetzte. Einſt hatte er ſich für die Converſation einer gelehrten Geſellſchaft des Morgens mit dem Studium über das Schießpulver vorbereitet; aber unglücklicher Weiſe wurden durchaus fremdartige Gegenſtände verhandelt, ſo daß Macklin gewohnt zu diſſertiren, zu glänzen, in die grauſamſte Verlegenheit gerieth. Allein er fand ſich bald heraus. Plötzlich ſtürzt er vom Stuhl, und ſchreyt aus Leibeskräften: Ein Flintenſchuß! — Alles kommt in Bewegung, man ſpringt dem Schreyer bey, man unterſucht das ganze Haus; es zeigt ſich keine Spur. Nun gab Macklin das Ganze für eine Täuſchung ſeiner Ohren aus, und ging nach einer Expoſition über die Theorie des Schalles zu ſeiner einſtudirten Abhandlung über das Pulver über.

ich nichts geſagt habe, das mir Ehre gebracht hätte; und ich habe mich verwirrt in allen Converſationen befunden, ohne daß man im Geringſten auf mich Acht gehabt oder zweymahl das Geſpräch an mich gerichtet hätte. Ich hatte einige witzige Gedanken in Bereitſchaft, um mein Geſpräch wieder herzuſtellen, und nie hat man es dulden wollen, ſie anzubringen. Ich hatte eine ſehr artige Erzählung vor, aber kaum wollte ich daran, ſo wich man mir abſichtlich aus. Ich habe einige Bonmots *), die ſeit vier Tagen mir im Kopfe liegen, ohne daß ich nur die mindeſte Anwendung hätte machen können. Wenn das ſo fortgeht, ſo glaube ich am Ende noch ein Staar zu werden; es ſcheint, daß das mein Schickſal ſey, und daß ich mich davon nicht werde befreyen können. Geſtern hatte ich gehofft, bey drey oder vier alten Frauen glänzen zu können, die mir wahrlich nicht imponiren, und ich ſollte die artigſten Sachen von der Welt ſagen. Ich verwandte länger als eine Viertelſtunde, meine Converſation einzurichten, aber ſie hielten mir nicht Stich, und ſchnitten wie die fatalen Parzen, den Faden aller meiner Geſpräche entzwey. Soll ich es

*) Die Bonmots muß man nicht haben, ſondern gehabt haben. Sie müſſen entſprungen, ausgeſprochen ſeyn, ohne daß man es wahrgenommen, wie ſie entſtanden. Sie müſſen dem Blitze gleichen: plötzlich ziſcht ein Baum in Flammen auf; woher, wodurch? es war der Blitz, ſo es gethan; ſie müſſen ſeyn wie der Schuß: die Kugel hat ſchon getroffen, wenn das Feuer vom Rohr blinkt. „Es muß Alles", ſagt Hippel, „wie von ungefähr kommen, alles ex tempore und pro tempore aus dem Aermel. Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken ſieht." Ein Mann von Geiſt hat zwey Worte geſagt; die Geſellſchaft iſt überraſcht, lächelt durchdrungen aufrichtigen Beyfall: es war ein Bonmots comme il faut, ohne daß der Mann es darauf anlegte oder merkte. Darauf muß man ſehen, und ob ſolch eine Exclamation hinten drein hinkt, oder wohl gar geſchrieben iſt.

dir ſagen? Es braucht viel, den Ruf als Schöngeiſt zu erhalten. Ich weiß nicht, wie du es angefangen haſt, dazu zu gelangen. — Es ſteigt mir ein Gedanke auf, entgegnete der Andere, wir wollen gemeinſchaftlich daran arbeiten, uns Geiſt zu verſchaffen; dazu wollen wir uns verbinden. Jeden Tag wollen wir einander ſagen, von was wir reden ſollen, und wir werden uns ſo gut helfen, daß, wenn uns Jemand im Zuge unſerer Gedanken unterbrechen will, wir ihn ſelbſt mit hinein ziehen wollen, und zwar mit Gewalt, wenn er es nicht gutwillig thut. Wir werden über die Stelle übereinkommen, bey welcher Beyfall Statt finden, oder gelächelt, oder aber ganz aus vollem Halſe aufgelacht werden ſoll. Du wirſt ſehen, daß wir in allen Converſationen den Ton angeben werden, und daß man die Lebhaftigkeit unſers Geiſtes und das Glück unſerer Erwiederungen bewundern werde. Wir wollen uns durch wechſelſeitige Zeichen mit dem Kopfe protegiren. Heute wirſt du glänzen, morgen unterſtützeſt du mich. Ich trete mit dir in ein Haus, und rufe, indem ich dich vorſtelle: Ich muß Ihnen eine ſehr ſcherzhafte Antwort mittheilen, die dieſer Herr ſo eben einem Manne gegeben, den wir auf der Gaſſe angetroffen haben. Und ich wende mich dann gegen dich. Er wartete nicht ab, er war ſehr erſtaunt. — Ich recitire einige von meinen Verſen, und du ſagſt: ich war dabey, wie er ſie machte; es war bey einem Souper, er brachte kaum einen Augenblick zu. Oft zanken wir uns, du und ich, und man wird ſagen: Seht wie ſie ſich anfallen, wie ſie ſich vertheidigen; ſie ſchonen ſich nicht, wir wollen ſehen, wie das ausgeht. Wie erſtaunlich, welche Geiſtesgegenwart, ſeht, eine wahrhafte Schlacht! Aber man wird nicht ſagen, daß wir Tages vorher ſcharmuzirt hätten. Wir müſſen gewiſſe Bücher kaufen, Sammlungen von Bonmots, für diejenigen eingerichtet, die keinen Geiſt haben, und

och welchen zeigen wollen; alles hängt von Vorbildern ab. Ich will, daß wir noch vor Ablauf von ſechs Monathen im Stande ſeyen, eine Stunde lange mit lauter Bonmots zu converſiren. Allein, es muß gut Acht gegeben werden, um ihren plötzlichen Eindruck zu unterhalten. Es iſt nicht genug, ein Bonmot zu ſagen, man muß es ausbreiten, überall gleichſam ausſäen; ohne das iſt es ſo gut wie verloren, und ich geſtehe, daß es nichts ſo Troſtloſes gebe, als ein artiges Ding, das man geſagt hat, in den Ohren eines Tropfes, der es gehört hat, untergehen zu ſehen. Es iſt wahr, daß es oft Ausgleichungen dabey gibt, und daß wir eben ſo viel Sottiſen ſagen, die für incognito gelten; das iſt denn auch das Einzige, was uns bey ſolchen Gelegenheiten tröſten kann. Das iſt der Ausweg, mein Theurer, den wir wählen müſſen *). Thue was ich dir ſagen werde, und ich verſpreche dir noch vor ſechs Monathen einen Platz in der Academie. Damit will ich ſagen: daß die Arbeit nicht lange dauern werde; denn für jetzt kannſt du auf deine Kunſt Verzicht thun; du wirſt Mann von Geiſt ſeyn, und wider deinen Willen ſeyn müſſen. In Frankreich bemerkt man, daß ein Mann, wie er in eine Geſellſchaft eintritt, ſogleich das annimmt, was man esprit de corps nennt. Du wirſt es aber ſo machen und

*) Es iſt doch kaum zu glauben, daß es ſolche Tröpfe geben könne, die Carricatur iſt allzu ſcharf für einen chercheur d'esprit; und wäre es auch ein Matador in ſeinem Fache, ſo iſt ſeine copiſtiſche Erbärmlichkeit doch bald erſchöpft, und er bekommt ſeinen ſchmählichen Wurf. Knigges Regel, daß man in der Welt nur für das gelte, als wozu man ſich ſelbſt macht, appliciet ſich nur auf Leute von Stoff, dieſen muß man freylich geltend machen; aber die ſtoffloſen Affichenrs werden es trotz ihrer Tournüren nie erringen, weil man nur durch Originalität haltbares Intereſſe einflößen kann.

ich beſorge für dich nichts, als die Verlegenheit der Beyfallsbezeigungen, die dich erwarten."

„Le babillard n'en a les yeux ni les oreilles
Mais il en a les langues et les voix et son approche menaçente
Tout suit: malheur à ceux, qui tombent sous sa main!"

Plutarch, in ſeinem Tractate vom Zuviel-Reden, macht eine wahre Diatribe gegen diejenigen, die ſich darüber zu beklagen ſcheinen, daß die Natur ihnen nur eine Zunge verliehen, während ſie ihnen zwey Ohren gegeben hat. Dieſe Diatribe iſt aber ſo lang, als daß der gute Plutarch nicht ſollte beſchuldigt werden können, ſelbſt in einen Fehler verfallen zu ſeyn, den er Andern vorwirft. Es ſcheint uns, daß man vor allen Dingen ſelbſt lakoniſch ſeyn müſſe, wenn man der Plauderey den Prozeß macht. Er bedient ſich gegen die Plauderer Declamationen, die heut zu Tage wohl für Gemeinplätze gelten könnten. Es iſt eine leidige Cur, ſagte er, und ſehr beſchwerlich für die Philoſophie, die Unarten derjenigen heilen zu wollen, welche nicht ſchweigen können. Er vergleicht ſie mit durchlöcherten Gefäſſen, mit leeren Tonnen; ihr Mund iſt, wie ein Haus ohne Thor, wie ein Thor ohne Schloß. Mit mehr Mäßigung ſpricht Theophraſt von den Schwätzern. Man macht ſie treuherzig geſtehen, daß ſie nicht im Stande ſind, zu ſchweigen, daß ihre Zunge ſich immerfort bewege, wie der Fiſch im Waſſer, und daß ſie ſelbſt, wenn man ſie der Geſchwätzigkeit der Schwalben beſchuldigte, ſie gleichwohl unaufhörlich reden müßten.

Die Neuern haben über die Plauderer mit mehr Mäßigung geurtheilt.

J. J. Rouſſeau begnügt ſich zu ſagen: „die Leute, welche wenig wiſſen, reden viel, und die ſo viel wiſſen, reden wenig.

Es iſt natürlich zu glauben, daß ein Ignorant Alles wichtig finde, was er weiß, und es aller Welt ſage:" aber ein unterrichteter Menſch öffnet nicht gerne ſein Repertorium; er hätte zu viel zu ſagen, und da er hernach noch mehr reden müßte, ſchweigt er lieber *).

„Sprich oft", ſagt Cheſterfield zu ſeinem Sohne, „aber ſprich nicht lange, dann wirſt du, wenn du nicht gefällſt, wenigſtens keine Langweile machen. Zahle, wie man ſagt, deine Zeche, aber zahle nie für die ganze Geſellſchaft, denn in dieſem Puncte gibt es Wenige, die nicht überzeugt wären, im Stande zu ſeyn, ſie ſelbſt zu zahlen."

Madame Geoffrin ſagt von den Plauderern: „Ich beſcheide mich gerne, wenn es die Schwätzer nur ganz kurz machen, wenn ſie nur reden wollen; und nicht verlangen, daß man ihnen antworte. Mein Freund Fontenelle, der ihnen zuweilen verzieh, ſagte: daß ſie ſeine Bruſt in Ruhe ſetzten. Sie thun mir auch ſonſt noch Gutes. Ihr unbedeutendes Gemurmel iſt für mich der Ton der Glocke, der am Denken nicht hindert und oft dazu einladet."

„Die anſpruchsvollen Schwätzer", ſagt d'Alembert, „die glauben, nur da zu ſeyn, um angehört zu werden, und bey denen das Bedürfniß zu reden ein Bedürfniß der Eitelkeit iſt, waren die Einzigen, die Madame Geoffrin nur mit Mühe leiden konnte; ſie ſorgte dafür nicht be-

*) Das iſt ein ſehr ungründlicher vulgo ſehr ſeichter Grund; er iſt gar zu generell, und eben darum ſeicht. Ich halte es mit einem anderen Franzoſen, dem Verfaſſer des Dictionnaire des gens du monde. Hören wir ihn: „Viel und gut reden iſt das Talent des ſchönen Geiſtes; wenig und gut ſprechen, iſt der Charakter des Weiſen; viel und ſchlecht reden iſt die Eigenſchaft des Laffen; wenig und ſchlecht reden, iſt der Fehler des Dummkopfes. Ueber dieſe Definition iſt ſelbſt weiter nichts zu reden.

merkt zu werden". „Ich wollte," ſagte ſie von Einem, „daß ſobald er redet, Gott mir die Gnade der Taubheit verleihe, ohne daß der Plauderer es wiſſe; er würde ſchwatzend glauben, daß ich ihm zuhöre, und wir wären beyde mit einander zufrieden *)."

Auf eine geſchwätzige Frau machte Sterne folgende Grabſchrift: Hier ruht Madame ****, welche den 10. Auguſt 1764 verſchwieg.

„Et d'arbord sauvez- vous par une fuite prompte
De ce conteur minutieux."

„Unter dieſen Großſprechern" ſagt der Dr. Swift, „ſind jene kaltblütigen die Unausſtehlichſten, welche mit Gewicht und Maß zu Werke gehen, mit einer Vorrede anfangen, ſich dann in verſchiedene Dißgreſſionen verlieren, Euch, Kraft ihres Gedächtniſſes auf die Erzählung einer anderen Geſchichte vorbereiten, ſobald ſie die eine beendigt haben werden; dann auf ihren Gegenſtand zurückkommen, ſich nie der Nahmen erinnern, über ihr Gedächtniß klagen, ſich vergebens die Stirne reiben, und nachdem ſie alle Welt in Zweifel gehalten, damit endigen: Der Nahme thut nichts zur Sache, und hernach ſo fortfahren. Glücklich noch die Zuhörer, wenn es ſich zuletzt zeigt, daß ihnen die Erzählung nicht ſchon hundertmahl vorgetragen, oder

---

*) Das würde eine gewaltige Oſtentation in dem Munde einer Frau ſeyn, wenn dieſe Frau nicht die celebre und celebrirte Madame Geoffrin wäre. Eine Frau, die gegen die Redſeligkeit declamirt, gleicht einem Knaben, der über Kant's Kritik der reinen Vernunft raiſonirt. Wundert man ſich über einen Mann, der ſtundenlang über eine Kleinigkeit plaudert, ſo iſt es noch viel verzeihlicher, als ſich aufzuhalten, wenn eine Frau einen halben Tag lang über gar nichts discurirt. Die Geſprächigkeit gehört, wie das Weinen, die Vapeurs und die löbliche Coquetterie, zur Diät des ſchönen Geſchlechts.

wenn ſie nicht ein Abenteuer iſt, das dem Erzähler ſelbſt widerfahren.

Plutarch ſagt, indem er von dieſer Art Plauderer redet, daß ſie uns unaufhörlich den Kopf mit Wiederhohlungen beſchweren, wie die ungewandten Schreiber die Tafeln mit Abänderungen.

Es gibt Leute, welche das Talent haben, gut zu erzählen, und die eine Menge Geſchichten paſſend in die Converſation zu verflechten wiſſen. Im vorigen Jahrhunderte hat die Sucht zu erzählen die Stelle des Schöngeiſtes erſetzt; die Erzähler waren in der Geſellſchaft geſucht, und dieſe Gattung von Talent ſtand bey einer guten Geſellſchaft ſo in Anſehen, daß es jedes andere Verdienſt aufwog. Wer mit Anmuth zu erzählen wußte, hatte ſchon dadurch allen Rang und Stand, jede Geſellſchaft hatte ihren titulirten Erzähler; es war wie eine Anſtellung, wie ein Amt, das zuweilen den Ehrgeiz und die Eiferſucht rege machte *).

---

*) Als Profeſſionsſache mag die Erzählerey hingehen, weil man von Allem Profeſſion machen kann, ſelbſt vom Nichtprofeſſionsmachen. Dieſe Erzähler ſind dann nichts, als ein Buch, das man nach Belieben durchblättert, und wenn man es ſatt hat, zuſchlägt und liegen läßt. Das applicative Talent kann dabey allein anſprechen und der Anecdoten-Krämerey Reiz, Intereſſe und Lebendigkeit verleihen. Aber auf einen Fond von Hiſtörchen und Anecdoten ſich in einer Geſellſchaft Gebildeter etwas zu Gute thun, iſt für einen Mann von ſelbſtſtändigem Geiſte herabwürdigend und für die Zuhörer beleidigend. Ein mehr oder weniger originneller Kopf verſchmäht alles Copiſtiſche, oder gibt, wenn er es ja auffaßt, eine von ſeiner Individualität bezeichnete neue Form; bedient ſich des Stoffes nur als Folie, mit einem Worte, er macht durch das Wie ein ganz anderes Was. — Das iſt denn auch der natürliche Fluch der Geſchichte als Wiſſenſchaft; der denkende Hiſtoriker wird ſie immer entſtellen, weil er das Factum in einer Geſtalt gibt, wie es ſich ſeinem idealiſchen Geiſte darſtellt; verſchieden von

Mangelte der titulirte Erzähler, ſo beſchäftigte man ſich ſehr ernſthaft damit, ihn zu erſetzen und einen Nachfolger zu geben. Man erinnert ſich noch an verſchiedene ſolche Erzähler von Ruf, die in ihrer Art für Muſter gelten. Der famoſeſte war der Abbé Gagliani, der ſich rühmte, vor dem nähmlichen Auditorium, oder vor derſelben Perſon eine Anecdote nie zweymahl angebracht zu haben. Man kannte die Häuſer, wo er zu erzählen pflegte, und ſchätzte ſich glücklich, daſelbſt Zutritt zu haben. Ein zahlreicher Zirkel brachte oft die Nacht damit hin, ihm zuzuhören; ſein Repertorium war unermeßlich. Ueber einen jeden Gegenſtand beſaß er eine Menge Geſchichten, wie eben ſo viele Fabeln, die ſich auf Philoſophie, Politik und mancherley Lebensſituationen anwenden ließen *).

---

dem zahmen, treu folgenden Erzähler, der es mit dogmatiſcher apodictiſcher Gläubigkeit behandelt.

*) Der tiefe Denker und große Proſaiſt Sturz ſchildert Gagliani im achten Briefe aus Frankreich alſo:

„Einen beſtändigen Gaſt der Madame Geoffrin und meinen Liebling ſondere ich mit Parteylichkeit aus; dieß iſt der Abt Gagliani, ein Neapolitaner und Geſandtſchaftsſecretär ſeines Hofes. Ich kenne Niemanden, dem man lieber begegnet, den man gieriger hört, der ſo unumſchränkt herrſcht in der beſten Geſellſchaft, ohne Mißvergnügte zu machen. Er hat wenig geſchrieben, aber Alles ſollte man drucken, was ſeinen Lippen entfällt, denn es iſt treffender Witz, Schlag auf Schlag, Spott der nicht beleidigt, Gelehrſamkeit und Menſchenkenntniß, ſo leicht und ſpielend ausgegoſſen, als wäre es alltäglicher Hausverſtand. Was er ſagt, iſt ſo einzig und eigen geſtämpelt, daß man über die allerbekannteſten Dinge etwas nie Gehörtes erfährt; in ſeinem wunderbaren Gedächtniſſe erhält ſich Alles, ohne Wandel und Abgang, er hat Alles geleſen und durchforſcht, von den Kirchenvätern an, bis zu den Feenmährchen, und lieſt jetzt nichts mehr, wie er drollig verſichert, als den Almanach; denn es iſt das einzige Buch, welches unwiderlegbare Wahrheit enthält.“

M. D. beliebte uns eine von den Anecdoten mitzutheilen die er den Abbé Gagliani erzählen hörte. Man ſprach eines Tages in ſeiner Gegenwart von der Macht der Beredſamkeit, und wie viel oft ein glückliches Wort zu rechter Zeit vermöge. In dieſer Bedeutung erzählte er folgenden Zug: Der Superior eines Kloſters in Italien hatte ſich aller Einkünfte desſelben unter dem Vorwand einer Reform bemächtigt. Er verdammte die Mönche zu allen Entbehrungen, und trieb den Geiz ſo weit, daß er ihnen den zum Meßopfer beſtimmten Wein vormaß. Die Mönche beklagten ſich beym Papſt. der Superior vertheidigte ſich. Die Debatten hatten ſich in die Länge gezogen und die Mönche wollten ihre Sache ſchon verloren geben, als endlich Einer ſich an den Papſt wandte, den tyranniſchen Geiz des Superiors lebhaft ſchilderte, und mit den Worten ſchloß: „Endlich werde ich es Ihnen, heiliger Vater ſagen können, man mißt uns ſelbſt das Blut Chriſti vor *)!" Dieſes einzige Wort vernichtete alle vorgebrachten Gründe des Superiors, und machte, daß er gehalten ward, die Mönche im Genuſſe ihrer Einkünfte zu laſſen.

In Baron Holbachs Geſellſchaft ſchlug eines Tages Diderot vor, einen Advocaten Gottes zu ernennen, und man wählte den Abbé Gagliani. Er ſetzte ſich und debutirte wie folgt:

„In Neapel gab eines Tages ein Mann vor unſern Augen ſechs Würfel in einen Becher, wettend, ſechs Paſch

*) Est modus in rebus. Alles kömmt auf Wendung und Ausdruck an. Eine glückliche Form war die Bittſchrift des Gardiſten von Ludwig dem XIV., die ihm eine ſehr artige Penſion verſchaffte. Sire! Sie haben jährlich ſo und ſo viel Millionen Einkünfte, das macht für den Monath ſo und ſo viel, für die Woche, für die Stunde ſo und ſo viel; wie glücklich wäre ich mit zehn Minuten! Und Ludwig war — Ludwig der Große.

zu werfen, es geſchah bey dem erſten Wurf. Ich nannte das zufälliges Glück. Es geſchah auf der Stelle bey dem zweyten Wurfe, ich ſagte das nähmliche, er that den Wurf drey=, viermahl, fünfmahl, und allezeit ſechs Paſch. Sangue di Bacco, rief ich aus, die Würfel ſind gekneipt; und ſie waren es. Ihr Philoſophen, wenn ich die immer wieder=kehrende Ordnung der Natur betrachte, ihre unabänder=lichen Geſetze, ihre in einer unendlichen Verſchiedenheit im=mer gleichen Revolutionen; dieſes einzige und erhaltende Würfelſpiel des Univerſums, wie es ſich uns darſtellt, das, trotz hundert andern und zerſtörenden Würfeln unaufhör=lich wiederkehrt; ſo rufe ich aus: Gewiß die Natur iſt ge=kneipt — *)!"

„Et des salons, Trublet populacier
Emmagazine à l'aventure
Le bel esprit dont il est le courtier

---

*) Dieſes mauvais bon mot macht weder ſeinem Urheber, noch dem Wiederhohler viel Ehre. Es iſt albern, anzunehmen, daß von intereſſanten Menſchen Alles intereſſant ſeyn müſſe. Daher die Sünden mit den Oeuvres posthumes. Es iſt indiscret gegen die Manen eines großen Todten, jede Zeile ſeines literariſchen Nachlaſſes, ſeinen freundſchaftlichen Briefwechſel und die indifferenteſten Vorfindungen der Publicität zu über=geben. Das heißt, eine documentirte Reputation eher verrin=gern oder wenigſtens verdächtig machen, als vergrößern; es iſt ein unberufener Gewinn für Erben oder Verleger, ſelten für das Andenken des Verfaſſers, darum vernichtet ein Claudius (Asmus) noch in der Todesſtunde vor den Augen ſeines über=raſchten Schwiegerſohns, des wackern Parthey, ſeine Collec=taneen, und ein Cotta von Cottendorf wird nicht anſtehen, die Aufforderung, Göthes zerſtreut gedruckte Recenſionen über dieſes und jenes Verklungene aus verklungener Zeit, ſorgfältig zu ſammeln, und des Claſſikers ſämmtliche Werke, dieß Bey=wort zu motiviren, baldmöglichſt der harrenden Welt nach=zutragen.

Folgende Verſe Voltaires auf den Abbé Troublet ſind bekannt:

L'abbé Trublet avait alors le rage
D'être à Paris un petit personnage, etc.

Der Abbé Trublet, welcher den Ruf eines Compilators zurückgelaſſen, war weit entfernt, ein Schriftſteller ohne Verdienſt zu ſeyn. Der Zug, welchen wir anführen, wird die Feinheit ſeines Geiſtes kennbar machen, und zugleich eine vortheilhafte Idee von ſeinem Charakter geben. Er begegnete eines Tages dem Herrn S . . . zu der Zeit, da Voltaire ſo eben zum erſten Mahl den „pauvre diable" publicirt hatte. „Haben Sie das Stück geleſen?" fragte er ihn. „Welches Stück?" Voltaires letzte Satyre, er hat noch nichts ſo Picantes geliefert, nichts ſo Drolliges; er behandelt mich ſehr übel, und die Verſe, ſo er gegen mich gemacht, ſind die geiſtreichſten, welche je aus ſeiner Feder gefloſſen ſind." Darauf ſchickte ſich der Abbé Troublet an, alle Verſe des pauvre diable zu recitiren, in denen ſeiner erwähnt wird. Als er auf die Paſſage kam:

Il compilait, compilait, compilait,

ſagte er zu Herrn S . . . „Ein Narr hätte dieſe Verſe machen können, aber er hätte ſie nicht hinterlaſſen."

„Cet autre, encore plus impatientant,
Soit distraction, soit malice
Des nombreux démentis qu'il se donne en contant
Doublant tous ses recits, double notre supplice.

Marmontel hat über dieſe Gattung von Geſchwätzigkeit, oder des Erzählers ein ſinnreiches Wort ebirt. Wir wollen die Scene hier anführen.

„Der Commandeur. Madame, es war gegen zwölf Uhr; nein nein, ich hatte in Verſailles dinirt, und kam

von dort zurück . . . Warten Sie, ich irre mich: es war beym Weggehen . . . Wie viel Uhr war es?

Die Marquiſe. Was thut eine Stunde?

Commandeur. Das iſt weſentlich.

Die Gräfinn. Sagen Sie nur, ob es des Morgens oder nach Tiſche war.

Commandeur. Es war bey Tage, aber was die Stunde betrifft . . . das thut nichts.

Marquiſe (bey Seite). Er bringt mich um!

Commandeur. Nachdem ich die Sevre-Brücke paſſiert . . .

Marquiſe. Die Sevre-Brücke; allons!

Commandeur. Die Sevre-Brücke? Ja, ja, Sie folgen dem Weg, es iſt da eine Stelle, daſelbſt befindet ſich ein . . .

Der Abbé. Eine Tiefe?

Commandeur. Nein, nein!

Der Vicomte. Eine Erhöhung?

Commandeur. Nein, nein! nein . . . .

Der Baron. Ein Dorf?

Commandeur. Nein, kein Dorf, ein . . . Wie zum Teufel ſoll ich denn ſagen? nein . . . das thut nichts, es iſt immer auf dem Wege.

Gräfinn. Alſo?

Commandeur. Machen Sie Sich keine Unruhe, Sie werden kein Wort von der Geſchichte verlieren. Rechts ſah ich einen Wagen kommen, es war eine Poſtchaiſe. Eine Poſtchaiſe? Warten Sie, nein! denn es waren vier Perſonen darinnen.

Abbé. Es war alſo eine Berline.

Commandeur. Ach ja, eine Berline, darinnen ſaß Mad. de . . . Kennen Sie eine Intendantinn?

Marquiſe. Ach, Madame de Beronville?

Commandeur. Nein, es war nicht Madame de Beronville; es war eine große Frau.

Marquiſe. Madame de Roumont?

Commandeur. Nein, nein, Madame de de ... das thut nichts, mit ihr war ihr Bruder, ein maitre de requêtes, Herr von ... ein großer Mann.

Gräfinn. Ach! Desgraviers?

Commandeur. Nein, das nicht, es war de Du...

Abbé. Du Grandbac.

Commandeur. Nein, dieſer Nahme fällt mir nie ein; Du ... Du ... das ... das thut nichts, der Abbé Ding, Ding, war an der Seite der Madame de..., der Abbé iſt der, den wir alle kennen, des Tages darauf bey Madame de ... ſoupirte, der Abbé!

Vicomte. De la Veiniere?

Commandeur. Nein, der Abbé der Abbé ... ein dickes Geſicht.

Baron. Der Abbé Despins?

Commandeur. Nein, der Abbé ... das thut nichts! Ihm gegenüber war der Marquis de ... ach! Sie wiſſen wohl, wen ich meyne, der vor drey Jahren ein Regiment hatte.

Vicomte. Ein Infanterie-Regiment?

Commandeur. Nein, ein Cavallerie-Regiment, das Regiment .... ein blaues Regiment.

Baron. Aber es ſind jetzt faſt alle blau.

Commandeur. Ja, aber es war das Regiment von ...

Vicomte. Man braucht nur den Militär-Etat nachzuſehen.

Commandeur. Nein, nein, ich werde es Ihnen ſagen, das Regiment ... das thut nichts. Sie kennen

jetzt die eine Perſon im Wagen. Wie ſie ſich wenden wollten nach der Seite von ....

Marquiſe. Von Verſailles?

Commandeur. Nein, nein!

Gräfinn. Doch gegen Paris?

Commandeur. Nein, nein, um auf der Landſtraße weiter zu fahren. Plötzlich kam eine Poſtchaiſe, welche ... ich irre mich nicht, eine Chaiſe ja, die Chaiſe hält, man ſteigt aus ... es waren ihrer zwey: es war eine Diligence.

Marquiſe. Sagen Sie doch wer ausſtieg?

Commandeur. Herr de La ... de La ... ein Rath; nein, ein Präſident, Herr de La ...

Abbé. Herr de La Ferville?

Commandeur. Nein, doch nein, Herr de La ...

Gräfinn. Der Präſident de Grandcour?

Commandeur. Nein, nicht Gradcour der Präſident ... das thut nichts. Der Präſident ſtürzte. Warten Sie, ich glaube ſein Nahme fällt mir ein.

Marquiſe. Sagen Sie, ſagen Sie, wohin ſtürzte der Präſident?

Commandeur. Gleich! (Er zieht die Uhr heraus.) Was Teufel! Es iſt halb ſechs Uhr, und die neue Oper die ich ſehen will! (Er geht.)

Marquiſe. Aber! Commandeur.

Commandeur (zurückkommend). Ach! ach! Erwähnen Sie meiner nicht, in dieſen Fällen liegt wohl nichts Angenehmes (Er geht).

Marquiſe. Nun ſind wir wohl belehrt *)!

---

*) Dieſer ganze Dialog würde beſſer ſeyn, wenn er kürzer wäre, das Streichen bey Geiſtesproducten iſt allezeit ein ſchöner Act.

„Joignons donc, pour dernier supplice,
A la protixité d'un pesant narrateur
La curiosité factice
D'un fâcheux interrogateur.

Plutarch gibt in mehreren seiner Tractate Rathschläge und Vorschriften über die Art zu fragen. „Die fragen," sagt Rochefoucault „zeigen am öftesten Superiorität*) oder Indiscretion an, auch sind sie fast immer ärgerlich. Die unbarmherzigsten Frager sind die eitlen und geschäftslosen Leute. La Bruyere sagt: „Ein Frager ist zuweilen ein Mensch, der sich zu belehren sucht; aber öfter ist er ein Narr oder ein Geck." Voltaire sagte eines Tages zu einem Manne aus Genf, der ihm die Idee und das Vorbild zu dem fragenden Amtmann in der droit du seigneur lieferte. „Mein Herr, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen,

---

besonders, wenn ihn der Verfasser selbst ausübt. Er zeugt von Selbstkenntniß, Mäßigung und Wahrheitsliebe.

*) Wird hier wohl nobler Ton heißen sollen. Ich gehe in dem unermeßlichen Babner Park, mit Fragen an mich selber beschäftigt, spazieren. „Ach! wie gehts", ruft mir süßlich hüpfend ein zierlicher junger Herr zu. „wie gehts? Nicht wahr, heute ist schön Wetter? Waren Sie gestern im Theater? Sie haben doch den kleinen Parmesaner gesehen? Wissen Sie nicht, wie der Gours steht? Was gibt's Neues in der Literatur? Ist's wahr, daß Herr von A... endlich einmahl auch öffentlich der Linée der Numismatik werden will? Was hören Sie vom Nordpole? Wo werden Sie heute speisen? Was habe ich Sie denn noch fragen wollen? . . . Adieu, adieu, wir sehen uns doch bald wieder." Bey diesen Worten, gleichsam in einem Guß pausenlos herausgeflutbet, wie man Kotzebues Wischi waschi lesen muß, war der Cicero verschwunden, ohne daß ich auch nur eine Sylbe hätte antworten können oder mögen. Ich schöpfte Athem und erhohlte mich auch nach und nach.

aber ich ſage Ihnen zum Voraus, daß ich von allen den Sachen, um die Sie mich fragen werden, nichts weiß."

Der nähmliche Voltaire, als er noch jung war, fragte ſehr häufig; Boileau machte ihm einſt bittere Vorwürfe über dieſe Gattung von Indiscretion.

„Que tous ses beaux semblants n'aillent pas vous séduire
Son projet n'est pas de s'instruire,
Mais de prouver qu'il est instruit.

Dieſer Charakter war Delillen von einem berühmten Reiſenden angegeben, der in den Geſellſchaften oft mit Bedauern von den americaniſchen Wüſteneyen ſprach, welche er durchzogen. Man trifft Leute genug an, die, ohne gereiſet zu ſeyn, eine Frage vorbereiten, wie ein Anderer ein Bonmots oder ein Geſpräch. Sie ſtellen ſich unwiſſend, um ihr Wiſſen zu zeigen.

Alors tout différent de moeurs et de langage
Arrive un gros rieur, dont la stupidité
En tous lieux promenant sa triste hilarité"...

Es gibt verſchiedene Arten des Lachens. Zuerſt das abgeſchmackte von Leuten, die über Alles lachen, ohne etwas dabey zu fühlen. Man kann von ihnen ſagen, daß ſie lachen, wie man das von einer Wieſe, einer Ernte und von tauſend andern unbeſeelten Dingen ſagt, denen die Dichtkunſt die Eigenſchaft des Lachens beylegt, und die ſie „lachend" nennt. Das gemeinſte und roheſte Lachen, iſt das ſchallende (aux éclats), das der groben Freude. Die Lacher dieſer Gattung können an die Worte des Predigers Salomo erinnern: Ich ſprach zum Lachen: du biſt toll, und zur Freude: was machſt du?

Die Erſten, welche ſich gegen das Lachen erhoben haben, ſind die engliſchen Schriftſteller, und das hat ſo kommen müſſen *).

Hobbes hält das Lachen für eine Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, und Addiſſon iſt nicht weit davon entfernt, dieſe Meynung zu theilen **).

---

*) Gegen das Lachen ſoll ſich eigentlich kein vernünftiger Menſch erheben, er ſey ein Engländer oder nicht. Ride si sapis ſagt Martial. Lachen und Schimpfen habe ich mir irgendwo zu ſagen erlaubt, ſind die glücklichſten Expectorationen; der recht herzlich lacht, iſt gewiß ein biederer Kauz, eine lebendige cordiale Seele. Der Lachvirtuoſe Hippel ſagt: „Das eigentliche Lachen, das Lachen mit Leib und Seele, iſt bloß dem Menſchen eigen. Ich halte viel auf's Lachen, und find' es für das beſte Digeſtiv." In einer anderen Stelle ſagt er: „Luſtigkeit iſt die Fertigkeit im Lautlachen, ſie iſt mehr als Zufriedenheit: Lachen iſt das beſte Deſſert." C'est le plaisir des Dieux ſagt der joviale Lafontaine:

Qu'un Pape rie, en bonne foi,
Je n'ose l'assurer: mais je tiendrai un Roi
Bien malheureux, s'il n'osait rire
C'est le plaisir des Dieux. Malgré son noir souci
Jupiter et le peuple immortel rit aussi.

Es iſt nichts Abſurderes, als die affectirte Verachtung, womit ſogenannte cultivirte Leute auf das gemeine Luſtſpiel herabſehn, oder die Coquetterie, womit ſie bey trivialen komiſchen Stellen das rein natürliche, unausweichliche Lachen zu unterdrücken ſich bemühen. Das ſoll nobel ſeyn und iſt poſſirlich.

**) Der Franzoſe Regnard in ſeinem Democrit ſagt:

Suivant les anciens, et ce qu'ils ont ecrit
L'homme est de sa nature un animal qui rit;
Cela se voit assez; mais pour moi sans scrupule
Je veux le definir animal ridicule.

Und ein lachendes Thier iſt doch immer beſſer, als eine ernſthafte Beſtie. —

Lord Cheſterfield ſchrieb an ſeinen Sohn: Seit ich den Gebrauch meiner Vernunft habe, hat mich niemand lachen gehört. Ich kenne, ſetzt er hinzu, einen ſehr vernünftigen Mann, der nicht das Geringſte ſagen kann, ohne zu lachen, wodurch ihn diejenigen, welche ihn nicht kennen, bey dem erſten Anblick für einen vollendeten Narren halten.

„Manche Leute," ſagt Pope, „machen ſich einen gewiſſen Geiſtesruf durch eine unbeſonnene Fröhlichkeit, die aber den Nahmen Geiſt eben ſo wenig verdient, als die Trunkenheit."

Lord Cheſterfield, Hobbes, Addiſſon und Pope können recht haben. Iſt man traurig ohne zu weinen, warum ſollte man nicht auch fröhlich ſeyn, ohne zu lachen *).

Die Leute, welche über Alles lachen, gleichen den Tyrinthiern, die die größten Lacher der Vorzeit waren. Dieſe, ſagt Barthelemy in Anacharſis Reiſe, ihres Leichtſinnes müde, wendeten ſich an das Orakel zu Delphis. Es verſicherte ſie, daß ſie geheilt ſeyn würden, ſobald ſie einen dem Neptun geopferten Stier ohne Lachen ins Meer werfen könnten. Sie verſammelten ſich am Ufer. Die Kinder hatten ſie entfernt, und da ſich eines unvermerkt unter ſie gemiſcht hatte, wollten ſie es fortjagen. „Fürchtet Ihr Euch," rief das Kind aus, „daß ich euch den Stier verſchlinge?" Bey dieſen Worten brachen ſie in ein ſchallendes Gelächter aus, und unterwarfen ſich, von ihrer Unheilbarkeit überzeugt, ihrem Schickſale.

Nach Plinius lachte Zoroaſter am Tage ſeiner Ge-

*) Eitle Wortſpielerey! Bey der bloßen Traurigkeit iſt das Weinen eben ſo wenig bedingt, als das Lachen bey der bloßen Fröhlichkeit. Aber ſey gebeugt, zerknirſcht, und du wirſt weinen; aber ſey luſtig, aufgeregt, und du wirſt lachen, wenn du auch blonde Haare haſt. —

kurt, und Thomas Morus an seinem Todestage. Welcher von Beyden ist der Außerordentliche *).

„Die großen Städte," sagt Swift, „sind gewöhnlich mit Leuten versehen, deren Geschäft im Spaßmachen und Possenreißen besteht. Sie sind bey großen Tafeln wohlgelitten, und thun vertraut mit Personen vom höchsten Range, von welchen sie zur Gesellschaft gezogen werden, um solche zu unterhalten. Ueber diese Sitte beklage ich mich nicht Ich besuche diese Häuser, wie das Possen- oder Marionettenspiel; ich habe nichts zu thun, als bey der rechten Stelle zu lachen; der Spaßmacher hat das Geschäft mich lachen zu machen und ich setze voraus, daß ihm sein Tagewerk gut bezahlt werde. Nur das thut mir leid, daß in gewählten zahlreichen Gesellschaften, wo Leute von Geist und Wissen geladen sind, um einen Abend zusammen hinzubringen, einem solchen Possenreißer sein Wesen geduldet werde, der jede Conversation verdirbt, ohne die Pein zu rechnen, die es mir verursacht, einen Mann seine Talente auf eine so erniedrigende Weise darlegen zu sehen."

„Es müßte curios seyn, einen solchen Spaßmacher nach seinem Wohnort zu folgen. Ihr steigt in ein viertes Stockwerk; mühsam wird euch eine Thüre geöffnet, die nicht schließt; Ihr dringt in die Tiefe eines dunklen Gemachs, wo Ihr keine Meublen antrefft; Ihr gewahrt auf einem schlechten niedern Bette eine hagere schweigende Figur ausgestreckt: es ist der Mann, welcher am Abend der Gesellschaft zu lachen geben muß. „Ich habe einen Mann gekannt," sagt der Verfasser des Rambler, „der durch fünfzehn Jahre das Vergnügen einer wöchentlichen Gesellschaft ausgemacht hat, weil er jeden Abend Punct eilf Uhr ein

*) Antwort: Keiner von Beyden!

Lied abſang, während er an der Wand einen Rieſen vorſtellte; einen Andern, der ſich eine Menge Freunde dadurch machte, daß er ſeine Perücke durcheinander warf; einen Dritten, der allen Leuten in der Geſellſchaft die Naſe putzte; einen Vierten, welcher das Schnurren einer Katze nachahmte und den Erſchrockenen ſpielte; und endlich einen Andern, der bellte und den Portier bath, den Hund fortzujagen."

La Bruyere ſagt, daß man die ſchlechten Spaßmacher mit Füßen trete, und daß es in allen Ländern von dieſen Inſecten wimmle. „Ein guter Spaßmacher iſt ein ſeltenes Stück; einem Manne, der dazu geboren iſt, fällt es gleichwohl ſchwer, die Rolle fortzuſpielen; es iſt nicht gewöhnlich, daß derjenige, welcher Lachen macht, ſich Achtung erwerbe."

„Le calembourg, enfant gâté
Du mauvais gout et de l'oisivité,
Qui va guettant, dans ses discours baroques,
De nos jargons nouveaux les termes équivoques;
Et se jouant des phrases et des mots,
D'un terme obscur fait tout l'esprit des sots."

Morellet vergleicht die, welche Calembourgs machen, mit denjenigen, die beym Leſen die Charaktere und Buchſtaben der Worte, und nicht die bezeichnete Sachen betrachten. Daher kommt es gewöhnlich, ſetzt derſelbe Schriftſteller hinzu, daß man nach jedem Calembourg eine andere Converſation anfangen muß, die ſich ſchwer und faſt nie der vorigen anfügt. Auch iſt dieß das gewöhnlichſte, und von jenen Leuten am erfolgreichſten angewendete Mittel, die dem Wortwechſel über einen mißfälligen Gegenſtand, ausweichen wollen. Dieſe Leute gleichen den Kindern, die mitten in der Partie die Karten zuſammen werfen, weil

das Glück sie nicht begünstiget. Sie sind die wahre Geißel der Conversation.

„Les sots et le pervers se rapprochent entr'eux."

Man hat geistreiche, liebenswürdige Leute, in dem Maße, als sie sich ihren Leidenschaften überließen und von der Moral entfernten, unmerklich ihre glänzenden Eigenschaften verlieren, und endlich unter die letzte Classe der Ignoranten und Dummköpfe sinken sehen. Die Gesellschaft hat, wie der Himmel, ihre gestürzten Engel, die das Laster entstellt, und die in ihrem Falle zu Geistern der Finsterniß geworden. J. B. Rousseau hat zwey Verse entworfen, die einen großen Sinn enthalten, und welche mit goldenen Buchstaben geschrieben zu seyn verdienen:

Si, par hasard, on vous dit qu'un vautrien
A de l'esprit, messieurs n'en croyez rien *).

Dummköpfe und verdorbene Menschen kennen den Argwohn nicht **); das Gefühl des Schicklichen, die Richtig-

---

*) Ich kann in diesen zwey Versen, wiewohl sie von J. B. Rousseau sind, unmöglich den großen Sinn finden, der sie würdig machte, mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden; vielmehr scheint mir die ganze Position psychologisch falsch. Die Vautriens oder vielmehr Valentrien haben fast alle das, was man Geist nennt, sind es durch falsche Richtung desselben geworden; excentrische, sanguinische, stoffreiche, rebellische Leute. Die rechten mauvais sujets sind fast nie Menschen ohne Geist, ohne Eigenthümlichkeit; es gehört schon eine Art von Genialität dazu, sich über die Formen der zahmen Pflicht und Ordnung hinauszusetzen, wodurch allein man ein vautrien wird.

**) Au contraire! Gerade Dummköpfe und Verderbene sind am ersten mißtrauisch: sie trauen sich selbst nicht, und daher auch nicht Andern. Des Verfassers eigene Landsleute, bestätigen diese, widerlegen seine Behauptung. Voltaire sagt in der Henriade irgendwo:

keit moraliſcher Ideen fehlen ihnen faſt in gleichem Grade. Weder die Einen noch die Anderen kennen das Maß des Guten und des Schönen. Der Dummkopf und der Verdorbene berühren ſich in einer Menge von Umſtänden; ſie nähern ſich einander, handeln gemeinſchaftlich, und können leicht einer mit dem anderen verwechſelt werden.

„Le caractére est dans le monde
Un pouvoir plus sur que l'ésprit."

Mit dem Natürlichen iſt es in der Converſation wie in den Büchern; es iſt das ſicherſte Mittel zu gefallen. Von Eigenſchaften des Geiſtes iſt man geblendet, denen des Charakters ſchließt man ſich an. Derjenige, welcher mit einem glücklichen Charakter begabt iſt, und zugleich den ſeines Geiſtes darſtellt, wird in der Converſation immer am meiſten gefallen.

„Statt das Natürliche zu verlaſſen, um das Fremdartige aufzuſuchen", ſagt der engliſche Zuſchauer, „würde es tauſendmahl beſſer ſeyn, das Eigene zu glätten, und vielmehr ein gutes Original, als eine ſchlechte Copie zu werden; wenigſtens gibt es keinen ſo rauhen oder zurückſtoßenden Geiſt, zu dem man ſich in Folge ſeiner eigenthümlichen Richtung, ſeiner angenehmen Brauchbarkeit in der Converſation oder in Dingen des bürgerlichen Lebens nicht dennoch hingezogen fühlte. Eine Perſon von brüskem Humor und geringer Beachtung der Gebräuche des Wohl-

---

Rarement un héros connait la défiance!
. . . . . la défiance;

und Racine ſagt:
Est toujours d'un grand coeur la derniere science.

Sonſt iſt Mißtrauen eine anklebende Eigenſchaft ſcharfſinniger Leute. Wer ein ſehr gutes Geſicht hat, glaubt auch in einer übertriebenen Ferne wahrzunehmen und beurtheilen zu können.

ſtandes, wird ſo wie Manly in der Comödie gefallen, durch die alleinige Anmuth, welche die Natur all den Handlungen, die ihr angehören, aufdrückt. Den Feurigen und Lebhaften wird es an Bewunderern nicht fehlen, und ſelbſt die Düſtern und Melancholiſchen können zuweilen unterhalten."

„Chaque mot lui fournit un texte
Au son orgeuil fait revenir le moi."

Montesquieu, in den perſiſchen Briefen, hat das Porträt eines Laffen gezeichnet, der ſich unaufhörlich ſelbſt lobt. „Ich ſehe von allen Seiten", ſagt er, „Leute, die ohne Ende von ſich ſelbſt reden; ihre Converſationen ſind ein Spiegel, welcher immer ihr unverſchämtes Bild zurückwirft. Sie reden von den geringfügigſten Kleinigkeiten, die ihnen widerfahren ſind, erzählen und verlangen dabey, daß das Intereſſe, welches ſie daran nehmen, ſie in Euren Augen vergrößern. Alles haben ſie gethan, geſagt, gedacht. Sie ſind ein Univerſalmuſter, ein Gegenſtand unerſchöpflicher Vergleiche, eine unverſiegbare Quelle von Beyſpielen. O wie albern iſt das Lob, wenn es dem Lobenden ſelbſt gilt! Vor einigen Tagen quälte uns einer dieſes Schlages durch zwey Stunden mit Lobeserhebungen ſeiner ſelbſt, ſeiner Verdienſte und Talente; allein, da es in der Welt keine dauernde Bewegung gibt, ſo hörte auch er auf zu reden. Die Converſation wiederhohlte ſich, und wir hielten es aus. Ein Mann, der ganz verdrüßlich ſchien, fing an, ſich über die Langweile der Converſation zu beſchweren: Wie? immerfort Narren, die ſich ſelbſt mahlen und Alles auf ſich zurück führen! — Sie haben Recht, erwiederte unſer Redner ganz brüsk. Ich habe Mittel, Geburt, ich gebe viel aus; meine Freunde ſagen mir, daß ich einigen

Geiſt beſitze; aber ich rede nie davon. Wenn ich einige gute Eigenſchaften habe, ſo iſt es die Beſcheidenheit allein, von welcher ich einiges Aufheben mache."

Wie man ſich vor dem Egoismus auch immer in Acht nehme, hat er doch immer Umwege, um zum Ziele zu gelangen. Es gibt Leute, welche nicht ohne eine gewiſſe Scham erklären, daß ſie alle Haupttugenden beſitzen, indem ſie damit anfangen, ſie herabzuſetzen, und ſie als Schwachheiten darzuſtellen. Sie geſtehen dabey, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühlen, mit ſo viel Schwachheiten behaftet zu ſeyn. Täglich hört man ſie, ſich beklagen, daß ſie zu gut, zu gefühlvoll, zu delicat ſeyen; es iſt ein großes Unglück, ſo viele Tugenden zu beſitzen, aber man kann ſie nicht verbeſſern *).

„Aussi, pareils en tout au bizarre langage
De ce mortel distrait dont j'ai tracé l'image.

Das Bild eines leichtfertigen, ſorgloſen und zerſtreuten Menſchen hat Bondi gezeichnet wie folgt:

„Mopſe iſt kein ewig ermüdender Menſch; er wendet ſich an Euch, ohne Euch zu kennen, und alsbald, als hätte er das Recht dazu, fragt er Euch, wer Ihr ſeyd, woher Ihr kommt, und wohin Ihr zu gehen gedenkt. Dann vergißt er die gemachten Fragen, wendet ſich nach einer anderen Gegend, wo eben geſprochen wird, und unterbricht dergeſtalt das Geſpräch des Andern, ohne ſein eigenes zu beendigen. Bemerkt er, daß man ſich insgeheim beſpricht,

*) Dieſe Art Selbſtlob iſt leicht zu erkennen, wiewohl ſie ſich hinter einem gewiſſen Phariſäismus zu maskiren pflegt. Sie gehört den Extremen der Charaktere an, entweder den unbeſcheidenen Moraliſchen, oder dem heuchleriſchen Verdorbenen.

so macht er sich hinzu; oft nimmt er den Sitzenden den Stuhl weg; schläft jemand in einem Winkel, so gibt er ihm einen Nasenstüber, und verfolgt lachend seinen Weg."

„Son inspection vagabonde
Tous les matins recommence sa ronde."

Die Leute, welche Delille hier schildert, sind in allen Ländern nur zu häufig. Bondi erwähnt ihrer auch. Seine Schilderung ist etwas lang, wir führen hier nur eine Passage an:

„Von den geringfügigsten Begebenheiten eines jeden Tages vollkommen unterrichtet, ist Egist gewisser Maßen ein Portefeuille einer Menge galanter Neuigkeiten, die er bald mit leiser Stimme vertraut, bald laut zur Oeffentlichkeit bringt. Welches Geheimniß könnte ein Eifersüchtiger haben, das Egisten nicht bekannt wäre? Er weiß alle Veränderungen der Liebeshändel, alle leichten Ursachen des öfteren Ueberdrusses, die verschiedenen Vorfälle der schlaflosen Nächte — die Streitigkeiten der Eifersucht, all die Flammen der Sehnsucht, die erzwungenen Beständigkeiten, die geheimen, unter gegenseitigem Stillschweigen geduldeten Treulosigkeiten, lauter Dinge so süß für die Ohrenflüstereyen der Weiber. Fragt ihn, wenn ihr es wissen wollt, wer auf den Bühnen der Sängerinn Phryne, den italienischen Männern so werth, oder des Tänzers Narciß, so theuer ihren Frauen, nächstens erscheinen werde."

Diese Gattung von Leuten, welche Bondi hier zeichnet, geben sich vor Allem mit Anecdoten ab, welche unterhalten und Stoff zu gegenseitigen Plaisanterien darbieten. „Das Angenehme," sagt Duclas, „ist so nothwendig geworden, daß selbst die Verleumdung aufhören würde zu gefallen, wenn sie davon entblößt wäre. Eine Frau braucht sich weni-

ger vor einer tadelhaften Handlung zu hüthen, als vor der Erzählung eines pikanten Abenteuers. Iſt ſie von übler Aufführung, und iſt über dieſe nichts Spaſſiges zu ſagen; ſo redet man gar nicht von ihr; wie ſich aber ihr Betragen dem Lächerlichen nähert, iſt ſie ſogleich eine Beute der Erzähler, aller Schön-Vorbringer (beaux-discurs) die zwar kein großes Intereſſe an der Vertheidigung der Moral nehmen, aber die Gelegenheit nicht verſäumen wollen, ihren Geiſt zu zeigen, und die Geſellſchaft zu unterhalten."

„Que j'arrive, à regret, au plus honteux des vices!
Le Mensonge est son nom."

Ein Mann, welchen Madame Geoffrin als einen unermüdeten Lügner kannte, erzählte in ihrer Gegenwart einen Vorfall, deſſen Wahrheit ſie, nicht zweifelnd, daß er auch hier ſeine gewöhnliche Lügenhaftigkeit bewieſe, läugnete. „Sie thun zu viel," ſagte ihr Jemand, „dieſen Vorfall zu verneinen, denn er iſt zum Unglück wahr." — „Wenn dem ſo iſt," entgegnete ſie, „warum erzählt ihn jener Herr?" — Wie man leicht glauben kann, wartete der wahrheitliebende Lügner das Ende der Converſation nicht ab, und als er fort war, ſetzte Madame Geoffrin hinzu: „Wer immer lügt, bey dem iſt es, als ſage er immer die Wahrheit; man braucht es nur ſo einzurichten, ſtets das Gegentheil deß, was er vorbringt, zu glauben; aber wenn es zuweilen geſchieht, daß er etwas Wahres ſagt, was ſoll man denn in der Geſellſchaft thun? Wie ſoll man mit jemanden leben und converſiren, dem man nichts als Ja oder Nein ſagen kann?" (Dieſer Zug iſt aus einem Briefe d'Alemberts über Madame Geoffrin.)

Sterne ſagt: die Lüge ſey die unerträglichſte Feigheit; ſie heißt die Menſchen fürchten und Gott trotzen.

„Condamnée aux chagrins et livrée au soupçon,
Voyant partout et l'injure et l'offenre,
Survient plus triste encore la sombre défiance."

Das Mißtrauen hat Delille ſchon in einem anderen Gedichte geſchildert; dieſe beyden Gemählde haben verſchiedene Farben, und ſind beyde voll Wahrheit. Das Bild des Mißtrauens kann man in dem Gedichte l'Imagination, nachleſen.

„Possédé de l'esprit de contradiction."

Moliere, im Miſanthropen ſchildert den Widerſprecher alſo:

Le sentiment d'autrui n'est jamais pour lui plaire;
Il prend toujours en main l'opinion contraire:
Et penseroit paraitre un homme du commun,
Si l'on voyait qu'il fût de l'avis de quelqu'un.
L'honneur de contredire a pour lui tant de charmes,
Qu'il prend contre lui-meme assez souvent les armes,
Et ses vrais sentiments sont combattus par lui,
Aussitôt qu'il les voit dans la bouche d'autrui.

Rhulieres in ſeinem Gedichte vom Wortwechſel hat den Streitbold und Widerſprecher mit eben ſo viel Geiſt als Wahrheit geſchildert:

Je hais surtout, je hais tout causeur incommode,
Tous ces demi-savants gouvernés par la monde;
Ces gens qui, pleins de feu, peut-être pleins d'esprit,
Soutiendront contre vous ce que vous aurez dit;
Un peu musiciens, philosophes, poétes,
Et grand homme d'etats formés par les gazettes;
Sachant tout, lisant tout, prompt à parler de tout,
Et qui contrediraient Voltaire sur le goût.

Montesquieu sur les lois, de Broglie sur la guerre,
Ou la jeune d'Egmont sur le [illegible] de [illegible]

. . . . . .

Avez vous par hasard connu feu Monsieur Daube
Qu'une ardeur de dispute évailla [illegible] l'aube

. . . . . .

Au sortir d'un sermon la fiévre le saisit,
Las d'avoir entendu sans avois contredit.

„Es gibt Leute," sagt Morellet, „denen man allmählich zwey widersprechende Meynungen beybringen kann, indem man nach und nach mit zwey einander aufhebenden Propositionen vorrückt. Zwey Männer gehen auf einem Schiffbauplatze spazieren. Der Eine sagt: Seht hier das vortreffliche Holz. — Keinesweges, sagt der Widersprecher, es taugt nichts. — Der Erste nähert sich, und sagt, indem er sich stellt, als betrachte er es aufmerksamer: Wahrhaftig, es ist an verschiedenen Stellen von Würmern angefressen. — Von Würmern sagt Ihr? Es ist keine Spur daran wahrzunehmen! — Ich selbst habe mich getäuscht, und das Holz ist das beste, so ich je gesehen. — Dieß Gespräch, sagt Morellet, habe ich selbst mit angehört."

„Bien plus insupportable encore,
Ce vil adulateur, qui toujours nous adore."

Es gibt eine Münze, die bey allen Völkern, zu jeder Zeit und überall circulirt; wiewohl man sie als falsche Münze kennt, nimmt sie doch alle Welt an; sie verliert, obwohl gemein, nie an ihrem Werthe, und man tauscht oft die kostbarsten Dinge dafür ein; diese Münze ist „das Lob."

Hier einige Züge des Schmeichlers *), wie ihn Theophraſt geſchildert:

„Wenn derjenige, welchem er ſchmeicheln will, das Wort nimmt, gebiethet er allen Anweſenden Stillſchweigen, und zwingt ſie, Allem was er vorbringt, Glauben beyzumeſſen. Wie er zu reden aufgehört, ruft er aus: das iſt am beſten geſagt, nichts iſt glücklicher zuſammen getroffen. Ein anderes Mahl, wenn es ihm geſchieht, Jemandem einen kalten Scherz beyzubringen, ermangelt er nicht, ihm Beyfall zu klatſchen, und in die Spötterey mit zu entriren; und obgleich er keine Luſt zu lachen hat, bringt er ein Ende ſeines Mantels an den Mund, als wolle er ein lautes Auflachen unterdrücken. Begleitet er ihn, wenn er durch die Stadt geht, ſo ſagt er denen, welche ihm begegnen, daß ſie warten möchten, bis er vorbey wäre. Er kauft Früchte, trägt ſie zu dieſem Bürger, macht ſeinen Kindern damit Geſchenke, küßt und liebkoſet ſie. Welch artige Kinder ruft er aus, wie würdig eines ſolchen Vaters. Der gute Plu-

*) Gedeihen und florieren an Höfen. Boileau ſagt indeß:

Ne soyez à la cour, si vous voulez y plaire
Ni fade adulateur, ni parleur trop sincere.

Nachſtehende Anecdote von unſerem unvergeßlichen geiſtreichen Prinzen de Ligne iſt mir erzählt und verbürgt worden. Es rühmte ſich bey der Hoftafel ein gewiſſer Graf, der im Geruch der Schöngeiſterey ſtand (vielleicht noch ſteht), es habe ihm geträumt, er ſey auf einem hohen Berge geſtanden und habe in ſo rührenden inbrünſtigen Verſen Gott um das Heil des Kaiſers angefleht, daß wirklich eine Stimme vom Himmel ertönt ſey, und ihm die Gewährung ſeiner Bitte zugeſichert habe. „Das iſt nicht wahr," fiel der Prinz de Ligne ein, „Sie irren Graf!" Jedermann war geſpannt. „Dieu vous a dit," ſagte der Prinz ernſthaft, „il a dit: Allez vous en miserable poëte." Und ein ſchallendes Gelächter ſtrafte den plump fingirenden Beſſetriſten.

tarch vergleicht die Schmeichler mit gewiſſen Kopfinſecten (poux), denn dieſe, ſagt er, bleiben unerſättlich wie ſie ſind, bey den todten Körpern, und verlaſſen ſie, ſobald das Blut, ihre Nahrung, erſtarrt iſt. Auch, ſetzt er hinzu, werdet Ihr niemahls ſehen, daß die Schmeichler ſich bloß Perſonen nähern, deren Angelegenheiten anfangen übel zu ſtehen, und deren Credit geſunken iſt *). Derſelbe Plutarch behauptet, daß die Schmeicheley ihr Reich auch über die Eigenliebe erſtrecke. „Wenn wir uns nicht ſelbſt ſchmeicheln," ſagt Rochefoucauld, „ſo kann uns die Schmeicheley Anderer nicht genügen. Die Eigenliebe iſt die größte Schmeichlerinn. Man glaubt zuweilen die Schmeicheley zu haſſen, aber man haßt nur die Art zu ſchmeicheln. Addiſſon ſagt: „Sobald die Eitelkeit eines Menſchen nicht verderblich iſt, ſo wird der Schmeichler nicht ermangeln, ſie zu erregen, und ihr Verdienſt genug zu erkennen, um ihn zum Narren zu machen."

Es gibt kein ſo leichtes Handwerk, als das des Schmeichlers. Wem ihr einen Rath gebt, oder ein Urtheil wagt, ſo müßt Ihr beweiſen, was Ihr ſagt; lobt Ihr aber, ſo bedarf es deſſen nicht. Damon fragt mich was ich von ſeinem Buche denke; ich antwortete, es iſt vortrefflich, und ich habe nichts weiter zu ſagen. Sage ich aber, daß es Mängel habe, ſo muß ich meine Gedanken erklären, meine Kritik motiviren. Um ihm darzuthun, daß ſein Buch nichts tauge, dazu werde ich mehr Mühe brauchen, als er gebraucht hat, es zu ſchreiben.

---

*) Daher Greſſet ſehr richtig ſagt: L'ami d'un homme heureux n'est souvent qu'un flatteur; und Racine:
Detestables flatteurs, présent le plus funeste,
Que puisse faire au Roi la colére céleste!

Duclas hat gesagt, daß die Schmeicheley, selbst dann; wenn sie sich übertrieben äußert, noch Wirkung thue. »Ich weiß, daß du mir schmeichelst,« sagte Jemand, »aber du gefällst mir dadurch nicht minder.« — Ein Mann von Geist, den man mit Gott vergleicht, sagte, »das ist etwas stark, aber es macht immerhin Ehre.«

Gewöhnlich gibt es auf eine Schmeicheley keine Antwort, und nichts ist für einen verständigen Mann beengender, als wenn man ihm Lobeserhebungen macht. Ich habe nie einen Mann von Geist ins Gesicht loben gesehen, ohne daß er die Miene eines Gecken gehabt hätte. Auch Lord Chesterfield gibt den Rath, die Leute nur in ihrer Abwesenheit zu loben. Derselbe Schriftsteller gibt den Schmeichlern Rathschläge, deren sie nicht bedürfen. »Willst du dir,« sagt er, »die Zuneigung und Freundschaft gewisser Personen, seyen es Männer oder Frauen, auf eine besondere Weise verschaffen, so trachte ihre glänzenden Eigenschaften, falls sie eine besitzen, und ihre herrschende Schwachheit, denn jeder hat die seinige, zu entdecken; lasse dann der einen Gerechtigkeit und der andern noch etwas mehr widerfahren; das zweckdienlichste Mittel ist, an den Leuten Eigenschaften zu loben, die sie nicht haben, auf die sie aber Anspruch machen. Der Cardinal Richelieu hörte diejenigen, welche sein Talent für die Tragödien lobten, mit Wohlgefallen an. Sprichst du mit einem Autor, dessen Geist sich durch Anmuth und Liebreitz auszeichnet, so rühme die Stärke seines Styls, und finde Geschmeidigkeit und Grazie in jenem, dessen Charakter Kraft und Energie ausmacht. Kommst du mit einem dramatischen Dichter zusammen, so sorge ja, diejenigen seiner Stücke zu loben, die am wenigsten Glück gemacht haben; rühmst du irgend eine Passage in einem seiner Stücke, das durchgefallen ist, so kannst du sicher seyn, ihm den Kopf zu verwirren.

Sterne hat über die Schmeicheley ſehr picante Züge in ſeiner empfindſamen Reiſe geliefert *).

„Doute par vanité de tout ce qu'il apprit
Et meurt sans avoir eu l'esprit,
De se permettre une bêtise."

Der Verfaſſer des Zuſchauers (Addiſſon) behauptet, daß man kaum einen einzigen Menſchen finden werde, der nicht empfindlicher bey dem Ruf des Geiſtes und des Unterſcheidungsvermögens, als bey dem der Rechtſchaffenheit und Tugend ſey.

„Nichts verunſtaltet die Converſation mehr," ſagt Doctor Swift, „als das Trachten, Geiſt zu zeigen. Es iſt eine Verirrung, in die gerade die Leute von Geiſt ſelbſt und am öfteſten dann verfallen, wenn ſie beyſammen ſind. Sie würden ihre Worte für verloren halten, wenn ſie den Mund geöffnet hätten, ohne etwas Geiſtvolles zu ſagen. Es iſt eine Qual für die Andern und für ſie ſelbſt, wenn ihre Anſtrengungen ohne Erfolg bleiben. Sie halten ſich

---

*) Bey Gelegenheit des Capitels von der Schmeicheley, fällt mir noch eine Anecdote von dem genialen Prinzen de Ligne ein, die ich, wiewohl ſie nur in der entfernteſten Analogie hieher paßt, doch nicht unterdrücken will. Eines Tages, bey Hofe, erhoben ſich verſchiedene Stimmen über die Zweckmäßigkeit des damaligen Trieſtiner, jetzigen Neuſtädter-Wiener, vulgo Wiener-Neuſtädter-Canals. Der Prinz behauptete aus Scherz oder Nicht-Scherz, der Canal ſey nicht einmal ſo tief, daß ein Menſch darin ertrinken könnte. Einige Zeit darauf erzählte man dem Prinzen im Tone der Zurechtweiſung, daß gleichwohl Einer im Canal ſey ertrunken gefunden worden. „Ah!" entgegnete der Witzige, „ce n'etoit qu'un flatteur!"

für verbunden, etwas Außergewöhnliches zu ſagen, das ihnen ſelbſt Genüge thue und ihres Rufes würdig ſey."

Heut zu Tage hat die Manier zu denken, zu raiſonniren und zu diſſertiren, die des Geiſtes erſetzt. Man ſagt, ſeht hier einen ſtarken, einen tiefen Mann, wie man ſonſt ſagte: Seht hier einen Mann von Geiſt. Im vorigen Jahrhunderte hieß es, daß ein Mann Geiſt erzeugte (faiscit de l'esprit); es ſcheint, daß das jetzt bey dem Genie der Fall ſey. Dieſe Manier iſt nicht minder lächerlich als die vorige.

„Que mes perſecuteurs s'acharnent contre moi
Que mes rivaux me déchirent, mais toi!
Toi, que j'aimois comme mon père,
Qui partageois la table de mon père
A qui j'ouvris mon coeur, dont je serrai la main:
Comment de ton ami te fais tu l'assassin."

Dieſe Verſe ſind eine Nachahmung der Paſſage in Davids Pſalmen:

quoniam si inimicus meus mededixisset
mihi sustinuissem (L. IV. V. 12. et seq.)

„Tairons-nous le brouillon, dont autre fois Moliére
D'un pinceau vigoureux cût tracé le portrait,
Et dont Gresset, à sa maniére,
Sous le nom du mechant crayonna quelques traits."

Der Entwurf, von dem Delille hier ſpricht, gleicht dem Greſſet keineswegs, und findet ſich eben ſo wenig in der Natur ſelbſt.

„Vieus, reprends tes couleurs, ressaisis ton pinceau,
Et peins-nous à son tour le discoureur aimable."

Nachdem Delille durch eine glückliche Eintheilung die Verirrungen des Geiſtes und Charakters geſchildert, führt er uns einen liebenswürdigen Mann vor, der ſowohl von der einen als von der andern ausgenommen iſt. Daher ſind die Vorſchriften, welche er gibt, Beyſpiele, leichter zu befolgen als Unterricht und Maximen.

Nicht allzu weit wollen wir das Vorbild ſuchen, das man ſich in der Converſation aufſtellen mag. Wir laſſen hier Madame Vannoz reden.

„A ces soupers mon enfance autrefois,
Du vrais bon ton étudiant les lois,
Venait chercher et choisir ses modéles:
C'est sur les pas de ces guides fidéles,
C'etait alors, que preludant mes vers
Je recueillais ces préceptes divers.
Là j'ecoutais cet éloquent poête,
Qui, s'arrachant à sa douce retraite,
Venait du Pinde, où régnent ses écrits,
Se reposer en un cercle d'amis,
Et qui, chargé de lauriers et d'hommages,
Daignait encor sourire à nos suffrages.
Il paraissait; un murmure flatteur
Nous annonçait le moderne Virgile.
Bientôt muit, tout le cercle immobile
En l'admirant devenait auditeur.
Si de son lut les fréquentes merveilles
On fait sa gloire et celle de nos jours;
Si le génie éternise ses veilles,
Le Dieu du goût enchante ses discours.
Voyez-le orner l'anecdote piquante!

De mille traits l'etincelle brillante,
Comme en ses vers, éclate en vous débit;
De chaque objet chaque mot est l'image;
Toujours poëte, il peint tout à l'esprit;
Et sa mémoire en vain nous dit son âge.
Mais, qu'ai-je appris? Quand j'ose à mes essais
Mêlér son nom et crayonner ses traits,
Il va chanter ce poete lui-même,
D'un art charmant, qu'il embellit, qu'il aime,
Va dans ses vers dévoiler les secrets.
Mon Apollon, mon maitre prend sa lyre:
Pour l'écouter, je me tais et j'admire.
Ma faible main, vous prêtant ses secours,
Vous conduisit jusqu'aux portes du temple;
Recueillez y ses vers et ses discours,
Et receves le précepte et l'exemple.

„Les conversations sont l'état populaire."

Delille hat hier die Converſationen und Manieren der guten Geſellſchaft zur Schau geſtellt, als einziges Mittel, ſie wohl kennen zu lernen. Es iſt ſchwer, ſie zu definiren, und es ſteht zu befürchten, daß hier ein Räthſel, ein ſchwer auflösbares, proponirt werde.

Es iſt ein Land, ein Volk, oder vielmehr eine bloße Geſellſchaft, von welcher überall geſprochen wird, ohne daß man genau wiſſe, wo ſie und welche es ſey. Jede pikirt ſich, ihr anzugehören, und die empfindlichſte Beleidigung, die man einem Manne oder einer Frau zufügen könnte, wäre, zu ſagen, daß ſie noch nicht dabey geweſen ſeyen. Dieſe Geſellſchaft hat ihre Geſetze, ohne daß ſie gehalten wäre, die Geſetzgeber zu bezahlen; ſie hat ihre Gebräuche, die man in Allem blindlings zu befolgen ſich rühmet. Alle Welt

befiehlt, alle Welt gehorcht daſelbſt, man zahlt da nichts der Gunſt; dem Glück läßt man nichts thun. — Wehe den Fremden, die ſich da nähern, ſie ſind der ſchützenden Gottheit des Ortes geopfert; dieſe Geſellſchaft hält ſich ſtets in der vollkommenſten Ordnung, und niemand hat mit einem polizeylichen-Geſchäfte zu thun. Man ſpricht los, und verurtheilt in letzter Inſtanz, ohne dabey einen Richter zu erkennen. Seit Perikles und Scipio iſt ſie immer dieſelbe, obgleich ſie den Wechſel liebt, und die Mode ihr, wie die Vorſehung, gilt. Jahrhunderte verrinnen, Reiche ſtürzen zuſammen, ihrer Gründer zerſtieben; allein, obſchon zerſtreut, bewahren ſie ihre Geſetze, und, wie die Hebräer nach Jeruſalems Zerſtörung, bilden ſie mitten unter den andern, noch eine Nation. Dieſe ſeltſame Vereinigung iſt es, die man die gute Geſellſchaft nennt.

Die ganze Geſetzgebung dieſer Gattung von Republik liegt in den Worten: Es iſt der Gebrauch; die andern Worte: das iſt ein übler Ton, das iſt nie geſchehen, ſind hinreichend, die Neuerer, die Kühnſten zurück zu halten. Der größte Dienſt, den man dieſem republicaniſchen Staat leiſten kann, beſteht darin, diejenigen zu vergnügen, aus denen er zuſammen geſetzt iſt. Als größtes Verbrechen wird erkannt, ihn mit Langeweile zu behelligen. Sobald es Jemand wagt, ſich über die Statuten hinauszuſetzen, überträgt ſie es dem Lächerlichen, ſie zu vertheidigen und zu rächen. Das Lächerliche, ſtets bereit, diejenigen, welche es verdammt, zu verfolgen, wacht unaufhörlich über ſie; es gleicht dem Alten vom Berge, der nie ein Heer zu ſeinen Befehlen hat, aber überall ſeine unſichtbaren Agenten ausſchickt, und den Schrecken bis zu den Großen der Erde hinträgt *).

*) Dieſe Schilderung iſt gewiß ein Meiſterſtück; ſie iſt einfach und

„L'orgueil discret, la morgue taciturne
De ce savant, lucubrateur nocturne,
Qui, dans le fond de son docte réduit
De ses tablettes vermineuses
Ayant compilé jour et nuit
Les richesses volumineuses — — —"

Schon in den vorigen Noten iſt angeführt worden, was La Bruyere von den Gelehrten ſagt; auch Bondi hat das Bild des Pedanten geſchildert; er ſchließt, wie folgt:

„Von dem langweiligen Declamator ermüdet, wendet ſich Jedermann, ſteht auf, oder verändert den Platz, um das Ende abzuwarten. Aber Liſinda artiger, geduldiger, die ſich in der Nähe des Pedanten Ariſtarch hält, ſcheint, obgleich mit andern Dingen erfüllt, ſeinen mürriſchen Reden Beyfall zu ſchenken. Darauf lacht ſie unter die Mütze, und indem ſie ihren Nachbar Thyeſis bald mit dem Ellbogen, bald mit dem Knie anſtößt, ſucht ſie ihn zu erwecken, und macht ſonach das heimliche Lächeln und Spötteln laut werden. Endlich vernimmt man ein ironiſches „Bravo!" der Langeweile entpreßt. Auf dieſes Wort ſtreichelt ſich

---

geiſtreich, leicht und erſchöpfend zugleich. Eben ſo glücklich charakteriſirt der Graf Segur (Galerie mor et polit.) den Geiſt und die Herrſchaft eines Hauptaggregats der Converſation, nähmlich der Mode. „Es gibt eine Herrſcherin" heißt es, deren drückendſte Befehle niemahl Widerſtand erfahren. Ihre Einfälle ſind hochverehrte Geſetze, ihre Grillen, Orakel; nach ihrem Belieben ändert ſie die Gebräuche, ſie ſpottet der Uebereinkünfte, und beugt die ſtrenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie beſtimmt das Gute und Ueble; erſchafft und vernichtet den guten Nahmen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geiſt, Wiſſenſchaft dem Charlatan, und widerſetzt ſich ungeſtraft den Vorſtellungen der Billigkeit, den Rathſchlägen der Weisheit, und ſelbſt den Vorſchriften der Religion. Ihr einziger Zweck geht dahin, zu gefallen."

der Pedant, ein eitler Blasenball, das Kinn, spazirt, die rauhe Hand auf der Brust, einher, und arrangirt seine Kleidung. Nachdem er dem Erstaunen der Andern freyen Lauf gelassen, und die glänzenden Lobeserhebungen für sich noch einmahl durchgegangen, beobachtet er endlich Stillschweigen."

Sterne hat einem sehr sinnreichen Einfall über die Gelehrten: „Das Wissen ist das Dictionnär der Wissenschaften, aber der gesunde Menschenverstand (bon-sens) ist ihre Grammatik."

Il ne dit point, qu'il fait chaud, qu'l fait froid,
Dans quelle année, en quel endroit
Les vivres furent chers, la moisson abondante.

Diese Nichtssager sind von Theophrast sehr gut charakterisirt worden. Man kann seine Schilderung bey dem abgeschmackten Sprecher nachlesen *).

„Mais il hait encore plus le jargon
Dont l'hôtel Rambouillet tourmentoit nos aïeux."

---

*) Gegen diese Nichtssager und Nichtssagerinnen (denn es scheint auf das gesprächige Geschlecht gemünzt zu seyn), sollte hier eigentlich gar nicht geeifert werden, denn sie gehören mehr dem gewöhnlichen, schlichten, anspruchslosen Publicum, als der feinen, distinguirten prätentiösen Conversationswelt an. In dieser werden sie sich nur äußerst selten vorfinden; und ist auch das zuweilen der Fall, so verlassen sie von selbst baldmöglichst eine Sphäre, in der sie sich entweder selbst gefallen, noch Andere interessiren können. Es ist unbeschreiben zu fordern, daß alle Welt den Sinn, und die, wiewohl angenehme Mühe habe, immer von Nichts zu reden.

La Bruyere macht ohne Zweifel eine Anſpielung auf die Converſationen im Schloſſe zu Rombouillet, wenn er ſagt: Iſt es denn ein ſo großes Uebel, gehört zu werden, wenn man redet, und zu reden, wie alle Welt? Ein Ding fehlt Euch, Acis, Euch und Eures Gleichen, die Wortſpieler; Ihr mißtraut Euch hierinnen, und ich werde Euch in Erſtaunen ſetzen. Eines fehlt Euch noch: nähmlich Geiſt; es iſt nicht alles; Ihr habt noch eine Sache zu viel, nähmlich, die Meynung, mehr (Geiſt) zu haben, als die Andern. Das iſt die Quelle Eures pomphaften Gallimathias, Eurer verwirrten Phraſen, und Eurer großmächtigen Worte, die nichts bedeuten. Ihr nähert Euch dieſem Manne, oder tretet in dieſes Zimmer, ich halte Euch beym Kleide, und ſage Euch ins Ohr: Traut nicht, Geiſt zu haben; habet keinen, das iſt Eure Rolle; führt, wenn Ihr könnet, eine einfache Sprache, ſo wie ſie diejenigen führen, in denen Ihr keinen Geiſt antrefft; vielleicht glaubt man hernach, daß ihr einen habt. Schon Montaigne hat ſich über dieſe anmaßenden Sprecher moquirt, die auf ihren Weg eine viertel Meile ablenken, um ein Bonmot oder eine ſchöne Phraſe zu ſuchen. Das Phraſenſuchen, ſagt er, kommt von einer kindiſchen ſcholaſtiſchen Eitelkeit her. Es heißt den Worten fröhnen und folgen. — — Ich liebe den einfachen und natürlichen Sprecher, auf dem Papier, wie im Mündlichen; den kräftigen, nervoſen, kurzen gedrängten, nicht ſo zart und geglättet, als lebhaft und rauh, vielmehr difficil als langweilend, gleich fern von Affectionen, Regelloſigkeit, Dunkelheit und Kühnheit ꝛc.

„Disciple heureux de la nature
D'un phrase naïve et pure
Il ne demande point pardon".

Theophraſt wurde, nach einem langen Aufenthalte zu Athen für fremd angeſehen, und von einer Kräuterhändlerinn alſo genannt. Sie bemerkte, daß er in ſeiner Ausſprache das Attiſche »je ne sais quoi" nicht habe, woran man die Athenienſer erkannte. Hatte Theophraſt einen Fehler gegen die Ausſprache von Athen gemacht? Nein, er redete nur mit mehr Correctheit griechiſch, als die Andern; er redete in der Bücherſprache, was wohl ein Fehler gegen den Gebrauch hat ſeyn können *).

Das Nähmliche würde einem Fremden begegnen, der nach Paris käme, wenn er die franzöſiſche Sprache nur in Büchern ſtudiert hätte. Eine ziemliche Anzahl Franzoſen und ſelbſt Pariſer, könnte auf dieſe Art für wahrhafte Ausländer genommen werden; vorzüglich aber die Pedanten, welche beſſer reden wollen als die Andern und manche Grammatiker von Profeſſion, welche verſäumt haben, ihre Sprache in guter Geſellſchaft auszubilden.

„Damon le clabadeur, en mugissant arrive,
Du bas de l'escalier, par de frequents éclats,
Son formidable abord s'annonce avec fracas."

Das Bild dieſes Lärmmachers hat der Verfaſſer der Charaktere (La Bruyere) gezeichnet. Wir wollen aber einen andern, minder bekannten Autor anführen, nähmlich den

---

*) Bey den Wienern iſt es nach langer, langer Zeit gottlob endlich dahin gekommen, daß man diejenigen, welche mit Correctheit und angemeſſener Wahl des Ausdrucks Deutſch reden, nicht mehr auslacht. Das haben wir der Literatur zu danken. Dieſe iſt, obgleich leider größtentheils durch Nachdrücke, ſeit Kurzem in Aufnahme gekommen, und die Bücherſprache ging in den Umgang über.

italieniſchen Bondi. Dieſe Vergleichungen werden dazu dienen, den Vorzug des franzöſiſchen Dichters kennen zu lernen, und mögen zur Unterhaltung des Leſers beytragen:

„Aber welch' einen Lärm höre ich? Zu Hilfe, zu Hilfe! Mach' die Ohren zu, mein Freund, und vertheidige dich, wenn du kannſt, gegen dieſen reißenden, gewaltigen Redeſtrom! Ich ſehe den Schwätzer Alcimor kommen. Vernimm, wie er, noch fern von der Thüre, laut ſchreyt, und eine unzweifelhafte Kenntniß ſeiner Ankunft den entſetzten Ohren gibt. Es exiſtirt kein ſo geduldiges oder ſo ſtarkes Trommelfell, welches eine Stunde lang ſeine fremde und unglaubliche Redſeligkeit aushalten könnte. Ueberall, wo er ſich zeigt, fragt und antwortet er, kaum eingetreten, ganz allein; er bringt tauſend Dinge vor, und nimmt Theil an tauſend andern. Als Logiker raiſonnirt er, als Hiſtoriker erzählt er, als Redner pererirt er. Er ſchöpft nicht Athem. Hat er nichts mehr zu ſagen übrig, ſo wiederhohlt er ſich, und redet unaufhörlich fort. Jedermann ſchaudert bey ſeinem Anblick, und vermeidet ſeine Nähe. Wehe dem, den er unverſehens überfällt! Vergebens kämpft er gegen dieſe Wortſündfluth, er muß wider ſeinen Willen anhören. So ſetzt ſich ein Reiſender, auf unwirthbarem Wege vom Regen überfallen, an den Stamm einer zweigreichen ſchützenden Eiche, und kauert ſich da zuſammen, um abzuwarten, bis der Sturm vorüberziehe, oder nachlaſſe."

„Was gäbe es auch für einen Zaum für dieſen Ungeſtümen! Sagt ihm, daß er ſchweige, er hört Euch nicht; redet ſelbſt, er ſchreyt, und macht Euch ſchweigen. Schläft Ihr ein, er fährt fort zu reden. Wacht Ihr auf? Ihr trefft ihn noch redend an. Ueberall hört Ihr den unaufhörlichen Ton ſeiner unermüdlichen Zunge. Wie eine Weck-

uhr, von der die Feder abläuft, die von ihrem elaſtiſchen Klopfer den ſonoren Metallklang mit Heftigkeit widerſchallen läßt, ihre Schläge vermehrt, und raſch den Schlummer vom betroffenen Ohr verſcheucht: eben ſo iſts mit der Zunge des Schwätzers, einem künſtlichen Werkzeug voll Beweglichkeit. Sie betäubt, und zwingt dazu, die Ohren zu verhalten. Aber Ihr weicht ihm vergebens aus; er jagt Euch ſelbſt in die Flucht. Kann der Schwätzer Euch nicht einhohlen, ſo erhebt er die Stimme; allein zurückbleibend, fährt er fort zu reden, und bekümmert ſich wenig darum, ob man ihn höre."

„Er verabſcheut in der ganzen Natur nichts ſo ſehr, als das Stillſchweigen; er iſt nur geboren, um zu reden; ſein Leben war ein ſtätes Sprechen, noch im Tode will er fortfahren; im Grabe ſelbſt die Zunge unaufhörlich bewegend, hofft er, das eiſerne Siegel zu brechen, das der Tod ihm an den Mund gelegt *)."

„La bonté fait sa politesse
Le malheur est sacré pour sa delicatesse."

Die Höflichkeit hat Voltaire in folgenden Verſen definirt:

---

*) Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß der Italiener hier dem Franzoſen nachſtehe, ein Bondi einem La Bruyere. Indeß iſt der Charakter eines Gabanderu: wieder keine Erſcheinung im Converſations-Leben, denn ſie iſt Carricatur, überall dem Plebs und nur in dem nervoſen unbekümmerten England nicht dem Plebs allein angehörig. Ein ſolcher Lärmbold wird bey uns nur aufgetreten ſeyn, um alſogleich wieder abzugehen. Denn man kommt in Zirkel zuſammen, um mit ſinnvollen Gedanken, und nicht, wie in manchen Gremialverſammlungen, wo man ſich immer vergebens nach einem Sapieha umſieht, mit wirrem Geſchrey zu toben.

„La politesse est à l'esprit
Ce que la grâce est au visage;
De la bonté du coeur elle est la douce image,
Et c'est la bonté qu'on chérit."

„Die Höflichkeit," ſagt Duclas, „iſt der Ausdruck oder die Nachahmung der geſelligen Tugenden. Sie iſt der Ausdruck, wenn ſie wahrhaft, und Nachahmung, wenn ſie falſch iſt; und die geſelligen Tugenden ſind jene, welche uns denen, mit welchen wir leben, nützlich und angenehm machen."

Delille hat ſich nicht darauf eingelaſſen, die Höflichkeit zu definiren, er hat ſich begnügt, uns den feinen Weltmann zu zeigen. Was Stillingfleet von der Höflichkeit in ſeinem Gedichte über die Converſation ſagt, verdient angeführt zu werden:

„Studiert ſorgfältig die Höflichkeit, ſie wird Euch die Redensarten und Sitten, welche die Mode anerkennt, lehren. Vergebens wird die Affectation die Miene einer Matrone annehmen, und der Ungeſtüm mit ſeinem vertraulichen Geheimniſſe ſie nachahmen. Sie ringen gegen die Natur, um ſich Beyfall zu verſchaffen, quälen und ermüden. Die Artigkeit wandelt, obwohl mit Maß, mit Leichtigkeit; doch, und von Allem, was ſie ſtudiert hat, läßt ſie nur das Anmuthige ſehen."

„Le sarcasme cruel, la mordante épigramme,
Et l'ironie au ton moqueur."

Der Scherz, ſagt ein bereits citirter Schriftſteller, iſt das angenehmſte Talent für die Converſation; aber da er unendlich ſelten iſt, hat man ihn mit pikanten Worten,

und mit dem, was man Persifflage nennt, substituirt *), gerade so, wie diejenigen, denen es, wenn ein neues theures Kleid in die Mode kommt, und ihre Verhältnisse nicht erlauben, sie mitzumachen, sich mit der möglichst ähnlichen begnügen. Viele Leute nennen Scherz die Kunst, jemanden in seinem Discurs aus der Fassung bringen, ihn lächerlich machen, und die Mängel seiner Person und seines Geistes aufzudecken.

Duclas nennt die Persifflage eine ermüdende Anhäufung von gedankenlosen Worten, eine Geläufigkeit, die die Narren lachen macht, die Vernunft scandalisirt, die honetten oder schüchternen Leute aus der Fassung bringt, und die Gesellschaft unerträglich macht. Dieses schlimme Genie ist, setzt er hinzu, weniger übertreibend, und dann nur um so gefährlicher, wenn man nähmlich jemanden, ohne daß er daran zweifeln kann, der Bosheit einer Gesellschaft aufopfert, indem man ihn zum Werkzeug und Gegenstand des allgemeinen Spottes zugleich durch das macht, was man ihm unterlegt, und durch den Sinn, welchen man daraus zieht.

---

*) Das wird Niemand unterschreiben. Scherzen ist gewiß leichter, als Persifliren; jenes ist einfacher, weil es natürlicher, dieses complicirter, weil es künstlicher ist. Auch nimmt man es beym Scherze mit dem Geiste, und der treffenden Application nicht so genau; es ist mehr Sache des Gemüths, die Persifflage mehr Sache des Urtheilsvermögens; darum ist auch jener nicht, wie es oben heißt, „unendlich selten", sondern vielmehr unendlich häufig, weil wohl Jedermann Gemüth hat. Der unvorsichtige Scherz verwundet leicht, die vorsichtigste Persifflage bleßirt schwer. Gresset sagt:

De la joie et du coeur l'on perd l'heureux langage
Pour l'absourde talent d'un triste persiflage.

Indeß kann von der Persifflage gelten, was man von der Satyre sagt: Difficile est satyram non scribere.

Diejenigen, welche ſich dieſe Ausgelaſſenheit zu oft erlauben, vergeſſen, daß ſie, wenn ſie eine Lächerlichkeit veranlaſſen, immer ein Vergehen geſtatten. Was die Fröhlichkeit vollends tödtet, iſt der Ungeiſt der Anſchwärzung, die Bosheit der Verleumdung, die ſchonungsloſe und glatte Gewohnheit der Geheimnißkrämerey. Nach dieſem Ausbruche der Gehäſſigkeit und Schlechtigkeit erſcheint Alles abgeſchmackt, kalt und erſchöpft.

„Ah! je la reconnais à sa grâce timide
A son air resérvé: son nom,
A tous nos jeunes fats j'en demande pardon,
Est Modestie."

Die Beſcheidenen werden in der Welt faſt immer beym Worte genommen, darum iſt der entſcheidende Ton ſo Mode geworden *). Mein Ruf, ſagte Duclas, hat erſt von dem Augenblicke begonnen, wo ich ſagte, daß ich Geiſt beſäße. Der Verfaſſer der perſiſchen Briefe führt ein merkwürdiges Beyſpiel des entſcheidenden Tones an. „Ihre

---

*) Eine Bemerkung, die äußerſt fein, ja beynahe ſubtil iſt. Einem Beſcheidenen, der irgend etwas zuſagt, hält man für doppelt verbunden, es in Wort oder That zu rechtfertigen; dem Abſprechenden hingegen erläßt man Alles, aus Furcht bey der Erinnerung derb abgetrumpft, und ridicül zu werden. Auch in der Liebe greift der mit dem entſcheidenden, ſelbſtzuverſichtlichen Ton viel eher durch, als der Beſcheidene, obgleich jedes vernünftige Frauenzimmer (und welches Frauenzimmer wäre nicht ein vernünftiges?) recht gut weiß, auf welcher Seite Verdienſt und Gehalt ſey. „Le modestie ſagt J. B. Rouſſeau, avec le vrai metire est toujours assortie." Alſo auch hier am beſten die Mittelſtraße laut Voltaire: C'est peu être modeste; il faut avoir encore de quoi, ne l'être pas.

Converſation," ſagt er, „ſchien mir bewunderungswürdig. Die Converſation des erſten Wohlgeſchätzten, zielte immer dahin: Was ich geſagt habe, iſt wahr, weil ich es geſagt habe; die des Zweyten: Was man geſagt hat, iſt nicht wahr, weil ich es nicht geſagt habe."

Der beſcheidene Mann gefällt nicht wenig dadurch, daß er Niemanden unterbricht. Hält er ſich ſtille, ſo haben diejenigen, die vor ihm ſprechen, Redlichkeit, Offenherzigkeit genug, zu glauben, daß er nur deßwegen ſchweige, um das Vergnügen zu haben, ſie zu hören. Lord Cheſterfield empfiehlt ſeinem Sohne nicht minder beſcheiden zu ſeyn, als es zu ſcheinen. Die Beſcheidenheit, ſagt er, wird dein einziger Angel ſeyn, wenn du Lobeserhebungen fiſchen willſt.

Morellet, in ſeiner Stelle über die Converſation, ſpricht von einer gewiſſen unechten Beſcheidenheit, welche beklemmender und beleidigender iſt, als ſelbſt der abſprechende und entſcheidende Ton. Hier eine ungefähre Schilderung dieſer falſchen Beſcheidenheit, welche nichts anderes, als die höchſte verfeinerte Eitelkeit iſt. „Was ſie die Ehre haben Euch zu ſagen, ſcheint ihnen erwieſen, aber es iſt nur ihre Meynung, die übrigens Niemanden zum Geſetze dienen kann. Wenn man nicht ihrer Meynung iſt, ſo iſt es ohne Zweifel deßwegen, weil ſie ſich nicht gut explicirt, nicht verſtändlich gemacht haben; ſie bitten um Erlaubniß, das Geſagte zu wiederhohlen, überzeugt, daß man dadurch zur Gewißheit ihrer Gründe gelangen werde. Sie würden es ſich nicht heraus nehmen, in anderen Gegenſtänden einer verſchiedenen Meynung mit Euch zu ſeyn; aber was den vorliegenden betreffe, ſo haben ſie ihn zu einer Angelegenheit ihres vorzüglichen Studiums gemacht, welches ſie authoriſirt, ihre Gedanken zu ſagen."

Der Zuſchauer entwirft von dem beſcheidenen Manne folgendes Bild: „Lucceius iſt ein Wiſſer, er hat Geiſt, Frohſinn und Geſprächigkeit, aber bey all' dieſen Vorzügen hat er nicht die mindeſte ambitioſe Abſicht im Kopfe. Vielleicht glaubt auch deßwegen der Pöbel, daß er ohne Genie ſey; aber ſeine Freunde ſind wohl überzeugt, daß er vollendete Geſchicklichkeit beſitze. Er geht nicht auf Bewunderung aus, er hat des äußeren Glanzes nicht von Nöthen Seine Kleider gefallen ihm, wenn ſie nur etwas modern ſind, und warm halten; die Geſellſchaft iſt ihm angenehm, wenn er Perſonen von Artigkeit und Verträglichkeit antrifft. Er verlangt weder Ueberfluß bey Tiſch, weder rauſchende Fröhlichkeit in der Geſellſchaft, noch irgend eine außerordentliche Unterhaltung. Ohne Vorurtheil, und Herr ſeiner Leidenſchaften, iſt ſeine Carriere ſo ruhig, daß er überall mehr Geiſt, beſſere Mahlzeiten, und mehr Fröhlichkeit findet, als er braucht, um die Luſt des Lebens zu genießen *)."

Der zuverläſſige und entſcheidende Ton, hat Sterne geſagt, iſt eine Abſurdität; habt Ihr Recht, ſo vermindert er Euren Triumph, habt Ihr Unrecht, ſo vermehrt er die Schmach Eurer Niederlage.

„Que l'indifferent égoiste,
D'un air distrait insouciant et triste,
Semble, à regret, supporter vos discours."

Der italieniſche Dichter Bonde mahlt uns den Egoiſten, der unaufhörlich von ſich ſelbſt redet, auf folgende Weiſe:

---

*) Das iſt ein recht ſchönes Bild, für den recht ſchönen deutſchen Süden entworfen.

„Seht den, der da eintritt, und stets nur von seinem Ich träumet! Seine vertiefsten Gedanken beschäftigen sich nur mit diesem seinem Ich; er hat eben so viel Sorge für sich selbst, als er deren die Andern enthebt. Sein Nahme ist Ich. Nie kommt ein anderes Wort so häufig aus seinem Munde, nie mit so viel Emphase. Die Natur hat ihn, wie aus Luft, mit sich selbst erfüllt, gebildet. Sie hat ihm hernach zugerufen: herrsche, lebe, indem du dich zum Mittelpuncte des Universums setzest; alle Sterblichen werden ihr Licht von dir empfangen, beschäftige alle Andern stets mit dir selbst, in all deinen Reden sey dein Nahme verwebt, mit allen Ereignissen, die deine Person betreffen, behellige immerfort diejenigen, welche dich nie als bey Hindernissen darum fragen werden, und stets ertöne das schätzenswerthe Ich aus deinem Munde."

Also sprach die Natur. Aus ihrer Hand begann er seinen Flug. Er beeiferte sich, schon in die Ferne hin, nur von sich selbst zu reden; in den Appartements und geschwätzigen Zirkeln wiederhohlt er unaufhörlich sein theures Ich.

Es gibt keine Zuflucht, keinen noch so frembartigen Gegenstand, der gegen seine egoistische Miturtheile verwahren könnte. Mit diesem Ich behandelt er alle Materien, er reducirt, umschließt, calculirt, vergleicht und vereiniget Alles mit diesem Ich; er ist unaufhörlich der citirende Erzähler seines Lebens, seiner Gedanken, seiner Träume ꝛc. *).

---

*) Keine sehr pünctliche Zeichnung. Bondi war nie ein Lebrün, nie ein Chodowiecki! Der Egoismus, dieser reiche Stoff, hätte so viel Farben dargebothen! Die so lebendig hebende Kunst der Antithese wendet Bondi höchst selten an. Wer erinnert sich nicht huldigend an Schillers classischen Aufsatz: Egoismus und Liebe! Den Egoisten hat unter Andern Bacco sehr scharf Sarakterisirt: Er ist, sagt der große Philosoph, ein Mensch, der ein Haus in Flammen setzen würde, um ein Ey zu kochen.

„bien dire et bien entendre est l'art de converser."

Die Kunſt gut anzuhören (aufzufaſſen) iſt vielleicht ſeltener, als die, gut zu reden *). In einem bereits eingerückten Alter ſagte Fontenelle: „Was noch beym Abſchiede vom Leben tröſtet, iſt, daß nun niemand mehr da iſt, der hören könnte." —

Roßwalde in Mähren.

Wie ſehr auch die zauberiſchen Anlagen des geſchmackvollen und prachtſinnigen Freyherrn von Braun auf ſeinem Gute Schönau nächſt Wien, beſonders die kunſtempfänglichen Wiener, und eben ſo die kunſt- und natur empfänglichen Wienerinnen entzückten; wie ſehr auch in dieſem Feenaufenthalte Alles, was Geſchmack, Luxus und Koſtenaufwand zu leiſten vermochten, geleiſtet zu ſeyn ſchien, ſo war dieſe ganze paradieſiſche Schöpfung einige Decennien früher gleichwohl nicht ferne davon, nähmlich im Mähriſchen, bey weitem überbothen worden.

Das betreffende Landgut iſt Roßwalde; Albert Joſeph,

---

*) Die Kunſt gut zu hören, iſt da gewiß nicht ſelten, wo die Kunſt gut zu reden vorausgeht. Wer gut redet, wird gut gehört werden; wer gut redet, und nicht gut gehört wird, hört auf zu reden, ein Fall, der ſich bey zufällig heterogenen Geſellſchaften, z. B. auf Reiſen, in Poſt- und Badnerwägen, an öffentlichen Orten, oft genug ereignet. Wo man keine Empfänglichkeit oder Würdigung wahrnimmt, erſtirbt der Reiz und die Luſt, weil ſich niemand gern profanirt! Ein ſtumpfer Stein gibt keine Funken; ohne Funken gibt es kein Licht, ohne Licht kein Feuer, ohne Feuer kein rechtes Geſpräch. Ce qu'on n'entend pas du premier coup, drückt ſich Vauvenargues ſehr richtig aus: n'est pas du ressort du bon goul.

Graf von Hoditz, war der Beſitzer und Herſteller aller dieſer Schönheitswunder. Eine Reiſe nach Italien, dieſem Garten von Europa, machte in dem kunſt- und prachtliebenden Gemüthe des Grafen zuerſt die Idee jener Anlegung rege, die er ſpäter ſo bewunderungswürdig ausführte. Sein Aufenthalt an dem glänzenden Hofe ſeines Souveräns, Carls des VI. zu Wien, wo er als Kämmerer ſtets Augenzeuge und Mitgenoſſe ſo vieler kunſtvollen und ſchimmernden Fröhlichkeiten war, befruchtete ſeine ſchon von Natur aus glühende und productive Einbildungskraft noch mehr.

Als ſich Graf Hoditz in der Lage befand, ſeinen, mit allem Feuer der Jugend gehegten Lieblingsplan, Roßwalde zu einem Feenſitze umzuſchaffen, zur Ausführung zu bringen, war es ſein erſtes Geſchäft, alle Arten von Kunſttalenten in ſeinen Kreis zu ziehen, dergeſtalt, daß es faſt keinen artiſtiſchen Zweig gab, der in des Grafen Umgebung nicht durch ein geſchicktes Individuum beſetzt geweſen wäre. Nach der eigenen und höchſt competenten Angabe des Grafen, war denn Roßwalde wie durch einen Zauberſchlag in einen Vereinigungspunct aller nur erdenklichen irdiſchen Luſtanſtalten umgewandelt. Was Natur und Kunſt hervorzubringen vermöchten, war hier zu ſehen und zu genießen, doch keineswegs lediglich nach einem materiellen Princip, ſondern nach höhern geiſtigen, und eines gebildeten Verkehrs und edleren geſelligen Umganges vollkommen würdigen Geſichtspuncte. Zu dieſem Ende ging der geniale Beſitzer ſo weit, daß er die große Anzahl ſeiner Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Sänger ꝛc., eigens für den Umgang der großen Welt bilden ließ. Die zahlloſen Gebäude ſeines weitläuftigen Parkes, die Maſchinerien, Theater, Feuer- und Waſſerwerke und andere künſtleriſche Einrichtungen waren weniger an und für ſich ſelbſt bewundernswerth, als durch den geläuterten Geſchmack und Geiſt

der Feinheit ihrer Verwendung zu Feſtlichkeiten aller Art, die auf Roßwalde nur aufhörten, um in neuen Formen wieder zu beginnen, und die von allen Seiten herbeyſtrömenden Theilnehmer an dieſen faſt überirdiſchen Freuden in Erſtaunen und Entzücken zu verſetzen. Der Park enthielt allein über 4000 Waſſerkünſte, einen großen Canal, mehrere Seen, eine große Menge von ſogenannten Luſthäuſern und eine originelle Bevölkerung von verſchiedenen Thiergattungen. Selbſt künſtliche Staffagen brachte der Graf dadurch an, daß er Bediente, alte Männer und Weiber, eben ſo kleine und größere Kinder, auf mancherley ſeltſame, mitunter allegoriſche Weiſe coſtumirt, an verſchiedenen Puncten des Parks in allerhand Situationen und Gruppen vertheilte, je nachdem es ein beſonderer künſtleriſcher Zweck erheiſchen mochte. Selbſt die gemeinſten Gegenſtände, z. B. Hundeſtälle, ökonomiſche Geräthſchaften, Brunnen u. dgl. waren, oft freylich etwas bizarr, idealiſirt, und gingen zuweilen auch ins Phantaſtiſche über.

Des geiſtreichen, feingebildeten, heiteren und gaſtfreundlichen Wirthes Perſönlichkeit, war jedoch die Krone dieſer ſeltenen Schöpfungen. Unter mehreren erlauchten Gäſten war auch Preußens großer König Friedrich der II., mit welchem Graf Hoditz durch ſeine Gemahlinn Sophie, die er als Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth geehlicht hatte, in Verwandtſchaft ſtand, konnte ſeiner Neugierde nicht widerſtehen, das vielberufene Roßwalde zu beſuchen; und ſo groß auch ſeine mitgebrachten Erwartungen ſeyn mochten, fand er ſie bey dem Augenſcheine doch weit übertroffen. Er ließ dem Grafen ein anſehnliches Geſchenk zurück, und, was noch mehr iſt, zeichnete ihn durch eine poetiſche Epiſtel aus, welche ſich in dem ſiebenten Bande der Oeuvres posthumes de Frederic II. abgedruckt befindet. In der Folge ſah ſich Graf Hoditz veran-

laßt, ſein geliebtes Roßwalde mit dem Aufenthalte in Potsdam zu vertauſchen, woſelbſt er 1778 ſtarb. Seinen theuren Freund und Verwandten zu ehren, ließ Friedrich jenen Theil der Jägerſtraße, wo Hobitz gewohnt, Hobitzſtraße nennen. Soviel, oder eigentlich ſo wenig erzählen wir hier von dem merkwürdigen Roßwalde, indem wir uns vorbehalten, gelegentlich eine umſtändliche Schilderung davon zu liefern, deren Grundlage des D. Tralles Abhandlung: Adumbratio amoenitatem Rosswaldensium bilden wird.

Der Schatt- (Sch's) Polak.

Was ſind alle Gedächtnißhelden, was ein Juſtus Lipſius *), ein Rector Bauer zu Hirſchberg, der ſein werthvolles lateiniſches Lexicon aus dem Stegreiſe niedergeſchrieben haben ſoll; was ſind dieſe und viele Andere gegen jenen ordinären polniſchen Juden, von dem man nicht einmahl den Nahmen weiß, der aber vielen noch lebenden Perſonen ein Gegenſtand der Ver- und Bewunderung unter der Benennung des Schatt-Polak bekannt iſt und bleibt! Dieſes Menſchen Gedächtnißkraft iſt ganz unglaublich. Iſt es denn nicht unglaublich, wenn ein Menſch den ganzen Jeruſalemitaniſchen Talmud, der aus zwölf großen Folio Bänden beſteht, von Wort zu Wort auswendig kann!!? Wenn er ferner wie eine lebendige Concordanz jedes Wort, das ihm fragend geſagt wird, nachweiſet nach Band und Seiten- und Zeilenzahl und Verbindung, und er dieſe 12

---

*) Die Gottſchedinn, die Bayles hiſtor.-crit. Wörterbuch gar nicht ſchlecht verdeutſchte, überſetzte darin den Nahmen Juſtus Lipſius, mit „der gerechte Leipziger" gewiß ſehr wörtlich.

Bände nach allen Richtungen, nach vorn oder hinten zu, mit der ſtrengſten Genauigkeit herſagt ?! — —

Friedrich der II. und ſeine Gemahlinn.

Friedrich der II. von Preußen vermählte ſich (den 12. Juny 1733) nach dem Willen ſeines Vaters, aber ganz gegen ſeinen eigenen, mit Eliſabeth Chriſtine, Tochter des Herzogs Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzeſſinn von Braunſchweig-Wolfenbüttel. So ſehr Friedrich den edlen Charakter, die hohen Tugenden und hervorragenden Geiſtes- und Verſtandeseigenſchaften dieſer Prinzeſſinn würdigte, ſo wenig war es ihm möglich, eine eigentliche Zärtlichkeit für ſie zu empfinden. Man hat oft geglaubt und geſagt, er hege nur eine völlige Gleichgültigkeit für ſeine Gemahlinn, und weiche mit ſorgfältigſter Vorſicht jeglicher Annäherung aus. Allein, bloß während ſein Vater noch lebte, ging er nach der ihm inwohnenden Conſequenz ſo weit, ſich ſtets von ihr entfernt zu halten, denn als er nach des Vaters Hintritt den Thron beſtieg, war es eines ſeiner erſten Geſchäfte, die hohe Achtung und wahre Verehrung gegen ſeine Gemahlinn auf die unverkennbarſte Weiſe an den Tag zu legen. In dieſer Zeit ſchrieb er einen Brief an ſie, der dieß deutlich genug belegt, wie folgende Stelle daraus zeigen mag: „Das ganze Königreich weiß, wie ich Sie zum Altare geführt habe, Madame! Sie allein aber wiſſen, wie ich ſeitdem mit Ihnen gelebt habe. Dieſe Betrachtungen können Sie vielleicht beſorgen machen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen und nie erfüllt habe, entſagen möchte. Aber Madame, Ihre

Geduld, Ihre Zärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden, haben mir ſchon längſt die Augen geöffnet. Es iſt, ich weiß nicht was, in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dieſes Geſtändniß eher zu thun, als in dem Augenblicke, wo es vor Ihnen und aller Welt Augen offen darliegt, daß es aus meiner eigenen Ueberzeugung fließt. Dieſer Augenblick iſt gekommen, und ich lade Sie ein Madame, meinen Thron mit mir zu theilen, den zu beſitzen Sie ſo würdig ſind." Daß Friedrich ſeine Anerkennung nicht bloß bey Worten bewenden ließ, bezeigt das Geſchenk, welches er ihr mit dem Schloſſe Schönhauſen machte, auf welchem ſie die Sommerszeit verlebte. Auf dem Sterbebette noch bethätigte er ſeine Hochachtung und freundſchaftliche Fürſorge. Sein Teſtament ſicherte ihr eine jährliche Penſion von 50000 Thalern. Laut und gerührt ſprach er noch in ſeinen letzten Stunden über den edlen Charakter der Fürſtinn, ſeiner Gemahlinn: „Sie hatte," äußerte er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeſte Urſache zu Mißvergnügen gegeben, und ihre unerſchütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe." — Dieſe vortreffliche Fürſtinn war beſonders auch, von Seite der Humanität höchſt verehrungswürdig, denn ſie verwendete über die Hälfte ihrer Jahrespenſion zu Werken der Milde. Für die Wiſſenſchaften hatte ſie eine eifrige Neigung; ſie übte ſich ſelbſt und war Schriftſtellerinn. Sie übertrug mehrere deutſche Schriften, darunter moraliſche, religiöſe und geſchichtliche, in die franzöſiſche Sprache, und gab in dieſer letzteren nachſtehende Werke heraus: Meditation à l'occasion du renouvellement de l'année etc. 8. Berlin 1777. Reflexions pour tous les jours de l'année 8. Berlin 1777. Reflexions sur l'état des affaires publiques en 1778 Berlin 1778. La sage revolution, 8. Berlin 1779. Dieſe wackere Prinzeſſinn entſchlummerte in ein beſſeres

Leben den 13. Jänner 1797, tief und wahrhaft betrauert von all ihren Zeitgenoſſen.

Robinſon.

Die vielfachen Schriften, die unter dem Titel Robinſon heraus gekommen, haben urſprünglich folgende Veranlaſſung. Ein gewiſſer Alexander Selkirk, ein um 1630 geborner Schottländer, der von früheſter Jugend auf ſich dem Seedienſte gewidmet hatte, machte mit dem berühmten Reiſenden Dampier als Oberbootsmann die Fahrt nach der Südſee. Da entſpann ſich zwiſchen ihm und dem Schiffs-Capitän ein heftiger Streit, welcher für Selkirk die Folge hatte, daß er (es war dieß im Jahre 1705) auf der damahls menſchenleeren Inſel Juan Fernandez ausgeſetzet wurde. Hier verlebte er einſam und kärglich unter den abenteuerlichſten Verhältniſſen vier Jahre und eben ſo viele Monathe, bis der Capitain Woodes Roger bey ſeiner Weltumſeglung ihn im Jahre 1709 an Bord nahm. Nach zwey Jahren kam Selkirk nach England zurück, ſchrieb ſeine Geſchichte auf jener Inſel nieder, und händigte die Papiere dem damahls nahmhaften Schriftſteller Daniel de Foe ein, daß er ſie durchſehe, corrigire, und für den Druck geeignet mache. Foe war aber gewiſſenlos genug, Selkirks Materialien auf ſeine eigene Fauſt zu verarbeiten, und ſtellte jenem die Papiere, angeblich als für die Oeffentlichkeit nicht brauchbar, zurück. Auf dieſe Art entſtand durch Foe die Geſchichte des Robinſon. Er hatte ſie im Jahre 1719 vollendet, und konnte lange keinen Verleger dazu finden, da er ſich auch nicht als den Verfaſſer nannte; der Buchhändler Taylor übernahm endlich

die Drucklegung. Das Buch erſchien und brachte in Kurzem einen Gewinn von tauſend Pfund Sterling. Foe wurde hierdurch gereizt, einen zweyten Theil zu ſchreiben, der aber geringern Beyfall fand. Robinſon, wie ihn Foe, nachher Wezel, Campe ꝛc. lieferten, iſt nur die veränderte Erzählung von Selkirks Begebenheiten; die andern Robinſonaden haben gar keine Beziehung mehr auf die Schickſale dieſes Seemannes, die übrigens vor einigen Jahren factiſch beſchrieben, und für die Jugend bearbeitet erſchienen ſind.

Vegetabilien-Druckerey.

Die intereſſante Kunſt, lebendige Kräuter auf Papier ſo abzuklatſchen, daß man einen an Geſtalt und Farbe getreuen Abdruck erhält, wurde Anfangs des 16. Jahrhunderts bekannt. Man verdankt ſie dem pſeudonymen Schriftſteller Alexius Pedemontanus, der oft irrig mit J. Jak. Weker verwechſelt wird, weil dieſer im Jahre 1586 ſtarb. Von Einigen wird auch der bekannte Hieronymus Cordanus († 1576) für den Erfinder dieſer Kunſt gehalten. Keineswegs aber kann Heſſel, der 1707 in America ſolche Kräuterabdrücke verfertigte, dafür gelten. Eine förmliche vegetabiliſche Druckerey legte 1728 der Profeſſor Sturzhof in Verbindung mit dem Buchdrucker Funke zu Erfurt an. Sie begannen ein Pflanzenwerk in klein Folio auf Schreibpapier mit wenigem Texte; die Arbeit wurde aber durch eine Feuersbrunſt unterbrochen, bis ſpäterhin Profeſſor Ludwig und der Buchdrucker Trampe 12 Centurien ſolcher Abdrücke zu Stande brachten und herausgaben. Einige Exemplare mögen auch colorirt worden ſeyn, weil Verfaſ-

ser dieſes ein ſolches beſaß, deſſen Farben ſich durch Treue und Feuer auszeichneten. Ob vielleicht die Pflanzen ſelbſt ſchon farbig abgedruckt worden ſind, (denn gewöhnlich wurden ſie mit Kienruß überſtrichen, ſchwarz abgeklatſcht) und man dann mit Farben nachhalf, oder ob die Coloirung auf ſchwarzen Abdrücken Statt fand, läßt ſich, ohne eine ſolche Arbeit ſelbſt vor ſich zu haben, nicht beſtimmen. Gewiß aber iſt, daß der Engländer Stirenhals im Jahre 1728 Pflanzenabdrücke mit Farben veranſtaltete, worin ihn ſechs Jahre ſpäter der Augsburger Seuter übertraf. Dr. Junghanns in Halle hat es in der Kunſt der Pflanzenabdrücke am weiteſten gebracht. Seine Abdrücke ſind ſo zart, rein und ſcharf, daß man beym erſten Anblicke in Verſuchung geräth, ſie für Kupferſtiche zu halten.

Sub rosa.

Das Sprichwort „Sub rosa", als Bezeichnung der Geheimhaltung, leitet man gewöhnlich von einer aus Holz geſchnittenen über den Beichtſtühlen angebrachten Roſe her. Es kann aber dieſer Urſprung in eine viel frühere Zeit zurück geführt werden, nähmlich in die der alten Griechen und Römer. Ihre Speiſeſäle waren mit Kränzen geziert, und über dem Tiſche ſelbſt hängte man Roſen auf, als Sinnbild der Verſchwiegenheit. Ovid ſagt: Amon weihte die Roſe der Venus Blume, dem Gotte des Schweigens Harpocrates, damit der Mutter Handlungen geheim blieben. Nach dieſer Bedeutung hänge der Wirth dieſe Blume über dem Gaſttiſche auf, um die Gäſte zu erinnern, daß ſie, als beym frohen unbefangenen Gelage nur unter und

für ſich, das Geſchehene nicht ausplaudern; das unter der Roſe Verlautbarte, das sub rosa, bliebe sub rosa ꝛc.

Frühere Momente aus Roſſinis Leben.

Nascati e allor di qual che in ciel ne lua
Canto ancora fra noi non intelletto
Ablar l'uomo quaggiù la prima idea.
Biagioli.

Joachim Roſſini iſt den 29. Februar 1792 zu Peſaro geboren, einem artigen Städtchen im Kirchenſtaate, am venetianiſchen Meerbuſen. Sein Vater war ein armer Waldhorniſt des dritten Ranges, einer von jenen Symphonieſpielern, die, um ihren Unterhalt zu verdienen, die Märkte zu Sinigaglia, Fermo, Forli und andern kleinen Städten Romagnas beſuchen. Seine Mutter, von ungemeiner Schönheit, galt für eine erträgliche seconda donna. So zogen ſie von Stadt zu Stadt, von Truppe zu Truppe in den beſchänkteſten Umſtänden, er im Orcheſter ſpielend, ſie auf den Bretern ſingend. Allein trotz dieſer wandelbaren Lage, war die Familie frohen Muthes, und kümmerte ſich wenig um die Zukunft.

Im Jahre 1799 nahmen die Aeltern den jungen Joachim mit nach Bologna. Als er zwölf Jahre alt war, begann er mit dem Studium der Muſik. Sein Lehrer war D. Angelo Teſei. Nach wenigen Monathen ſang er in der Kirche, und verdiente ſich einige wenige Paoli. Seine ſchöne Sopranſtimme, ſo wie die Lebhaftigkeit ſeiner Manieren verſchafften ihm bey den geiſtlichen Directoren bald die günſtigſte Aufnahme. Dieß entflammte den Eifer des

jungen Genies noch mehr. Unter ſeines geſchickten Lehrers Leitung hatte Joachim den Geſang, die Kunſt zu accompagniren, und die Regeln des Contrapunctes bald vollkommen inne. Vom Jahre 1806 an, war er im Stande jedes Muſikſtück, ſo ſchwierig es auch ſeyn mochte, prima vista zu ſingen, ſo, daß Jedermann die ſchönſten Hoffnungen auf ein glänzendes Gedeihen hegte.

Den 27. Auguſt verließ Roſſini Bologna, um eine muſikaliſche Wanderung in Romagna zu unternehmen. Als Orcheſterdirector ſpielte er ſofort das Clavier zu Lugo, Ferrara, Forli, Sinigaglia, und in andern kleinen Städten. Im nächſten Jahre hörte er auf in Kirchen zu ſingen. Den 20. März deſſelben Jahres trat er in das Lyceum zu Bologna, und nahm bey dem Pater Stanislaus Mattei gründlichen Muſikunterricht.

Den 11. Auguſt 1808, componirte Roſſini zuerſt eine Symphonie und eine Cantate, unter dem Titel: Il pianto d'armonia. Unmittelbar hierauf wurde er zum Director der Academie der Concordi gewählt, welche nachmahls mit dem Bologneſer-Lyceum vereinigt wurde.

Erſt neunzehn Jahre alt, zeigte Roſſini bey einem ſchimmernden Talent zugleich eine ſolche Verſtändigkeit, daß man ihn zum dirigirenden Orcheſterchef bey der Aufführung von Haydns vier Jahreszeiten wählte, die zu Bologna Statt fand. Um dieſe Zeit kehrten Roſſini's Aeltern aus Mangel an Beſchäftigung, in ihr ärmliches Häuschen in Peſaro zurück. Joachim aber nahmen einige reiche Kunſtfreunde dieſer Stadt, wie es heißt von der Familie Perticari, in Schutz, und er wurde in Folge des glücklichen Vorſchlages einer liebenswürdigen jungen Dame alsbald nach Venedig geſchickt. Hier componirte er im Jahre 1810 für das Theater San-Moſé eine kleine Oper in einem Act, betitelt: La cambiala di matrimonio." Sie

wurde beyfällig aufgenommen, und Roſſini kehrte nach Bologna zurück, woſelbſt er im Herbſte des darauffolgenden Jahres „l'equivoco stravagante" ſpielen ließ. Er reiſ'te dann wieder nach Venedig, und gab für den Carneval des Jahres 1812 „l'inganno felice," eine Oper, die man verſucht werden kann, für ſeine ideenreichſte zu halten, und in dieſer Hinſicht, als die Grundlage ſeiner übrigen Compoſitionen anzunehmen.

Roſſini's Gönner verſchafften ihm ein Engagement in Ferrara. Daſelbſt wurde von ihm während der Faſtenzeit 1812 „Ciro in Babilonia" aufgeführt. Hierauf wurde er neuerdings nach Venedig berufen; allein der Impreſario von San-Moſé nicht zufrieden, für wenige Zechinen einen genialen, ausgezeichneten und allgemein beliebten Compoſiteur zu beſitzen, gemacht, ſein Theater empor zu bringen, nahm ſich heraus, ihn, da er unbemittelt war, nachläſſig und ungebührlich zu behandeln, Roſſini aber rächte ſich dafür auf eine eigenthümliche Weiſe. In ſeinen Eigenſchaften als Compoſiteur befugt, durch ſein Orcheſter aufführen zu laſſen, was ihm beliebte, vereinigte er in einer neuen Oper: „la scala di seta" alle nur erdenklichen Ausſchweifungen und Bizarrerien, um eine recht widerliche Carricatur herauszubringen. Man ſtelle ſich nun das Staunen und den Zorn des getäuſchten Publicums vor, das von allen Quartieren Venedigs und ſelbſt von den Umgebungen des Feſtlandes zahlreich herbey geſtrömt war, um das neue Werk des beliebten jungen Maeſtro zu genießen! Dieſes Publicum, welches zwey Stunden vor der Eröffnung des Schauſpielhauſes die Thüren belagert und eben ſo lange im Saale gewartet hatte, glaubte ſich abſichtlich und unmittelbar inſultirt. Es ziſchte wüthend, und überließ ſich dem zügelloſeſten Unwillen. Roſſini, weit entfernt, ſich dadurch

gekränkt zu finden, fragte jetzt lachend den Impresario was er nun durch seine unwürdige Behandlung gewonnen habe? Alsbald verließ er das Haus und begab sich nach Mayland, wo seine Freunde ihm ein Engagement ausgemittelt hatten. Inzwischen erschien er einen Monath darauf wieder in Venedig, und ließ die einactige Oper „l'occasione fa il ladro" im Theater San-Mosé aufführen:

In derselben Carnevalszeit componirte Rossini seinen „Tancredi," von welchem die Dilettanti begeistert sagten: Unser Cimarosa ist wieder erstanden! Diese Oper erntete begreiflicher Weise enthusiastischen Beyfall. Der Kenner Gherardi sagte von ihr: Was mich bey der Musik des „Tancred" überrascht, ist ihre Jugend. Wie in Rossinis Charakter bildet auch in seinen Compositionen die Kühnheit einen Hauptzug. Aber in Tancred finde ich gleichwohl diese Kühnheit nicht in dem Grade wie bey der „Gazza ladra" und im „Barbiere di Siviglia." Alles ist einfach und rein; es ist kein Luxus da; es ist das Genie in seiner Naivetät, ja ich möchte mir den Ausdruck erlauben: es ist noch die Jungfräulichkeit des Genies darin vorherrschend. In den Gesängen bestehen nach Paisiello's und Cimarosa's Formen jene langen und periodischen Phrasen, die unsere Aufmerksamkeit, die sie fesseln, und unsern entzückten Herzen gleichwohl zu kurz vorkommen. Mit einem Worte, ich liebe den Tancred wie Tasso's „Rinaldo," weil er die Empfindungsweise eines großes Mannes, in ihrer jungfräulichen Reinheit darstellt.

Für die herrliche Sängerinn Marcolini schrieb Rossini im Jahre 1813 den Part der Italiana in Algheri. Dieselbe Sängerinn soll ihn auch bestimmt haben, im Herbste des vorhergehenden Jahres nach Mailand zu gehen, woselbst er für das Theater della Scala die „Pietra del Aragone"

componirte; Roſſini war damahls zwanzig Jahre alt. Bemerkenswerth iſt bey dieſer Opera buffa, daß der ſehr untergeordnete Sänger Baſoli, ein alter Grenadier der ägyptiſchen Armee, ſich durch die Arie Miſigigi einen blühenden Ruf erwarb. Es bereitete dieſe Oper dem Scala-Theater eine genußvolle und enthuſiaſtiſche Epoche; ſcharenweiſe ſtrömte man von Parma, Piacenza, Bergamo, Breſcia und andern Städten, zwanzig Meilen in der Runde nach Mailand. Roſſini war der Held des Tages und des Landes zugleich; man drängte und balgte ſich ihn zu ſehn. Die Frauen ſchwärmten bey dem Gedanken an den jungen, ſchönen, geiſtvollen, berühmten Meiſter, und eine junge Dame entführte ihn buchſtäblich in ihren Pallaſt. Hier und auf ihrem Landhauſe entwarf er an der Seite ſeiner reitzenden Gebietherinn einen großen Theil jener Arien, die er in der Folge ſeinen Opern einlegte. Zu Mailand war es auch, wo Roſſini von dem Tonſetzer Joſeph Mosca zu deſſen großem Aerger die Idee ſeiner „Cenerentola" entlehnte. Nach ſo viel genußreichen Tagen und einem ſo glücklichen Erfolge verließ Roſſini Mailand, um ſeine Vaterſtadt, ſeine Familie, wieder zu ſehn, der er mit inniger Zärtlichkeit zugethan iſt. Vorher ſchrieb er noch an ſeine Mutter, welche, wie es heißt, die einzige Perſon iſt, die von ihm je einen Brief erhalten hat. Seine Adreſſe an dieſe Frau pflegte folgende zu ſeyn: All 'ornatissima signora Rossini, madre del celebre maestro in Bologna. Allerdings ſehr eitel klingend, wie nicht minder ſeine Gewohnheit, von ſich ſelbſt zu ſagen, daß, wenn ein Miniſter oder ſonſt ein vornehmer Mann das große Loos in der Lotterie der Ambition gewonnen, er ſelbſt das große Loos in der Lotterie der Natur gezogen habe. Er ſoll dieß unter andern im Jahre 1819 zu Rom geſagt haben, als er die Geſellſchaft,

welche bey dem Fürſten Ghigi verſammelt war, auf ſich hatte warten laſſen.

Um dieſe Zeit ſollte auch der Tondichter des „Tancred" Soldat werden. Das Conſcriptionsgeſetz kannte keine Ausnahme, und Roſſini blieb nichts übrig, als ſich an den italieniſchen Miniſter des Innern zu halten. Dieſer verwendete ſich bey dem Vicekönig, der ihn dann troß der ſtrengen Verhaltungsbefehle aus Paris, frey ließ. Einer ſo ernſthaften Sorge überhoben, ging Roſſini nach Bologna, woſelbſt ihn wie in Mailand, die Begeiſterung des Publicums und die Gunſt der Frauen erwartete.

Die Bologneſer Rigoriſten, welche in Italien in Bezug auf Muſik ungefähr die gewichtige Rollen ſpielen, wie die Academie française in gelehrten Dingen, warfen ihm nicht ohne Grund vor, daß er ſich häufige Verſtöße gegen die Regeln der Compoſition zu Schulden kommen laſſe. „Es würden mir nicht ſo viele Fehler vorzuwerfen ſeyn," erwiederte der geniale Künſtler hierauf, „wenn ich es über mich gewänne, mein Manuſcript zweymahl zu leſen; und dieß kann ich nicht, da ich oft kaum ein Paar Wochen Zeit habe, eine Oper zu componiren, und ich gewohnt bin, mich während der erſten Zeit zu unterhalten. Wie die letzten vierzehn Tage beginnen, ſchreibe ich jeden Morgen ein Duett, oder eine Arie. Und dann ziehe ich den Genuß, welchen das Publicum findet, der Beachtung gewiſſer Regeln gerne vor." Welches Aergerniß dieſe Erklärung dem Bologneſer-Pedanten gab, läßt ſich ermeſſen.

Für dieſe kleinen Reibungen, die Roſſini übrigens ganz leicht nahm, ſah er ſich durch die plötzliche Ankunft ſeiner ſchönen Mailänder-Gebietherinn reich entſchädigt. Sie war ihrem Pallaſte entwichen, und ſtürzte an einen lieblichen Morgen in das Kämmerlein des theuern Freundes. Allein ihr Glück war nicht von Dauer; eine welt

vornehmere Nebenbuhlerinn entſchied ſich für den berühmten Mann, bis er ſich endlich über Beyde moquirte. Er fertigte ſie alle zwey mit einer Bouffonerie ab, und zog ſich von ihnen zurück. In Bologna, welches das muſikaliſche Generalquartier Italiens iſt, erhielt Roſſini faſt von allen Städten, die ein Theater haben, Einladungen zur Compoſition von Opern. Das Publicum ſelbſt verlangte dieß von dem Impreſaren. Roſſini erhielt im Allgemeinen 1000 Franken für eine Oper, und dichtete gewöhnlich vier oder fünf des Jahres.

Welch ein einfaches Leben Roſſini während dieſer Wanderungen in Italien ſelbſt führte, läßt ſich begreifen, wenn man das italieniſche Theaterweſen kennt. Gewöhnlich befindet ſich da die Unternehmung eines Theaters in den Händen des reichſten Patriciers einer ſolchen kleinen Stadt, welche Rolle allerdings viel Reitzendes und Angenehmes hat, aber meiſtens mit dem Ruin des Unternehmers endiget. Er bildet eine Truppe, immer beſtehend aus der Prima Donna, dem Tenore, dem Baſſo cantante, dem Baſſo buffo, dann aus einer zweyten Donna, und einem dritten Buffo. Der Impreſario engagirt einen Maeſtro (Compoſiteur), welcher ihm eine Oper ſchreibt, dabey aber die Talente und Individualitäten der Truppe insbeſondere berückſichtiget. Das Buch (den Text) der Oper kauft der Impreſario für 60 bis 80 Franken an ſich; es iſt meiſtens von einem unglücklichen Abbate, einem Paraſiten irgend eines reichen Hauſes verfaßt, deren doch jedes auch noch ſo kleine Städtchen 4 bis 6 zählen kann. Die Paraſitſchaft von Terenz ſo unnachahmlich geſchildert, beſteht auch noch in ihrer vollen Blüthe in der Lombardie. Alle finanziellen Angelegenheiten übergibt der Impreſario einem Regiſſeur, während jener ſelbſt ſich in die Prima Donna verliebt, wobey die Neugier der kleinen Stadt nur dahin gerichtet

iſt, ob er ihr öffentlich den Arm reicht. Nach einem Monathe der burlesken Intriguen, welche die Hauptneuigkeiten des Landes ausmachen, gibt die, auf ſolche Weiſe organiſirte Truppe, endlich ihre erſte Vorſtellung. Dieſe prima recita iſt für das Publicum der kleinen Stadt natürlich das allerwichtigſte Ereigniß. Acht bis zehntauſend Leute discutiren durch mehrere Wochen mit dem glühendſten Eifer und der größten Wichtigkeit über die Vorzüge und Mängel einer ſolchen Oper. Iſt dieſe erſte Vorſtellung nicht durch irgend einen verdrießlichen Zufall unterbrochen worden, ſo wird die Oper gewöhnlich 20 bis 30 Mahl unmittelbar auf einander fortgegeben, worauf ſich dann die Truppe zerſtreut. Die günſtigſte Zeit iſt die des Carnevals. Nicht engagirte Sänger halten ſich gewöhnlich in Bologna oder Mailand auf, woſelbſt Theateragenten ſich beſchäftigen, ſie unterzubringen, oder einander wegzuſchnappen.

Unter ſolchen Verhältniſſen brachte Roſſini die Jahre 1810 bis 1816 hin. Er durchzog nach und nach alle italieniſchen Städte, in jeder zwey bis drey Monathe verweilend. Bey ſeiner Ankunft wurde er überall hoch gefreet, und von dem Dilettanti des Landes bis über die Sterne erhoben. Die erſten 14 bis 20 Tage vergingen unter Diners und Bemänglungen der Werthloſigkeit des Textbuches. Nicht ſelten mußte ſich der Verfaſſer desſelben den Vorwurf gefallen laſſen, daß er nicht zu dichten verſtehe, und wohl Verſe, aber keine Situationen geliefert habe. Deſſen ungeachtet überbrachte er dem gefeyerten Tonſetzer ein Paar Stunden darauf ein Sonett, etwa betitelt: umiliato alla gloria de più gran maestro d'Italia e del mondo.

Nach dieſen 14 bis 20 Tagen der Zerſtreuung machte ſich Roſſini davon, die Stimmen ſeiner Sänger zu ſtudieren, und ſie am Clavier ſingen zu laſſen. Oft mußte er ſeine ſchönſten Ideen bis zur Unerkenntlichkeit modificiren,

weil dieſer Sänger oder jene Sängerinn nicht geeignet war ſie auszuführen; manche mußte er wohl gar ganz unterdrücken. Zuweilen verſtand unter der ganzen Truppe nur der Baſſiſt zu ſingen. Ungefähr drey Wochen vor der erſten Aufführung, nachdem er die Stimmen ſeiner Sänger kennen gelernt, machte ſich Roſſini an die Compoſition. Er ſteht ſpät auf, und ſchreibt mitten unter der Converſation ſeiner neuen Freunde und Bewunderer, die ihn, was er auch thun wolle, den ganzen Tag nicht einen Augenblick verlaſſen. Er geht mit ihnen zu Tiſch, er ſoupirt mit ihnen, es wird ſpät in der Nacht, und ſie begleiten ihn zurück bis an ſeine Thür unter dem lärmendſten Geſange zum großen Aerger der Nachbarſchaft. Um dieſe Stunde, nähmlich um drey Uhr Morgens, pflegen für ihn die Momente der Weihe und genialiſchen Stimmung einzutreten. Dieſe Eingebungen des Genies wirft er ſodann ohne ans Clavier zu gehen, in größter Eile auf das nächſte beſte Stück Papier. Tags darauf arrangirt er ſie mitten unter dem Geplauder ſeiner Umgebungen, die mit ihm converſiren, als ſey er ganz unbeſchäftiget. Eines Tages, da er eben an »Moſes" arbeitete, ſagte einer aus der Geſellſchaft zu ihm: Sie laſſen Hebräer ſingen, werden Sie ſie nicht auch näſeln laſſen, wie in der Synagoge? Dieſe Idee überraſchte ihn, und auf der Stelle componirte er einen herrlichen Chor, der wirklich mit ähnlichen Tönen beginnt.

Wie Roſſini bey ſolchen Gelegenheiten oft den ſpeichelleckeriſchen Pedantismus abfertigte, mag folgender Zug darthun. Ein Monſignore von Metier hatte Roſſini bis in ſein kleines Gaſthofzimmer verfolgt, und ihn, der noch im Bette war, unter tauſend Complimenten gehindert, aufzuſtehen. Ella mi venia per mia gloria, war der Refrain dieſer Reſpectsbezeigungen. Roſſini erhob ſich endlich ganz langſam und ſagte: Sie wollen von meinem Ruhme

ſprechen, Monſignore? Wiſſen ſie auch, welcher der wahre Titel meiner Unſterblichkeit iſt? Er beſteht darin, der ſchönſte Mann meines Jahrhunderts zu ſeyn. Canova hat mir geſagt, er wolle mich als Modell zu einer Statue des Achill nehmen. — Bey dieſen Worten ſpringt Roſſini aus dem Bette, und erſcheint in wenig Minuten im Coſtüm des Achill vor dem erſtaunten Herrn. „Sehen Sie dieſen Arm", fuhr er fort, „ſehen Sie dieſes Bein, wenn man ſo gebaut iſt wie ich, kann man der Unſterblichkeit wohl verſichert ſeyn!"

Kehren wir wieder in jene kleine Stadt zurück, wo wir unſern Helden bey der Compoſition ſeiner Oper gelaſſen haben. Dieſe iſt nun fertig, und die erſte Aufführung beginnt. Roſſini mit ſeiner ſchönen Figur erſcheint im Orcheſter. Alle Zeichen ſtürmiſchen Beyfalls bedecken ihn, er grüßt dreymahl, und ſetzt ſich an's Clavier. So dirigirt er bey den erſten drey Vorſtellungen in Perſon. Dann ſtreicht er ſeine 70 Zechinen ein, nimmt noch Theil an einem großen Abſchiedsſchmauſe, und ſteigt in eine Reiſekutſche mit einem Mantelſacke nicht voll von Kleidern, ſondern von Muſikpapieren, um einige Meilen weiter dieſelbe Rolle zu wiederhohlen. Gewöhnlich ſchrieb er noch am Abende der erſten Aufführung einer neuen Oper an ſeine Mutter, und ſchickte ihr und ſeinem alten Vater zwey Drittheile ſeines eben empfangenen Honorars, ein Zug, den keine fühlende Seele ohne Rührung erfahren kann.

Im Jahre 1814 ſchrieb Roſſini für Mailand „l'Aureliano in Palmiro" und im Herbſte desſelben Jahres den „Turco in Italia", letztern auf Veranlaſſung eines Seitenſtückes zur „Italiana in Algeri", welches von mehreren Seiten gewünſcht wurde.

Roſſinis Ruf war längſt ſchon nach Neapel gedrungen, wo man erſtaunt genug war, daß es in der Welt einen großen Compoſiteur gebe, der nicht Neapolitaner

ſey. In Folge der wiederhohlten, glänzenden Nachrichten von Roſſini's Genie und Erfolgen, faßte der thätige und induſtriöſe Barbaja, Director der Theater in Neapel, den Plan, den berühmten Tonſetzer für ſich zu gewinnen. Er nahm die Poſt und flog nach Bologna, wo er Roſſini antraf. Dieſer war nicht wenig überraſcht, ſtatt der gewöhnlich armen Teufels von Impreſiaris einen Millionär vor ſich zu ſehen, und von ihm in Perſon aufgeſucht zu werden. Barbaja machte ihm anſehnliche Vorſchläge, und Roſſini nahm ſie auf der Stelle an. Späterhin in Neapel ſelbſt, ging er einen Vertrag auf mehrere Jahre ein. Er machte ſich gegen Barbaja verbindlich, alljährlich wenigſtens zwey neue Opern zu ſchreiben, ferner, die Muſik aller Opern zu arrangiren, die Barbaja für gut finden werde, ſowohl auf dem Theater San-Carlo, als auf dem del fondo geben zu laſſen. Für dieſe Leiſtungen waren Roſſini jährlich 12000 Franks, und als beſonderer Antheil 30 bis 40 Louisd'or zugeſichert. Die muſikaliſchen Schwierigkeiten, welche Roſſini bey dem ungeheuren Saale des Theaters San-Carlo zu überwinden hatte, waren nicht gering, allein er beſiegte ſie lachend und glücklich. Er debütirte mit „Eliſabeth", welche gegen das Ende von 1815 mit rauſchendem Beyfalle aufgeführt wurde. Den Part der Eliſabeth gab Dem. Colbrand, die während der Jahre 1806 bis 1815 unter die allererſten Sängerinnen Europens gezählt wurde. Roſſini entſchied ſich für dieß wunderſchöne Weib, und bald wählte er ſie (1821) zu ſeiner Gattinn.

Nach der Oper „Elisabetta" reiſte Roſſini nach Rom, wo er im Carneval von 1816 „Torwaldo e Dorlisca", wie auch den Barbier von Sevilla, den er binnen 13 Tagen ſchrieb, geben ließ. Dann kehrte er nach Neapel zurück. Hier ließ er zuerſt die kleine Oper „la Gazetta", und dann auf dem Theater del fondo ſeinen „Otello" aufführen.

Nachdem dieß geſchehen, ging er im Jahre 1817 wieder nach Rom, die „Cenerentola", dann nach Mailand, um die „Gazza ladra" geben zu laſſen, welche Letztere, trotz der ungünſtigen Stimmung des Publicums mit ſtürmiſchem Beyfalle aufgenommen wurde. Kaum war Roſſini endlich wieder in Neapel, als ſeine „Armida" aufgeführt wurde. Allein dieſe Oper wollte nicht anſprechen, der Geſang der Dem. Colbrand mißfiel, und Roſſini durch dieſe ungünſtige Aufnahme erbittert, beſchloß die edelſte Rache, die man nur immer nehmen kann. Er both all ſein Genie auf, um ein recht beyfallwürdiges Werk herzuſtellen, was ihm denn durch ſeinem „Mose in Egitto" auch gelang. Die Anerkennung, welche dieſe Oper bey dem Publicum fand, übertraf die Erwartung des Meiſters, und beflügelte ſeine Einbildungskraft zu raſcher Hervorbringung neuer Werke. So folgte ſchnell nacheinander: „Ricciardo e Zoraide", „Ermione", „la Donna del Lago" und „Maometto secondo." Alle dieſe Opern, mit Ausnahme der flüchtigen „Ermione" ernteten rauſchenden Beyfall.

Im Jahre 1819 in der Nacht des 14. Octobers verließ Roſſini Neapel. Den 26. December darauf gab man zu Mailand ſeine Oper „Bianca e Faliero", auch ſie ward höchſt günſtig aufgenommen. Nicht alſo aber erging es mit „Edoardo e Christina" in Venedig, und dieß verhielt ſich folgender Maßen: Der Impreſario des Theaters San Benedetto daſelbſt engagirte im Frühlinge 1819 Roſſini für die in Italien gewaltige Summe von 800 Zechinen, und legte ſeiner Einladung das Textbuch bey, welches den Titel „Edoardo e Christina" hatte. Als Roſſini beydes zu Neapel erhielt, befand er ſich eben in einer Herzensangelegenheit, die ihm nicht geſtattete, die Stadt eher, als 14 Tage vor der Eröffnung des Theaters in Venedig, zu verlaſſen. Um indeß den Impreſario in etwas zu befriedigen, ſchickte

er ihm vorläufig einige Muſikſtücke, die zwar auf den Text nicht ſo ganz paßten, bey dem Impreſario aber nicht den geringſten Verdacht erweckten, weil es bey Opern leider nicht ſehr auf dießfällige Uebereinſtimmung ankömmt. Roſſini alſo erſcheint in Venedig, aber erſt neun Tage vor der zur erſten Aufführung beſtimmten Friſt. Die Oper beginnt, doch unglücklicher Weiſe iſt ein neapolitaniſcher Kaufmann im Parterre, der alle Arien abſingt, ehe die Sänger ſelbſt es thun. Unter ſeinen Nachbarn entſteht Bewegung, man fragt ihn, wo er denn dieſe neue Muſik ſchon gehört habe, und er antwortet: daß dieſe Oper nichts anderes ſey, als „Ricciardo e Zoraide", die vor ſechs Monathen zu Neapel mit großem Beyfalle gegeben worden, hier aber nur unter verändertem Titel erſcheine. — Die Folgen dieſes Selbſtplagiats waren für Roſſini etwas ernſtlich, inzwiſchen fuhr er in dieſer Manier fort, legt zuweilen nur ein Paar Singſtücke ein, oder ändert ſonſt hier und da, und macht es in dieſer Hinſicht gleichwohl nicht ſo arg als Voltaire, welcher manches Manuſcript zugleich an mehr als einen Verleger verkaufte. Daß übrigens dieſe Methode nicht zu rechtfertigen iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aehnliche Züge biethet Roſſinis Laufbahn mehrere dar, welche ihren Grund mitunter in ſeinem flüchtigen, unbekümmerten und etwas exaltirten Charakter haben.

Cicero und die Buchſtaben.

Daß der Urſprung der Kunſt, mit beweglichen Lettern zu drucken, noch ſo im Dunkel liegt, rührt ohne Zweifel daher, weil man bey dem allererſten Drucken die Abſicht hatte, ſie für Handſchriften gelten zu machen. Die typo-

graphiſche Bewandtniß wurde alſo auf alle mögliche Art maskirt; ſelbſt Fauſt verkaufte ſeine Bibel als Handſchrift, daher man ihn, weil die auffallende Gleichheit der verſchiedenen Exemplare nicht begriffen werden konnte, für einen Zauberer hielt, weßhalb er auch aus Paris flüchten mußte. Aus dieſem Grunde wird auch dieſer Fauſt mit dem berüchtigten Schwarzkünſtler oft genug verwechſelt, welcher um dieſelbe Zeit lebte, und ein Charlatan und Taſchenſpieler aus Keitlingen im Würtembergiſchen war. Gar nicht läugnen läßt ſich, daß die Chineſen ſchon viel früher im Beſitze der Buchdruckerkunſt waren, und wenn man einwendet, daß ſie ja noch jetzt mit unbeweglicher Schrift drucken, ſo vergißt man die Unmöglichkeit, bey ihren 80 bis 90,000 Schriftzeichen anders, als ſtereotypiſch zu drucken. — Nahe waren auch ſchon die alten Römer der Buchdruckerkunſt, da ſie in Geſchirre Inſchriften mit einzelnen Buchſtaben eindruckten. Am frappanteſten iſt aber eine Stelle in Cicero de natura Deorum (Buch 2. Cap. 37.) welche lautet: »Ich weiß nicht, warum ſo jemand nicht auch glaubt, aus den 21 Buchſtaben, wenn man unzählige aus Gold oder irgend einer anderen Maſſe beſtehende Formen derſelben auf die Erde würfe, könnten die Geſchichtbücher des Ennius ganz leſerlich hervor gehen!« Aber ohne Druckpapier! Was hätten die Römer mit dieſer Erfindung gemacht? Sie würden auch ſchleunigſt dieſes Druckpapier erfunden haben! —

Schriften, die Napoleon wirklich ſelbſt verfaßt hat.

Dieſe ſind nach der verbürgenden Angabe zweyer engliſchen Zeitungen und eines Schweizerblattes folgende: 1) Ein Sendſchreiben Buonapartes an Matteo Buttafuoco, corſicaniſchen Debutirten bey der Nationalverſammlung. Es iſt vom 28. Januar des zweyten Jahres der Freyheit, aus dem Cabinette Millet dadirt, 28 Seiten in Octav ſtark, und bey F. X. Joly zu Dole gedruckt. Der Verfaſſer damahls Lieutenant im Regimente la Fere, beſorgte ſelbſt die Correctur dieſer Piece, zu welchem Zwecke er des Morgens um 4 Uhr von Auxonne nach Dole, acht Stunden weit, nach der Druckerey ritt, nach vollbrachtem Geſchäfte mit dem Buchdrucker frühſtückte, und Mittags wieder in ſeiner Garniſon anlangte. — 2) Le souper de Beaucaire; 8. Avignon 1793; erſchien anonym. 3) Recueil général et complet des lettres, proclamations de Napoleon, 2 Vol. Fol. — 4) Correspondance inedite et familiere de Napoléon Buonaparte, 7 Vol. 8. — 5) Notes à l'ouvrage, intitulé: La Bataille d'Austerlitz, 8. — 6) Manuscript de, l'isle d'Elbe; des Bourbons en 1815 und Memoire de Napoleon, livre 9me. — 7) Sur l'education des princes du sang en France, 8. — 8) Notes pour le moniteur a des objets a traduire des journeaux anglais — 9) Essai pour un prix proposé par l'academie de Besançon — 10) Histoire de la Corse, 2 Vol. 12. — Der Verfaſſer hielt ſich damahls, im Jahre 1790 zu Auxonne in Garniſon auf; er wohnte in einer ärmlichen Stube im Pavillon der Caſerne. Ein Bette, ein Tiſch und zwey Stühle war die ganze Meublirung; deſto mehr aber gab es da Bücher und Papier. Nebenan in einem kleinen Zimmer wohnte einer ſeiner Brüder.

Buonaparte unterhandelte mit dem Buchdrucker Joly zu Dole über Druck und Verlag des Werkes. Das Geschäft aber unterblieb, weil der Verfasser nach Toulon abgehen mußte. — 11) Avis d'un instrument polygraphique. Der Zweck dieses Instrumentes war, die Umlaufschreiben desto schneller abdrucken zu können. — 12) Ein eigenhändiges Manuscript von 40 Blättern in klein Folio, enthaltend Actenstücke, zur Geschichte Napoleons bis zum Beginne des spanischen Krieges; ferner, den Entwurf eines Roman's, betitelt: Clisson et . . . (der zweyte Nahme ist getilgt). Ein schriftliches Zeugniß des Grafen Montholon, des Baron Mounier und des Herzogs von Bassano verbürgt, daß dieses Manuscript wirklich von Napoleons eigener Hand ist. Der polnische Graf Dzialinski hat selbes Anfangs 1821 in Paris als sein Eigenthum an sich gebracht. — 13) Histoire de la vie publique de l'Empereur Napoleon, zu St. Helena geschrieben.

Geschichte und Statistik des Goldes.

Daß das Gold der König der Metalle sey, werden wir Alle mit sehr viel Bereitwilligkeit und mit noch mehr geheimer Lüsternheit unterschreiben, sollten wir auch wirklich selbst mit einem artigen Vorrath desselben gesegnet seyn. Was ist entzückender, als der Anblick dieses edlen Metalles? Scheint es nicht einen erheiternden, erfrischenden, ja einen magischen Zauber auf unsere Sehnerven auszuüben? Erweckt nicht sein eigenthümliches Blinken, sein ganz besonderer milder Glanz, seine weiche, holde und süßglitzernde Farbe, mehr noch, als der Anblick der kostbarsten Edelsteine ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht schon

an und für ſich, wenn auch wirklich die damit verbundenen unwillkührlich zuſammenhängenden Ideen ſeines Werthes aus dem Spiele blieben?? Und ſo weiter, rufen wir aus: denn was bedarf es noch für einer Apologie: Gold iſt Gold und damit Punctum.

Wollen wir wiſſen, wann das Gold urſprünglich entdeckt worden iſt, ſo gibt uns kein Menſch und kein Buch eine genügende Auskunft. Gar keine Art von Ueberlieferung iſt vorhanden, weder unmittelbar dieſe Entdeckung betreffend, noch ſonſt in einer Nebenbeziehung auf ſie. Nichts weiß man, oder vielmehr nichts anderes kann man vermuthen, als daß es ſich bis in das allergraueſte Alterthum hinauf verliert. Daß dieſes köſtliche Metall ſchon den alten Juden bekannt war, (warum ſollte man nicht eben ſo gut alte Juden, als alte Griechen und Römer ſagen dürfen) verſteht ſich von ſelbſt, man kann in der Bibel genug darüber leſen. Zu Abrahams Zeiten hatte und reſpectirte man es gar ſehr. Früher noch mochten die Aegypter die Bekanntſchaft des Goldes gemacht haben. Denn erſt, da Abraham *aus ihrem Lande* kam, heißt es von ihm: daß er viel Gold beſaß. An mehreren Orten gedenkt Hiob des Goldreichthums Abrahams. Man wußte ſchon damahls dieſes Metall zu prüfen und zu reinigen. Unter Moſes ſchmolzen und reinigten die Iſraeliten das Gold, verfertigten mancherley Geräthe daraus, und überzogen damit allerley Sachen.

Vater Homer ſingt ſelbſt golden bey goldenen Saiten vom Golde, woraus ſich ergibt, daß es die alten Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges gekannt, geſchätzt und verarbeitet haben. Daſſelbe ſoll bey dem Phönicier Kadmus der Fall ſeyn, der das Gold recht gut zu behandeln verſtand. Ohne Zweifel war das gediegene Gold, das ſich körnerweis in Flüſſen fand, das erſte, deſſen man ſich im

Handel bediente. Später wurde es in die Form von Platten gebracht. Dieß geſchmolzene Gold beym Commerz in kleineren Theilen zu verwenden, blieb natürlich nichts übrig, als immer eine Zange mit ſich zu führen, um es ſtückweiſe abzuzwacken, und eine Wagſchale zum Abwägen, was in Abyſſinien (dieſem beſonders in Hinſicht der Juden, die da noch eine Art von König haben ſollen, allzuwenig bekannten Landes) noch gegenwärtig geſchieht. Wage und Zange reichten aber bald nicht mehr hin, denn da die Metalle verfälſcht, und die Gewichte der Münzſtücke verringert wurden, ſah man ſich genöthiget, den Apparat noch mit einem Streichſteine, und Probiernadeln und eigenen Gewichten zu vermehren. Das liebe Gold wird meiſt in acht bis zwölfeckigen, vierkantigen Kryſtalen, Plättchen und Körnern gefunden. Nicht ſelten zeigt es ſich in bedeutend größeren Stücken. Zu Corquilla in der Provinz Sanora fanden die Spanier einen ſolchen Goldklumpen von 2½ Pfund. In dem königlichen Curioſitäten-Cabinette zu Madrid, wird ein Stück ſolch urſprüngliches Gold aufbewahrt, daß ſich durch eine Reinheit von $\frac{23}{24}$ auszeichnet, und zu Vecorata in Cinalod war gefunden worden. Es heißt, daß auch das Pariſer Inſtitut einen ſolchen Brocken beſitze. Ob das wahr iſt, was man von einem braſilianiſchen Goldkloße erzählt, können wir nicht unterſuchen, wollen es aber nichts weniger als bezweifeln. Es ſoll nähmlich im Jahre 1782 in Braſilien gefunden worden ſeyn, ein Goldklob, 1250 Pfund ſchwer! Dieß mußte alſo weit mehr über eine Million werth ſey.

Muſtern wir vorerſt die Goldfundorte Europens, ſo zeigt ſich, daß in der Vorzeit Spanien ſehr erhebliche Goldlager beſaß. Die Tyrer ſind die erſten, welche es da entdeckten; von ihnen gingen dann die Schätze auf die Carthager über. Weit früher war die Provinz Aſturien außer-

ordentlich goldhältig, was die Phönicier und Römer reichlich benutzt haben mögen. Kaum aber waren in der Folge die americaniſchen Goldbergwerke gewonnen, ſo verwahrloſte man ſeine eigenen, ſo daß ſie nun aufgehört haben zu ſeyn. Waſchgold liefern der Tajo und einige andere ſpaniſche Flüſſe. Frankreich hat kein betriebſames Goldbergwerk; etwas goldhaltigen Schwefelkies gibt eines, daß man bey Garbette im Departement del'Iſere aufgefunden hat; deſto mehr aber gewinnt man aus den Flüſſen Arriego, Garbon, und Caze, Rhone, Salat, Garonne, Hernault, aus dem Rhein bey Straßburg. Piemont hat Gold zu Macugnaga am Fuße des Roſaberges, ſo wie in einigen Flüſſen; Irland ſeit Kurzem in der Grafſchaft Wicklor. Die Schweitz hat in der Reus und Aar etwas goldhältigen Sand. Ich weiß einen Punct in einer der civiliſirteſten Cantone Helvetiens, der, wie man ſagt, gewaltig viel Gold enthält, den man aber aus politiſchen Gründen nicht occupirt und gewiſſer Maßen zu ignoriren ſucht. In Deutſchland gibt es, außer im Salzburgiſchen, in den, Tirol von Kärnthen trennenden Bergketten, keinen Goldbau von Belang. Kärnthen und Tirol bothen einſt eine ſehr reiche Goldausbeute dar, aber die Religionskriege haben zerſtörend auf ſie eingewirkt, was in Hinſicht des letzteren Landes des wackern und einſichtsvollen Freyherrn von Sperges Geſchichte der Bergwerke in Tirol denen beweiſet, welche dieſes Factum ſollten mildern oder gar läugnen wollen. In München zeigt man noch jetzt Goldmünzen, die aus dem Golde geprägt wurden, das man aus dem Lech, der Iſar und dem Inn gewonnen hatte. Sachſen enthält auch etwas Gold. Bey Langenlebern an der Donau muß man wohl auch Gold gewaſchen haben, weil Kloſterneuburg einen Altarkelch beſitzt, von dem man verſichert, daß er aus ſolchem Golde verfertiget ſey. Am Freygebigſten

hatte die Natur Ungarn und Siebenbürgen mit Gold gesegnet. In Ungarn ſind zu Schemnitz und Kremnitz überaus erhebliche Goldbergwerke und Goldwäſchereyen; viele Stellen der Donau enthalten Goldſand. Auf der Waſſerfahrt von Wien nach Peſth ſieht man Gold waſchen. Aber die Goldbergwerke Ungarns haben, wie es heißt, in den neueſten Zeiten ſehr an Ausbeute verloren.

Berühmt iſt das Goldbergwerk zu Nagyag in Siebenbürgen, wo ſich Gold mit gediegenem Tellur vereinigt findet. Goldhaltiges Schwefelſilber liefert das Bergwerk Stelſobanya, Felſöbanya, und andere mehr. Faſt alle Flüſſe dieſes vom Naturſegen ſtrotzenden Landes enthalten Goldtheile. Bemerkenswerth iſt hiebey noch, daß von den europäiſchen Bergwerken, eigentlich nur von dem ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Gold in den Handel kommt. Das arme Schweden hat auch ein ziemlich reiches Goldbergwerk zu Edelfort in Smoland. Dieſes Metall findet ſich da gediegen, und in Schwefelkies. In Griechenland war vor Zeiten die Inſel Thaſos wegen ihren fruchtbaren Goldbergwerken berühmt: aber was war vor Zeiten nicht alles in Griechenland berühmt, ohne es vielleicht je wieder zu werden! Böhmen enthält ziemlich viel Gold; die neueren Entdeckungen in dieſem Königreiche betreffend: kann man nachleſen, was Herr von Flammenſtern in einem Wienerblatte hat verlauten laſſen. Sehen wir nach Aſien hinüber, ſo finden wir es üppig mit dieſem Metalle ausgeſtattet. Insbeſondere wird der Schreck, den das Wort Sibirien einflößt, in ein ganz anderes Gefühl verwandelt durch die Maſſen gediegenen Goldes, die es im aſiatiſchen Theile enthält. Hier kommt es im Schlangengebirge und im Hornſtein vor. Reich an geſchwefeltem goldhaltigen Metalle iſt das Bergwerk am Terepaf. Erſt vor einigen Monathen ſoll in Sibirien wieder eine ſolche Goldwerkſtätte aufgefunden

worden seyn, von drey Millionen Rubeln jährlicher Ausbeute, welche die Russen sehr gut werden zu verwenden wissen. Die südlichen Gegenden Asiens haben viele Goldbergwerke und zahlreiche Flüsse, Bäche und Flächen, welche viel Gold liefern. Ausgeschöpft ist aber der kleine lydische Fluß Punteolus, dessen Sand einst so überschwenglich viel Gold enthielt, daß er der unerschöpfliche Brunnen der Reichthümer Crösus genannt wurde. Reiche Goldbergwerke haben in Asien noch Persien, Arabien, China, Japan, so wie die Inseln Ceylon, Formosa, Java, die Philippinischen und andern Inseln des indischen Archipelagus. Die riesenhafte Gebirgskette Mittelasiens mag wohl sehr reich an diesem Producte seyn; wer kann daran zweifeln. Wer wird zweifeln wollen, daß irgendwo Gold steckt, sey es auch in einer Jauche, die doch eigentlich immer das wahre Gold ist, denn ohne viel ekelhafte Jauche, wenig delicates Brot u. s. w. Frägt man, welcher Welttheil den Alten den größten Theil ihres Goldvorrathes geliefert habe, so wird die Antwort seyn: Africa. Noch jetzt ist es reich an Gold, das meist in Flüssen vorkommt, welche es in ihrem Laufe über die Gebirge in seine Lagerstätten spülen und im Lande mit sich fortführen. Jemand hat gesagt: dieser ganze große Welttheil sey mit Goldstaub bedeckt, nähmlich ein mehr oder minder bemerkbarer Goldstoff sey über die ganze Oberfläche Africa's verbreitet, die Luft selbst sey überall damit geschwängert. Also Luft und Wasser, alles voll Gold! Und bey allen dem auch noch der Schooß der Erde wieder voll Gold! Gehorsamer Diener!

Die von Kordufon bey Darfour in Abyssinien sind tüchtige Bergwerke, schon von den Alten recht wohl gekannt und geplündert. Herodot erzählt (und man glaubt diesem Veteran der Historiker jetzt wieder etwas mehr als vor zwanzig Jahren); der König von Aethiopien habe

den Abgesandten des Cambyses dadurch einen Beweis seines Reichthumes geben wollen, daß er seine sämmtlichen Gefangenen an goldene Ketten hängte. Africa's größtes Goldbergwerk liegt in Westen südlich von der großen Wüste Sahara. Viel Gold bringt das Land Bambout hervor, man verkauft dieß Product an der Westküste von Afrika. Caravanen, die von Tambuktu über den Niger ziehn, bringen das Gold nach Mexico, Fez und Algier; eben so kommt jenes Gold aus diesem Lande, das nach Cairo und Alexandrien wandert. Africas drey Goldpuncte sind an der Südseeküste gegen Madagaskar. Seine größten Goldschätze soll der sehr weise Salomo aus dem afrikanischen Lande Ophir gezogen haben. Was sind aber alle andern Länder im Vergleiche mit America, wenn die Rede von Goldbergwerken in den neueren Zeiten ist?! Das Gold wird da in kleinen Plättchen oder Körnchen in verschwemmten Gebirgen und in Flußbetten gefunden. Das meiste Gold liefert Südamerica. Vor Allem Brasilien, Chaco, Chili, Mexico und Peru sind am fruchtbarsten goldhältig. Die Gruben von Potosi gaben in einem Zeitraume von zwanzig Jahren eine Ausbeute von hundert Millionen reines Gold. Das mexikanische Gold steckt in den verschiedenen silberhaltigen Gängen. Die 10° nördlich von der Mittagslinie liegenden Flüsse von Cavacas sind fast ganz mit Gold gefüllt. Der größte Theil des im Lande umlaufenden Goldes ist brasilianisches, das meist durch Waschen des goldhältigen Sandes gewonnen wird. Das seit hundert Jahren in Brasilien erzeugte Gold wird auf 200400 Millionen Tournois Livres angeschlagen. Aber was nützen Gold und Diamanten, wenn doch kein goldenes Glück, doch keine diamantene Ruhe herrscht? Der fünfte Welttheil ist in Hinsicht des Goldes noch ununtersucht.

Von den Maſſen des aus dieſem Welttheile in den europäiſchen Handel circulirenden Goldes, hat Herr Brongniart in ſeinem Traité elementaire de minéralogie (Paris, 1807, Band 2, Seite 264 — 275 und S. 351) eine Ueberſicht geliefert. Vom Jahre 1790 — 1802, alſo in zwölf Jahren fand nach ſeiner Berechnung folgendes Verhältniß Statt. Das aſiatiſche Sibirien ſoll geliefert haben 1700 neue oder holländiſche Pfunde. Africa 1500. Auf Ungarn kommen 650, Salzburg 75 Pfund, und Norwegen eben ſo viel, was für die alte Welt ein Gewicht von 400 Pfund ausmacht. Auf Nordamerica kommen 1600 Pfund, auf den ſpaniſchen Antheil Südamericas 5000, auf die portugieſiſchen 7500 Pfund, zuſammen alſo der americaniſche Welttheil 14100; alle mit einander hätten dann ein Gewicht von 18100 Pfund Goldes geliefert.

Intereſſant iſt das Verfahren bey dem Sammeln des Waſchgoldes. Wollen wir einige Augenblicke dieſer köſtlichen Wäſche zuſehen? — Das Waſchgold findet ſich im Flußſande als Staub oder in ſehr kleine Körner zerſtreut. Man hohlt es heraus, und bringt es auf viereckige berandete Breter, die einige Fuß breit ſind. Irgend ein haariger oder filziger Stoff auf dieſen Tafeln, macht, daß das ſchwere Gold ſich feſt ſetzt, während die leichtern Theile weggeſpült werden. Iſt nun dieſer Haarſtoff genugſam mit Goldtheilen geſättigt, ſo wird er mit reinem Waſſer abgewaſchen. Den Reſt ſchmilzt man ſofort mit Theilen Bleyoxyd und ein wenig Borax zuſammen, wodurch ſich der Sand dann verbindet und das Gold vom Tiegel ſich abſetzt, um weiterhin geläutert und gereinigt zu werden. Hält aber der Sand ſehr viel Goldtheile in ſich, ſo begnügt man ſich mit dem einfachen Waſchen ohne Haarſtoff. Die Wäſcherey des koſtbaren Metalls geſchieht übri-

gens durch arme Teufel, die aber nicht gar schlecht bezahlt seyn sollen, was ganz in der Ordnung wäre.

In dem goldenen Ungarn wäscht man das Gold gewöhnlich auf eine andere Art. Man nimmt ein Bret, das einige Vertiefungen hat, hält dieß schief, wirft ein wenig Sand und Wasser darauf, wodurch das Gold in den untersten Grübchen fast rein zusammen fällt, und gibt es dann in eine Holzschale, die einen etwas erhabenen Boden hat. In dieser Schale wird das Gold dann ganz rein gewaschen. In Africa geschieht diese Goldwäscherey in Kürbissen. Die Grade der Reinheit des also gewonnenen Goldes sind sehr verschieden; sie steigen von $\frac{192}{1000}$ bis $\frac{992}{1000}$. Eben so differirt die Menge des im Sande enthaltenen Goldes, wie dann z. B. 10,000 Pfund ungarischen Sand nicht mehr Goldstoff in sich fassen, als ein einziges Pfund afrikanisches, nähmlich 16 Gran im Durchschnitte. Ein americanischer Fluß bey Santa Maria hält so viel von diesem Metall, daß er mit vollem Rechte der Goldfluß heißt, wie in Siebenbürgen eine der beyden Bistritza aus demselben Grunde Bistritza d'oro genannt wird.

Noch eine kleine Merkwürdigkeit, das Gold angehend, stehe hier. Sie betrifft die kleinen viereckigen Goldblättchen, also nicht die gleichfalls kleinen runden Dingerchen, welche man Ducaten nennt, (oft sind sie durch beschneidende Hände auch nicht rund, oft so, daß man glauben sollte, der Speculant habe sich an der Quadratur des Zirkels üben wollen). Ein solches Goldblättchen, wie es fertig aus den Händen des Goldschlägers hervorgeht, wie viel beträgt seine Dicke? Antwort: den vier und zwanzigsten Theil einer Linie. Wie viel wägt es? Antwort: den ein- und zwanzig tausendsten Theil eines Lothes. Wer nicht selbst ein Goldschläger ist, wird über diese kleine Merkwürdigkeit nicht lachen. Und somit wollen wir aufhören von

dem lieben Gold zu reden! Wir wollen Abſchied nehmen von dieſem edlen Metalle, wie von einem theuern Wanderer, den wir recht bald und recht oft wieder zu ſehen hoffen, der uns alſo nur verläßt, um uns eben ſo oft durch ſeine Gegenwart zu erfreuen!

O Gold!!

Geſchichtliche Notizen über das Schlittſchuhlaufen.

Vergraben iſt in ewige Nicht
Vir Erfinder großer Nahme zu oft.
Was ihr Geiſt grübelnd entdeckt, nutzen wir,
Aber belohnt Ehre ſie auch?

Wer nannte dir den tüchtigen Mann,
Der zuerſt am Maſte Segel erhob,
Ach verging ſelber der Ruhm deſſen nicht,
Der dem Fuß Flügel erfand?

Klopſtock.

Ja wohl! Wenigſtens der Nahme läßt ſich nicht ausmitteln. Indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erfindung des Eislaufens irgend einem Volke des Nordens zuzuſchreiben ſey. Folgen wir den Dichtern, ſo werden ſie uns Braga ſelbſt, den berühmten Gott der Poeſie, als einen der erſten nennen, welche den Schlittſchuhlauf getrieben haben. Klopſtock legt ihm folgenden Geſang in den Mund:

. . . . . Walhalla
Sänger umkränzt von Tadorion,
Ich, der Begeiſterer des Barden und des Scalden, ich
Tön es Teiyn, laut hör es du am Hebrus, erfand,
Vor der Lanz und dem Sturm vorbey
Singend zu ſchweben.

Als Bragas Schüler finden wir Uller, Sohn Siphlas, einen Halbgott, mit dem Pfeil und Schlittschuh abgebildet. Als besondere Freundinn und Beschützerinn des Eislaufens galt die Krone der schönsten Göttinnen: Nessa, von den Barden und Scalden in jenen Fällen genannt, wo sie den höchsten weiblichen Reiz und die größte Anmuth und Schönheit bezeichnen wollten. Sehr wahrscheinlich ist, daß die Barden auch Lieder zum Eislaufe sangen. Dieser war denn auch in alter Zeit sehr hoch gehalten, da man Götter zu Erfinder und Göttinnen zu Beschützern desselben machte. Eine Art Beleg liefert das Lied des Königs Harald, worin er sich gegen Nessa über die Unerbittlichkeit seiner Geliebten beschwert. Harald singt: „Ich bin furchtbar im Streit. Ich zwinge mein Roß ohne Mühe, ich schwimme, ich laufe auf Schlittschuhen, ich werfe die Lanze, und dennoch liebt mich das Mädchen nicht."

Die Kunst des Schlittschuhlaufens wird bekanntlich bey den nördlichen Küstenbewohnern, insbesondere aber bey den Holländern am allgemeinsten, leidenschaftlichsten und geschicktesten geübet. Baldwin bemerkt, die Letzteren hätten sie von den Völkern des äußersten Nordens entlehnt, indem sie deren Sitte, auf Schneeschuhen zu gehen, für den Eislauf durch Stahlschuhe nachahmten. Eine ganz ungemeine Schnelligkeit ist den holländischen Schiffern eigen. Durch ihre gewöhnliche Arbeit zu anstrengenden und raschen Bewegungen gewohnt, führen sie, ohne im mindesten das Gleichgewicht zu verlieren, die gewagtesten Stellungen mit unglaublicher Sicherheit aus; sie pflegen sich als Schlittschuhlaufer in die Classe der Bogenläufer (hutenbeens-looper) und der Schieber (schuver) einzutheilen. Der Hauptzweck der Erstern ist Zierlichkeit und Anmuth der Stellungen; die Benennung der Letztern rühret

daher, weil ſie ſich gewöhnlich zum Schieben der Damenſchlitten brauchen laſſen.

Durch ausnehmende Leichtigkeit und Grazie zeichnen ſich die Bewohner von Waterland, Oelſland, Rhynland und die Schiffer von Korwyk aus. Es wird verſichert, daß es deren gebe, die mit jedem Stoß einen Zirkeltheil von 3 bis 4 Toiſen beſchreiben; Zeichnungen von Thieren, Pflanzen, Arabesken oder Buchſtaben und ganze Nahmen in den Eisboden zu ritzen, ſoll ihnen eine Kleinigkeit ſeyn. Während deß verſchmähen die Frieſen ſolche Tändeleyen, indem ſie ihren Genuß bloß im Geradeauslaufen, und in dem Triumphe führen, irgend eine Strecke mit der größten Geſchwindigkeit zurück zu legen. Ein guter Schlittſchuhlaufer in Holland, Handlöper genannt, kommt ungleich ſchneller fort, als ein Pferd im ſtärkſten Trabe; ohne irgend eine Anſtrengung legt er zwey Meilen in einer kleinen Stunde zurück. Indeß reiſet man in Holland noch ſchneller auf Eisſchiffen, wodurch in einer Stunde leichtlich acht Meilen gemacht werden. Bey einem ſolchen Eisſchiffe ſind vorne zwey Schlittſchuhe angebracht, rückwärts beym Ruder iſt ein anderes ſtarkes Eiſen befeſtiget; das Ruder ſelbſt iſt mit einem ſcharfen Meſſer zum Einſchneiden in das Eis verſehen, und das Segeltuch iſt ungleich größer als ſonſt. Mittelſt dieſer Vorrichtungen fährt man auf dem Eiſe ſo gut, als in den Wellen, und kann auch die Richtung des Schiffes nach Belieben beſtimmen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die allervornehmſten holländiſchen Damen ſehr leidenſchaftliche und geſchickte Schlittſchuhläuferinnen. Einer ſolchen Dame die Eisſchuhe anſchnallen zu dürfen, galt für eine ungemeine Gunſtbezeigung, und wurde von ihr auf der Stelle und ohne zimperliche Ziererey mit einem vollen Kuſſe belohnt. Jetzt hat dieſe Popularität leider aufgehört,

obschon noch immer viele Damen ganz familiär unter den Plebejern umher fahren. Wie in England das Pferderennen, gehört in Holland das Wettlaufen auf Schlittschuhen, zu den beliebtesten Unterhaltungen. Den 29. December 1822 wurden von zwey Eisläufern zwölf holländische Städte in den Zeitraum von 24 Stunden besucht. Diese Reise wurde durch eine andere, welche von vier Einwohnern des Dorfes Koog an der Zann, 146 Jahre vorher, nähmlich den 19. December 1676 unternommen worden, veranlaßt. Der Bericht über diese letztere Expedition wird noch gegenwärtig als ein merkwürdiges Nationaldocument von der Familie eines der Theilnehmers aufbewahrt. Dieser Bericht ist kürzlich in dem zu Harlem wöchentlich erscheinenden Kunst- und Literaturboten (Konst-en Letter bode) mitgetheilt worden. Auch damahls wurden zwölf Städte in einem einzigen Tage besucht. Den 7., 8. und 9. Jänner 1823 hielten 99 der berühmtesten Schlittschuhlaufer zu Wondsend in Friesland ein Wettrennen. Eine Strecke von 680 Fuß wurde von dem Sieger in 19 Secunden durchlaufen, wiewohl er den Wind gegen sich hatte. Bey einem zweyten Wettlaufe unter zehn Personen trug er ebenfalls den Preis davon, indem er eine Bahn von 55 rheinischen Ruthen in 18 Secunden zurücklegte. Den 7. desselben Monaths und Jahres fand zu Leuwarden in Holland ein ähnliches Fest Statt. Die Prämien waren für beyde Geschlechter ausgesetzt, und es handelte sich darum, wer eine Bahn von 60 Ruthen am schnellsten durchlaufen werde, was denn in 26 Secunden geschah. Goldene Uhren und Ohrgehänge, silberne Tabatieren, Beutelschließen ꝛc. waren die Preise. Sechs Tage darauf hielt man zu Mannheim ein ähnliches Fest, wobey mehrere tausend Personen zugegen waren.

Aus Paris hat man vom Jänner 1824 Nachricht, daß die dortigen Schlittschuhlaufer ein eigenes, und sehr geschmackvol-

les Coſtüm zu dieſer Uebung gewählt haben, nähmlich ein flaches ſchwarzſammtnes Käppchen, dunkelblaue Pantalons und eine ſcharlachfarbne Jacke. Letztere waren dreyerley Art, entweder mit demſelben Stoff gefüttert, der Kragen umgeſchlagen wie bey einem Frack, rückwärts Amazonenſchößchen oder ganz rund mit Krägen von ſchwarzem Aſtrakan, oder mit ſilbergrauem Aſtrakan gefüttert, und etwas vorgeſchoſſen. Auf der Bruſt waren zwey kleine Taſchen angebracht, um die Hände hinein zu ſchieben. Die Halbſtiefel hatten dünne Sohlen und keine Abſätze. Dieß war das Coſtüm der Elegants unter den Eisläufern. Geſchah es einem oder dem andern Ungeübten, daß er fiel, ſo pflegte er, (wie die Worte jener Pariſer-Notiz lauten) auszurufen: ça ne fait rien, an s'accoutume à tout. Und das iſt denn auch die beſte Devi'e für Anfänger, vorausgeſetzt, das ſie die Regel, geſchickt zu fallen, gehörig beherzigt haben. (Aus einer nächſt zu erſcheinenden pſeudonymen Schrift des Verfaſſers.)

Was ein Franzoſe über die Zeit ſagt.

Die Galerie morale et politique iſt aus der neueren Literatur eine wahre Fundgrube von Koſtbarkeiten. — Der Verfaſſer hat bekanntlich ſchon manches Andere geſchrieben, z. B. Les femmes, leurs conditions etc., ein Buch, das man nicht angeſtanden hat, zu leſen, weil der Stoff nicht gleichgültig läßt, und weil es artige hiſtoriſche Züge, und eben ſo artige Kupferſtiche enthält ꝛc. — Unſers Verfaſſers Definition des Wortes: Zeit, iſt in ihrer Art ein wahres chef d'oeuvre, und kann ſchon für ſich, ihrer eigentlichen Popularität wegen, (die man an ſo vielen hiſtoriſirenden

und philosophirenden französischen Autoren übrigens rühmen müßte, wenn sie nicht die natürliche Begleiterinn der Flachheit wäre,) jedem Leser einen bunten Genuß gewähren. Wir waren Anfangs Willens, den ganzen Aufsatz zu übersetzen; allein, wie wir tiefer in den Text geriethen, verließ uns die Geduld, und so haben wir nur die pikantesten Stellen aus. Also! was die Zeit sey, darüber beliebt der Herr Verfasser zu faseln wie folgt:

Die Zeit ist das einzige Eigenthum, das uns völlig angehört, alles Uebrige ist ungewiß. Die Zeit ist, wie man gesagt hat, der Stoff, aus dem unser Leben gewebt ist, (wie zephyrisch, wie metaphorisch, wie erhaben!) sie ist das Gut, mit welchem wir am allersparsamsten verfahren sollten, (wie lehrreich!) und gleichwohl ist es zugleich dasjenige, das wir am thörichsten verschwenden, welches wir mit dem allergeringsten Leide verlieren, und das wir uns am leichtesten rauben lassen. (Wie sinnvoll und neu!) Wir lieben (?) selbst diejenigen, welche uns die Zeit entwenden, während wir mit Erbitterung Jenen verfolgen, der uns ein anderes, obschon eingebildetes und vergängliches Besitzthum stiehlt. Man würde sagen, die Zeit sey eine Last, welche uns drückt; aber wir vergessen, daß sie unser Daseyn ausmacht, (die erste geniale Anspielung auf den Raum,) und trachten nur darnach, uns ihrer zu entäußern.

Woher kommt diese Geringschätzung einer Sache, die den Menschen so vorzüglich interessirt? Ich weiß es nicht. (Außer wenn ich Bücher schreibe, kann man an des Verfassers Statt hinzu denken.) Aber ich wäre versucht, es der Unvollkommenheit, dem Widerspruche der Bestimmungen, die man sich von der Zeit gebildet hat, und den falschen Ansichten zuzuschreiben, welche sich daraus ergeben haben.

Die Alten sagten, daß Saturn, der Vater der Götter und Menschen, seine Kinder verzehrte. (Das sagen auch

die Neuern noch. Wollte Gott, der Herr Verfaſſer machte es mit ſeinen geiſtigen auch ſo!) Dieſe ſinnreiche Allegorie läßt uns glauben, daß alles von der Zeit erſchaffen, und durch ſie zerſtreut wird; daher iſt die Zeit ein erſchreckliches Ungeheuer; (hu!!) wir fürchten uns vor der Schwere ihrer zermalmenden Schritte, und jede ſchlagende Stunde erſcheint uns als ein erſchrecklicher Hieb der Senſe, mit der ſie bewaffnet iſt. (Wahrlich ein ſchauerliches, ergreifendes Bild! Man ſieht, daß es dem Herrn Grafen nicht an Schwung der Phantaſie gebricht, und daß ſeine Hiebe auf den guten Geſchmack noch erſchrecklicher ſind, als die des Saturn.)

Pythagoras nannte die Zeit die Seele des Univerſums. Plato ſagte: die Zeit ſey in demſelben Augenblicke erſchaffen worden, als die Welt, und die Bewegung ſey ſchon vor dieſer Erſchaffung da geweſen, aber ohne Ordnung, ohne Maß und ohne Gränzen. Dieſe Ideen, eben ſo irrig, als die erſten, berichtigten, indem ſie der Zeit einen Willen gaben, zu den Klagen über ihre Strenge und ihre Launen. (Wie aus ſeinen Ideen folge, daß man der Zeit einen Willen einräumen müſſe, läßt ſich durch kein logiſches Experiment (außer durch ein franzöſiſches) herausbringen.)

Archidamus ſagte, daß die Gegenwart keine reelle Exiſtenz habe, daß der gegenwärtige Augenblick, wie Alles in der Natur, in zwey Theile theilbar ſey, wovon der eine noch der Vergangenheit, und der andere ſchon der Zukunft angehöre. (Mit Vergnügen laſſen wir uns alles das gefallen, was Andere über die Zeit geſagt haben.)

Die Theologen, ohne ihre Strenge bis zu dieſer Spitzfindigkeit zu treiben, vereinigen ſich hier hinlänglich; indem ſie die Gegenwart unaufhörlich mit der Ewigkeit vergleichen, löſen ſie ſie in einen unmerklichen Punct auf. (Welch eine läppiſche Frivolität, welch ein profaner Machtſpruch!)

Die Welt iſt bloß eine Herberge für den Menſchen, deſſen Reiſe nur eine Minute dauert. Das Reſultat dieſes „etwas" betrübten Syſtems (!) beſteht darin, ſich von der Materie und dem Leben los zu machen, und ſich bloß mit der Zukunft zu beſchäftigen. (Das riecht ſchon ein wenig nach dem Encyclopädismus; aber nur weiter!) Es ſcheint, daß die Menſchen, mitten unter Widerſprüchen, der Wahrheit ſehr unſicher, ſich überhaupt eine verworrene Miſchung aus dieſen heidniſchen, philoſophiſchen und religiöſen Begriffen bilden. (Die wahre Melange aber wird uns der Herr Verfaſſer ſogleich auftiſchen.) Sie haben die Götter des Heidenthums entthront; aber der Zeit laſſen ſie noch ihren Willen, ihre Unbeſtändigkeit und Strenge, ihre Flügel und ihre Senſe.

Nach ihren mannigfaltigen Charaktern dienen ſie dieſem Gotte auf verſchiedene Weiſe. Die Weiſen (worunter ſich der Herr Verfaſſer ohne Zweifel auch rechnet,) bethen nur die Vergangenheit an; (ſehr ſubtil!) die Erfahrung biethet ihnen die Wahrheit nur aus dem Munde der Verſtorbenen dar; (Wenn das bey dem Herrn Grafen der Fall wäre, ſo würde er aus dem Plato, Seneca und Cicero mehr haben profitiren können.) das Gedächtniß beſchränkt ihre Vergnügungen auf das Studium zerſtörter Schönheiten, ihre Früchte und Blumen ſuchen ſie nur in den Trümmern der Vorwelt. (Eine Declamation, aus der kein Menſch klug werden kann.)

Die Freunde des Ruhmes, wie die durch die Religion aufgeklärten Menſchen beachten nur die Zukunft, den Himmel und die Nachwelt, die Einen wollen eine unſterbliche Berühmtheit, die Andern eine ewige Glückſeligkeit genießen. (Was doch der Herr Verfaſſer für eine Religion haben muß? Wahrſcheinlich kehren ſich bey ihm dieſe beyden Poſitionen um) —

Das Volk, von den Sinnen beherrſcht, befolgt, ohne es zu wiſſen, die Lehrſätze des Epicur und Horaz; die Gegenwart allein iſt ſeine Gebietherinn, es iſt nur ſchwach über das Vergangene betrübt, und beſchäftiget ſich eben ſo wenig mit der Zukunft. Es will den Schmerz vermeiden, und der Langenweile entfliehen, die es oft verfolgen und ergreifen, indeß es nur das Vergnügen aufſucht. (Weiter unten ſtellt der Herr Verfaſſer dieſe Philoſophie des Pöbels als allgemeinen moraliſchen Grundſatz auch für die feinere Welt auf.)

Machen wir alſo nicht einen Gott aus einer Sache, die wie das Univerſum erſchaffen iſt. (Was der Mann alles weiß, doch er hat dieſe Wahrheit aus dem Munde der Verſtorbenen, daher denn der erhabene Myſticismus.) Selbſt kein von uns gänzlich abhängiges Weſen wollen wir uns daraus bilden, denn es iſt ſo leicht auseinander zu ſetzen, daß wir tauſend Mittel haben, die Zeit zu modificiren, ſie auszudehnen, zuſammen zu ziehen, ſie zu beflügeln und zu vermindern, (wer bewundert hier nicht die glückliche Wahl des Ausdruckes, wer bedauert nicht, daß der Verfaſſer uns nicht zugleich eine ganze Gymnaſtik der Zeit entwirft!) daß man es faſt in Zweifel ziehen könnte, ob es die Zeit ſey, die unſere Tage zählt, und ob es nicht vielmehr die mehr oder weniger ſchnelle Aufeinanderfolge unſerer Gedanken, Gemüthsbewegungen, unſerer Wünſche und Beſorgniſſe ſey, die das Maß der Zeit beſtimmt. (Dem Herrn Verfaſſer muß in dieſer Anſicht die Zeit natürlich ſehr kurz werden, wenigſtens etwas kürzer, als ſeinen Leſern.)

Eine Stunde iſt gewiß nicht dasſelbe für einen Menſchen, der ſchläft, (!) für einen der wacht, für einen Müßigen oder Beſchäftigten, für einen der ſpielt, oder für einen Leidenden. (Oben iſt die Zeit unſere Gebietherinn,

jetzt sind auf einmahl wir ihre Herren. Der Verfasser ist wenigstens in der Inconsequenz consequent.)

Fangen wir damit an (das heißt, fangen wir zum zweyten Mahle an, anzufangen,) uns eine wahre, gerechte und einfache Idee von der Zeit zu machen, um uns gegen die Irrthümer der falschen Begriffe zu verwahren, die man uns von ihr beygebracht hat.

Die Zeit ist, wie einer unserer Poeten gesagt hat, vielmehr eine Erdichtung als ein Gott, (welch eine wahrhaft poetische Poesie!) kurz, sie ist ein bewegliches Bild der unbeweglichen Ewigkeit. Diese Zeit ist eine unendliche Leere wie der Raum. (Nun geht es ins Metaphysische über.)

Wenn alles was lebt, immer schliefe, (die Oeuvres completes de Mr. l'auteur, könnten als Laudanum liquidum am unfehlbarsten dazu verschrieben werden), so würde für die lebenden Wesen keine Zeit existiren; (hier mache man 3 Kreuze) also wie man dem Raume keinen Gang zuläßt, hätte man auch der Zeit keinen zugeben sollen, (man muß bedauern, daß der liebe Gott den Verfasser nicht zum geheimen Rathe bey dem Schöpfungsprocesse gemacht hat), es sind die Gestirne, die Körper, (!) die Menschen und die Geister (25 Stück Ausrufungszeichen!) welche sich unaufhörlich in den zwey großen Zirkeln der Zeit und des Raumes bewegen, und die deren Existenz und Maß ausmachen. (Heiliger Newton steh uns bey!)

Nach dem Versuche zu zeigen, daß die Zeit unempfindlich gegen Alles, nichts über uns vermöge (siehe oben, wo von der Consequenz die Rede ist), und daß im Gegentheile wir die Macht besitzen, sie zu modificiren, wollen wir sehen, welche die besten Mittel seyen, sie zu genießen ꝛc. (Diese wollen wir unsern Lesern aus schuldiger Barmherzigkeit erlassen.)

Genießen wir denn die Gegenwart, die unſeren einzigen Reichthum ausmacht! Es iſt die gewöhnliche Thorheit der Menſchen, ſie zu verlieren, und wie ein Alter ſagt, ſie uns den Fingern entwiſchen zu laſſen. (Aha! die gewöhnliche Philoſophie ſeichter Köpfe, die keine Lebens- ſondern nur eine Tages- oder Stunden-Philoſophie haben.) Denkt wie Cäſar glaubt, nichts gethan zu haben, wenn ihr etwas auf den andern Tag verſchiebt, was ihr heute thun könntet. (Unſers Erachtens iſt dem General Cäſar dieſe Maxime nie in den Sinn gekommen, wie der Verfaſſer wieder „aus dem Munde der Verſtorbenen" hätte wiſſen können, aber es handelt ſich um das gelehrte Citat eines berühmten Mannes.)

In Summa, wollt ihr die Zeit beherrſchen, und ihren Gang ſüß und leicht machen? (Ecoutons!) Mäßiget eure Wünſche und eure Furcht; genießt die Gegenwart, nicht nur ohne den Nächſten nicht zu ſchaden, (die Verleger werthloſer Bücher gehören auch unter die Nächſten), ſondern —— indem ihr ihm Alles das Gute erweiſet, das von euch abhängt. (Schönen Dank für das große Arcanum.)

Amen! — Wir haben nunmehr aus dieſem geiſtvollen Tractätlein gelernt, was die Zeit ſey, daß wir uns vor dem erſchrecklichen Ungeheuer, und den eben ſo erſchrecklichen Hieben ſeiner Senſe nicht fürchten; daß wir um weiſe zu ſeyn, die Vergangenheit anbethen, oder, um gute Chriſten zu heißen, uns einem etwas betrübten Syſteme hinzugeben, und bloß mit der Zukunft beſchäftigen ſollen. Ferner haben wir gelernt, daß der Plebs ſich nach den trüglichen Lehren des Horaz richtet, daß Montaigne auch über die Zeit etwas geſagt hat, daß ſie vielmehr „eine Erdichtung als ein Gott", und es etwas ſchwer ſey, das was man heute verſäumt hat, Tags darauf nachzutragen; endlich und hauptſächlich haben wir gelernt, daß der Herr

Verfaſſer ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint, was die Zeit ſey. Wir übrigens wiſſen jetzt recht gut, daß wir ſie ſeinetwegen verloren haben; und wollten wir ſpitzfindig ſeyn, ſo könnten wir ſagen, des Herrn Grafen Schrift in der Zeit ſey genau dasſelbe, was die Zeit in ſeiner Schrift iſt (—).

Kaunitzen's Verdienſte.

Der unvergeßliche Hof- und Staatskanzler Fürſt von Kaunitz, hat nicht nur als Staatsmann überhaupt, ſondern auch als Freund und Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften und Literatur mächtige Verdienſte. Die Belebung der Wiener Academie der bildenden Künſte iſt ſein Werk. Er ließ den nachmahls ſo berühmten Kupferſtecher Schmutzer durch den ausgezeichneten Künſtler Wille in Paris ausbilden, und gab dadurch den erſten Anſtoß zu der Lehrſchule der Kupferſtecherkunſt, welche Schmutzer nach ſeiner Zurückkunft in Wien errichtete. In einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand Kaunitz mit Mecheln aus Baſel, der die Bildergallerie im Belvedere einrichtete und beſchrieb, ſo wie mit dem Geſchichtsmahler Caſanova; er war täglich in ihrer Geſellſchaft, was wohl auch ihren feinen Sitten und hofmänniſchen Geſchmeidigkeit zuzuſchreiben iſt, denn hierauf ſah Kaunitz beſonders. Dem Geiſte der damahligen Zeit gemäß war Voltaire auch ſein Lieblingsſchriftſteller, und die Diderot-d'Alembertſche Encyclopädie ſein hochgeprieſener Hausbedarf; die Quelle, aus welcher er für die höhere Converſation unaufhörlich ſchöpfte. Nicht minder verehrte er Rouſſeau, den er in Paris perſönlich kennen lernte, und daſelbſt durch einige Wochen als ſeinen Secretär beſaß. Der dramatiſchen Literatur der Franzoſen

war Kaunitz mit leidenschaftlicher Vorliebe zugethan; die deutsche war ihm wenig bekannt. Erst als Wieland auftrat, fing er an, sich für sie zu interessiren. Dieß wird jedoch, wie bey König Friedrich dem II. weniger auffallen, wenn man erwägt, auf welch kümmerlicher Stufe die deutsche Sprache und Literatur damahls standen. Fremden Gelehrten von Rang und Verdienst schenkte Kaunitz Aufmerksamkeit, Rücksicht und Schutz. Unter mehreren ausländischen Gelehrten zog er auch den berühmten Geschichtsschreiber der Deutschen, den Hofrath Schmidt aus Würzburg nach Wien. Die bedeutenden Academien in der Lombardie und den Niederlanden sind Kaunitzens Schöpfung.

Georg Franz Koltschitzky *).

Ungeachtet der im Jahre 1664 zwischen Oesterreich und der Pforte auf zwanzig Jahre abgeschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, sah sich das gesegnete Oesterreich im Jahre 1683 doch wieder von einem verheerenden Einfalle der Türken geängstiget. Die Bewohner Wiens erhielten den Auftrag, sich wenigstens auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen, oder, wo dieß nicht anginge, sich nach Prag oder Linz zu begeben. Man trug in der Eile alle Erhöhungen in den nächsten Umgebungen von Wien ab, riß die Vorstädte nieder, und ließ zu 30,000 Palissaden Eichenstämme fällen. Während dessen suchte und erhielt der Kaiser (Leopold I.) die Hülfe der Churfürsten von Baiern und Sachsen, des gesammten römischen Reiches,

---

*) Wohl schon in Journale übergegangen! Indeß — es ist vaterländisch.

Brandenburgs und des Königs von Pohlen. Nicht minder thätig bewies ſich der Papſt (Innocenz XI.), denn am 6. März 1683 traf der Cardinal Cibs mit 1,200,000 Kronen in Wechſelbriefen, und mit der Zuſage, daß bald größere Subſidiengelder folgen ſollten.

Wirklich war auch die nachdrücklichſte Thätigkeit nöthig, da der Feind bereits in vollem Anzuge begriffen war. Der Kaiſer begab ſich nach Paſſau. In zwey Tagen verließen an 60,000 Perſonen Wien. Die Stadt hatte nur 13,860 Mann reguläre Truppen, zu dieſen ſtießen noch über 6000 Bürger, Studenten und Handwerksburſche. So erwartete dieſe Beſatzung von ungefähr 20,000 Mann voll Patriotismus und Entſchloſſenheit den Feind.

Dieſen gewahrte man den 13. July. Auf dem Wienerberge erblickte man die ungeheure Avantgarde, und den andern Morgen ergoß ſich das Heer ſelbſt über den Hundsthurm, über Gumpendorf, Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling bis Nußdorf hin, und ſtellte ſich ſo in Geſtalt eines Halbmondes auf. In Kurzem war Wien von allen Seiten eingeſchloſſen, und alle Verbindung mit den kaiſerlichen Truppen, alle Zufuhr von Victualien aus Böhmen und Mähren abgeſchnitten, und die Belagerung rückte raſch vorwärts.

In dieſer angſtvollen Verlegenheit trat ein Mann auf, der ſich zu dem Wageſtücke entſchloß, den Herzog von Lothringen von der betrübten Lage der Stadt zu benachrichtigen. Dieſer Mann war Georg Franz Koltſchitzky, ein Bürger in der Leopoldſtadt. Er war einſt Dolmetſcher bey der orientaliſchen Compagnie geweſen, und ſowohl mit der Sprache als anderen Eigenheiten der Türken vertraut. Die Nacht vom 13. auf den 14. Auguſt ward zur Ausführung beſtimmt. Der muthige Koltſchitzky, in türkiſcher Tracht, ſchlich ſich in Begleitung eines verläßlichen Die-

ners, Nahmens Michalowitsch, der gleichfalls türkisch verstand, aus der Stadt, durch das türkische Lager, und kam glücklich in dem kaiserlichen an. Koltschitzky hatte verabredet, zum Zeichen seiner wohlbehaltenen Ankunft ein großes Feuer anzuzünden. Dieß geschah auch in der Nacht darauf, und mit Entzücken nahm man in Wien vom Stephansthurme aus, das Losungsfeuer zu Stammersdorf wahr.

Unterdessen wurde Wien durch die ununterbrochenen und hitzigsten Anfälle des feindlichen Heeres immer mehr geängstiget. Das unausgesetzte Beschießen mit Bomben und Glühkugeln, das Sprengen der Mauern durch Minen, worauf stets ein wüthender Sturm folgte, dann eine ansteckende Ruhr, die bald nach dem Beginne der Belagerung ausbrach, setzten die Beharrlichkeit der Wiener zwar auf eine harte Probe, allein sie hielten sich ritterlich, und schlugen alle Anfälle mit der heldenmüthigsten Tapferkeit zurück.

Eben so glücklich, als er im kaiserlichen Lager angelangt war, kam Koltschitzky mit seinem Begleiter am 17. August wieder zu Hause an. Er brachte von dem Herzoge von Lothringen ein Schreiben mit dem trostreichen Inhalte, daß sich bereits ein zahlreiches Heer sammle, indem täglich bedeutende Hülfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen, und nur noch auf die Ankunft der pohlnischen Armee gewartet werde, welche Ende dieses Monaths erfolgen solle, um mit vereinter Kraft zum Entsatze Wiens heran zu eilen. Koltschitzky's wohlbehaltene Rückkunft wurde um Mittagszeit dem kaiserlichen Heere verabredeter Maßen durch eine dicke Rauchsäule, und in der Nacht darauf durch einige Raketen vom Stephansthurme aus signalisirt. Gerne hätte der brave Koltschitzky mit aller Herzhaftigkeit und Resignation sich noch öfter zu

solchen Expeditionen verwenden lassen, wäre er nicht durch Verrath den Türken auf das kennbarste bezeichnet worden. Diesen Umstand erfuhr man von einem Reitersmann, an dem, wegen vorgehabten Uebergang zu dem Feinde, das Urtheil des Stranges vollzogen wurde. Auf der Leiter, und schon den Strick um den Hals, bemerkte er unter den Zuschauern Koltschitzky, rief ihm zu und warnte ihn, wieder in das türkische Lager sich zu begeben, denn sagte er: deine Gesichtszüge, deine Tracht, der Weg, den du zu nehmen pflegst, Alles ist den Türken bekannt, welche dir überall auflauern. Inzwischen aber übernahm Koltschitzky's Diener Michalowitsch seine Rolle. Er gelangte ungefährdet noch zwey Mahl durch das türkische Lager, und brachte den beängstigten Wienern die erfreuliche Bothschaft des herannahenden sicheren Entsatzes.

Dieser erfolgte auch am 11. September bekanntlich durch einen so entscheidenden Sieg, daß die Türken mit Zurücklassung ihres ganzen Lagers die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen, irgend einen Hinterhalt besorgend, ließ die Nacht über die ganze Armee in Reih und Glied stehen. Tags darauf zeigte sich im türkischen Lager die Unermeßlichkeit der Beute. Auf manchen gemeinen Mann kamen 20 bis 30,000 Gulden an Werth. Unter andern fand man eine ungeheure Menge Kaffeh, eine Frucht, die in Deutschland vorher nur sehr wenig bekannt war. Von nun an wurde er Lieblingsgetränk, und wird es immerfort bleiben.

Koltschitzky erhielt zur Belohnung seines Muthes und der großen Dienste, welche er der Stadt Wien und dem Vaterlande erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Einrichtung einer Kaffehschenke in Wien. Der Magistrat räumte ihm ein Haus neben dem kleinen Bischofhofe, welches das Schild zum rothen Kreuze hatte, dazu ein, und so

legte Kottſchitzky in Wien ein Kaffehhaus an, das, wie man leicht ermeſſen kann, ſich bald eines blühenden Zuſtandes erfreuen konnte.

Kottſchitzky iſt ſonach der erſte Kaffehſieder Wiens, und wird noch bis auf den heutigen Tag, als der Ahnherr und Patron der Kaffehwirthe dieſer Stadt, deren Zahl ſich nun über 70 beläuft, dankbar verehrt.

Die Leuchter.

Zur Zeit der jammervollen Bürgerkriege, welche im ſechzehnten Jahrhunderte Groß-Britannien zerfleiſchten, fügte es ſich, daß der Laird von Darlinvarach dieſes ſein ärmliches Schloß in Schottland verließ, und auf einer Geſchäftsreiſe nach England die Burg des Sir Miles Musgrave in Cumberland als Gaſt betrat. Dieſes konnte unter den obwaltenden, politiſchen Verhältniſſen weder von der einen, noch von der andern Seite mit jenen wohlwollenden Geſinnungen geſchehen, die der wahren Gaſtfreundſchaft eigen ſind. Der wohlhabendere, civiliſirtere, und nach jener ſtaatsbürgerlichen Stellung, ungleich angeſehenere Engländer ließ dem Schottländer ſein Uebergewicht bey jeder Gelegenheit fühlen, während dieſer nicht ermangelte, gegen jenen, gemeinhin Sachſe genannt, mit dem ganzen Stolze ſeines Gefühls hochländiſcher Einfachheit, Tapferkeit und Unabhängigkeit aufzutreten.

Gar mancherley Veranlaſſung, dieſe wechſelſeitigen Leidenſchaften ſpielen zu laſſen, mußte nothwendiger Weiſe das Mittagmahl geben. Sir Miles Musgrave hatte ungeheure Leuchter von gediegenem Silber auf die reich beſetzte Tafel ſtellen laſſen. Er und ſeine engliſchen Genoſſen

erhoben mit sichtbarer Uebertreibung den Geschmack und die ungemeine Kostbarkeit dieses Silbergeräthes, und warfen dabey höhnische und geringschätzende Seitenblicke auf den unbemittelten Schottländer. Dieser war jedoch klug und selbstbeherrschend genug, sich über diese Aeußerungen einer rohen und übermüthigen Prahlsucht hinaus zu setzen, so lange er sah, daß er nicht unmittelbar herausgefordert werde. Als nun der Hauswirth, der es auf Streit und offenbare Demüthigung seines Gastes angetragen hatte, diese unwillkommene Gleichgültigkeit wahrnahm, erhob er sich von seinem Sitze, wendete sich zu dem Laird, und sprach auf die Leuchter weisend mit wegwerfender Miene: „Nicht wahr, Laird von Darlinvarach, ihr müßtet wohl euer ganzes armseliges Schottland aussaugen, ehe ihr im Stande wäret, solch ein herrliches und werthvolles Geräth herzustellen!" Diese Worte verwundeten zu tief das vaterländische Gefühl des biedern Schotten, als daß er hätte noch ferner ruhig bleiben können. Er verlor indeß seine natürliche Fassung nicht, und indem ihn plötzlich ein sinnreicher Gedanke ergriff, stand er gelassen auf, und erwiederte mit fester männlicher Stimme: „Auf eure Rede Sir, halte ich für die beste Antwort, euch zu erklären, daß ich auf meinem Schlosse Leuchter besitze, die ungleich-kostbarer sind, als man nur irgendwo in euren prangenden engländischen Hallen antreffen kann."

Der Laird hatte diese Worte mit so viel Ernst, Festigkeit und Nachdruck ausgesprochen, daß kein Anwesender es wagte, darüber zu lachen, oder auch nur zu lächeln. Man blieb einen Augenblick stumm; dann aber versetzte der Wirth: „Laird von Darlinvarach! was ihr spracht, müßt ihr bewahrheiten, oder, wenn ihr dieß nicht vermögt, was sich eigentlich von selbst verstünde, euer Wort zurücknehmen. Da ihr nun dieses als ein Cavalier von Ehre nicht wer-

det thun wollen, ſo ſey euch hiermit eine Wette von zweyhundert Mark Silber angebothen! „Der Laird konnte dieſen Vorſchlag nicht zurückweiſen, und ſo wurde ein Tag anberaumt, an welchem Sir Miles Musgrave mit einem ſeiner Freunde ſich nach dem Schloſſe Darlinvarach begeben ſollte, um den Gegenſtand der Wette in prüfenden Augenſchein zu nehmen.

Dieſer Tag war erſchienen, und die beyden Engländer wurden in die ſchottiſche Halle geführt. Aber welch ein ſeltſamer Anblick war ihnen da bereitet! Hinter jedem Sitze, der mit einfachen, nährenden Speiſen beſetzten, koloſſalen, eichenen Tafel, ſtand ein rieſenhafter Hochländer, unbeweglich wie ein Marmorbild in voller landesüblicher Rüſtung, in der rechten Hand ein entblößtes Schwert, ſteif und ſenkrecht haltend, in der linken eine lodernde Kienfackel. Keine Miene regte ſich, nichts an dieſen Athleten bewegte ſich, als die dumpfe und flackernde Flamme der Fackel, welche ein düſteres Licht um ſie verbreitete, und an den breiten, blanken Schwertern einen grellen Wiederſchein bildete. Der überraſchende Anblick dieſes grauſigen Nachtſtückes verſetzte die eintretenden Fremden in ein ſtarres Erſtaunen, und ein gräßliches Gefühl von Beſorgniß erfaßte ihre muthigen Herzen. Allein noch ehe ſie ſich von dieſem ſchauerlichen Eindrucke erhohlen konnten, trat in majeſtätiſcher Würde, mit langſamen Schritten der Laird vor, deutete mit der Spitze ſeines blanken Schwertes auf dieſe Rieſen, und ſprach mit feyerlicher Stimme zu den Engländern: Sehet hier die Leuchter meines Hauſes und Stammes, wie wir uns deren ſchon ſeit undenklichen Zeiten bedienten. Jeder dieſer Männer kennt keinen anderen Willen, als den ſeines Herrn." Der Laird hielt hiebey einen Augenblick inne, dann faßte er die beyden Gäſte ſcharf ins Auge, und ſagte mit lauten langſamen

Worten: „Sollte ihr euch erkühnen, dieſe Leuchter mit jenen zu vergleichen, die ich auf eurer Burg antraf? Erklärt euch, wer hat die Wette gewonnen?"

Sir Miles Musgrave beſann ſich keinen Augenblick. Er nahm eine heitere unbefangene Miene an, und rief mit einem verzerrten Lächeln: „Verloren, Laird! Ich habe verloren; hier nehmt das Geld; ich bekenne mich für überwunden!" Der Laird aber ſtellte ihm das Geld mit edler Würde zurück, und ſprach: „Wie dem auch ſey, ich begnüge mich, wenn ihr erklärt, daß ihr euch für beſiegt haltet. Das habt ihr gethan. Euer Geld mag ich nicht! Und nun laßt uns den Hader vergeſſen, und des Mahles fröhlich genießen, bey dem wir uns übrigens nur unſerer alten zinnernen Wandleuchter bedienen wollen, die weniger Dampf verurſachen, als dieſe Kienfackeln, die einem netten Sachſen gar unbequem fallen mögen. Seyd ihr es zufrieden, Sir?"

Der Engländer nickte ſchweigend, und der Laird gab mit ſeinem Schwerte einen Wink, auf welchen die rieſenhaften Kienleuchter, ihre Schwerter hoch in die Luft zückend, in ordnungsmäßigem Zuge die Halle verließen.

Der Kunſtrichter Geoffroy.

Das Leben ſchriftſtelleriſcher Perſonen biethet ſelten den Anblick viel bewegter Schickſale dar, denn die literariſche Wirkſamkeit gründet ſich mehr auf die Welt der innern Natur, und wenn uns auch jede Zeit und jedes Volk Beyſpiele von Schriftſtellern aufweiſet, deren Geiſtesthätigkeit auf den Gang ihrer äußern Verhältniſſe den mannigfachſten und entſchiedenſten Einfluß ausgeübt haben, ſo wird dadurch nur belegt, daß jede Regel ihre Ausnahme in ſich ſchließt.

Auch das Leben des franzöſiſchen Kritikers Geoffroy, gewährt nichts weniger, als den Reiz merkwürdiger oder auffallender öffentlicher Geſchicke; um ſo anſprechender jedoch iſt die Betrachtung ſeiner kunſtrichteriſchen Laufbahn und ihrer mächtigen Einwirkung auf den Geſchmack des franzöſiſchen Theaters. In Deutſchland kennt man indeß nicht viel mehr als den Nahmen dieſes Mannes: wir würdigen ſein Gewicht und pflegen zuweilen irgend einen unſerer ausgezeichneten Dramaturgen einen deutſchen Geoffroy zu nennen. Doch iſt uns von ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen ſeither wenig zur Kenntniß gekommen; und auch das hiermit Dargebothene iſt nur als eine aus franzöſiſchen Quellen geſchöpfte Notiz, als ein Beytrag zu einer förmlichen Biographie zu betrachten, wozu es bisher noch an hinlänglichen Materialien zu fehlen ſcheint.

Julian Ludwig Geoffroy wurde im Jahre 1743 zu Rheims in Frankreich geboren. Mit den entſprechendſten Naturanlagen begabt, fing er ſeine Studien bey den Jeſuiten an und verfügte ſich ſofort nach Paris, um ſie in dem Collegium Louis le Grand zu vollenden, welche Bildungsanſtalt gleichfalls von jenen berühmten in Hinſicht des Schulweſens, ſo hoch verdienten Vätern geleitet wurde. Seine hervorragenden Talente verſchafften ihm die beſondere Achtung und Auszeichnung ſeiner Lehrer; ſie ſuchten ihn für ihren Orden und ihre Zwecke zu gewinnen, und mit ihren höheren Intereſſen zu verſchmelzen. Geoffroy ſchloß ſich mit Feuer und Hingebung an ſie; doch bald wurde dieſes Band durch die Aufhebung des Jeſuitenordens zerriſſen, und Geoffroy übernahm die Erziehung des jungen Herrn Bontin. Dieſe Stelle gab ihm Gelegenheit, das Schauſpiel zu beſuchen; bald beſeelte ihn eine vorwaltende Neigung für ſelbes, dergeſtalt, daß er ſich mit Eifer auf die Erforſchung der damahligen Regeln, der Schauſpielkunſt und

des gesammten Theaterwesens verlegte. Um in diesen Gebiethen noch mehr praktische Blicke zu gewinnen, verfaßte er zur Selbstübung ein Trauerspiel mit dem Titel „Cato." Er hatte dabey die Nebenabsicht, freyen Eingang in das Theater zu erhalten, den ihm die Direction, als er ihr das Stück überreicht hatte, auch gewährte. Es wurde aber nie aufgeführt.

Nachdem Geoffroy mehrere Jahre als Erzieher im Hause des Herrn Bontin zugebracht hatte, übernahm er die Stelle eines Maitre d'Etudes in einem Universitäts-Pensionat. Allein von dem Gefühl eines höheren Berufs erfüllt, trachtete er nach einem, seinen Kenntnissen und Talenten gebührender Wirkungskreis. Geoffroy erhielt die Kanzel der Beredsamkeit zu Montaige und bald darauf die derselben Wissenschaft im College Mazarin, woselbst er durch Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit den Grund zu seinem glänzenden Ruf legte. In den Jahren 1773, 74 und 75 hatte er bey dem alljährlich ausgesetzten Preis der lateinischen Beredsamkeit concurrirt. Jedesmahl errang er ihn, was zu dem Gesetz Veranlassung gab, daß dieser Preis von einem und demselben Bewerber nur dreymahl gewonnen werden dürfe.

Einer höchst ehrenvollen Erwähnung genoß auch Geoffroys Arbeit bey der Concurrenz um den Preis, den die französische Academie auf die beste Apologie auf Carl V. ausgesetzt, und den Laharpe gewonnen hatte.

Sein hoher Ruf als Professor der Rhetorik, lenkte die Aufmerksamkeit der Erben des berühmten kritischen Blattes Année litéraire auf Geoffroy, welche einen Mann suchten, der fähig wäre, Frerons Platz dabey würdig zu ersetzen, und den Credit der Zeitschrift aufs Neue zu befestigen. Die Wahl konnte niemanden zweckmäßigern treffen, als Geoffroy; man machte ihm Anerbiethungen; es ward

unterhandelt und er übernahm das Blatt im Jahre 1776, und führte es bis 1791 fort. Während dieser 15 Jahre bereicherte er die Année littéraire mit den gediegensten, geistreichsten und anziehendsten Artikeln in dem Gebiethe der Philosophie, der Kritik, Moral und Literatur. Geläuterter Geschmack, gründliche Gelehrsamkeit in der classischen Literatur, ein reiner, körniger, leichter Styl, verbunden mit der edlen Richtung mehr zu belehren als zu reizen und tändelnd zu zerstreuen, bezeichneten seine Arbeiten, und verbreiteten seinen Ruhm als Journalist, welchen er nicht minder bey einer andern Zeitschrift, dem Ami du roi, die er mit dem Abbé Royon heraus gab, behauptete.

So mächtig aber Geoffroys Ansehen auch war, und so viele aufrichtige Freunde, Verehrer und Gönner er auch zählte, so konnte er mit seinen Gesinnungen gleichwohl bey der um sich greifenden Revolution nicht bestehen. Er verachtete und bekämpfte ihre anarchischen Grundsätze und ward das Opfer der Verfolgung. Oeffentlich und mit Entschiedenheit als Freund und Vertheidiger des Königs aufgetreten, ward er mit dem betreffenden Journal und dem Abbé Royon proscribirt. Er vertauschte hierauf den Schauplatz der Gräuel mit der Stille und Zurückgezogenheit des Landlebens, kleidete sich wie die Dorfbewohner, nahm in Sitten und Lebensweise ganz die Gebräuche der Landleute an, und widmete sich dem Unterrichte der Jugend. Hier sah man den gelehrten Doctor und Professor sich einem strengen Examen unterwerfen, ob er auch fähig sey, die Kinder lesen zu lehren. Sein neuer Beruf hatte manches Ergetzliche für ihn, und er gefiel sich in diesem Asyle, bis ihn im Jahre 1799 die scheinbar eingetretene Ruhe einlud, nach Paris zurück zu gehen.

Das Jahr hierauf betrat Geoffroy jene Laufbahn, auf welcher er seinen Ruhm für immer gegründet hat: im

Journal des debats, übernahm er die Kritik der Schauspiele. Auf diesem Standpuncte nahm sein Talent einen neuen Schwung; hier entwickelte er den ganzen Reichthum jener Kenntnisse, die er sich während vierzigjähriger Studien und Erfahrungen erworben hatte. Fest und oft siegreich trat er gegen Voltaire, Laharpe und andere lebende berühmte Schriftsteller auf, besonders erschöpfte er all seine Kunst und all seine Künste, um systematisch die zahlreichen Altäre umzustoßen, welche die Nation Voltairen errichtet hatte. Nicht minder blieb er consequenten Sinnes, seinen Grundsätzen gegen die Revolution und alle Umtriebe der politischen Neologen treu. Kann es demnach befremden, wenn ein Heer von Widersachern, Verleumdern und Verfolgern sich ihm entgegen stemmte?

Von den vielen Beyspielen der Gehässigkeit gegen den berühmten Kritiker wollen wir nur folgende anführen. Das Eine betrifft ein Gedicht von Lucius Lamival, betitelt: Falliculus, welches in der literarischen Welt viel Aufsehen erregte. Charnier, in seiner glänzenden Epistel an Voltaire wollte das Andenken des gefürchteten Aristarchen bey der Nachwelt brandmarken; allein Geoffroy widerstand diesem Anfall mit kalter Festigkeit, und entging durch die Gewandtheit seines Geistes der Gefahr. Ein anderes Mahl verbanden sich einige junge Leute, denen es nicht gelingen konnte, von dem berühmten Kunstrichter irgend ein Wort des Lobes oder der Aufmunterung zu entlocken, unter dem Nahmen Geoffroy, ein Trauerspiel mit dem Titel Cato drucken zu lassen, welches von schiefen Gedanken und schlechten Versen wimmelte. Allein dieser Kunstgriff war allzu plump, denn wann das Publicum, welches sich erinnerte, daß Geoffroy in früherer Zeit eine Tragödie unter diesem Titel gedichtet hatte, im ersten Augenblick versucht werden konnte, ihn für den Verfasser zu halten, so mußte man

hinwieder im nächſten Moment durch die Erbärmlichkeit des vorliegenden Machwerkes ſogleich die Täuſchung erkennen. Der Urheber dieſer Cabale fand bald Gelegenheit, es zu bereuen, denn Geoffroy züchtigte ihn bey jeder Gelegenheit mit der bitterſten Geißel der Kritik und Satyre.

Wenn Geoffroy ſchon bey ſeinen Landsleuten als ein tüchtiger Ariſtarch da ſteht, ſo muß ſein Ruhm wohl um ſo mehr befeſtiget ſeyn, da ſelbſt die in Allem, was Kritik betrifft, weit competenteren gründlicheren Deutſchen ihm ihre Anerkennung weihen. Ein Schriftſteller unſerer Nation würdigt Geoffroy bey Gelegenheit ſeines Beytrittes zu dem Journal des debats mit folgenden Worten: Seit mehr als zehn Jahren hatten falſche Anſichten in der Philoſophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unſelige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundſätze waren vergeſſen; ſie erſchienen als neue Entdeckung da, wo ſie wieder aufgeſtellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder unterſuchen zu dürfen, was ſchon hundertmahl unterſucht worden, von alter und neuer Literatur zu ſprechen, als wenn ſie noch nicht da geweſen wäre. Doch bedurfte es in dieſem verwegenen Kampfe eines verſuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieſer Kämpfer war Geoffroy. Er unterſuchte mit Scharfſinn und ſchonte die Grundſätze der Neuern nicht, dieſe ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ ſich nicht abſchrecken, jeden Morgen erſchien er mit neuen Raiſonnements und neuen Perſifflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung. Seine Sarcasmen waren oft zu bitter, ſeine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man ſagen, daß Geoffroy gerecht zu ſeyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte faſt immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatiſchen Dichter und der Schauſpieler zu thun; aber er hatte auch

Freunde, die ſeinem Scharfſinne, ſeinen Kenntniſſen und ſeinen Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, die in einer ſo beſchränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußten. So urtheilt ein deutſcher Kritiker über einen franzöſiſchen.

Als Geoffroy das Schauſpielfeuilleton im Journal des debats übernahm, erhielt dieſe Zeitſchrift einen mächtigen Aufſchwung, und die Speculation der Unternehmer lohnte ſich überaus reich. Wichtiger als dieſes aber war der Nutzen, den Geoffroys Beytritt der Literatur brachte, da er in Frankreich aufs Neue den edleren Geſchmack und das Studium guter Muſter weckte und nährte. Seit fünfzehn Jahren waren die meiſten dem Schauſpiel gewidmeten Blätter vernachläſſigt; ihre Redacteurs waren in Vergleich mit Geoffroy tactlos, und ihre anmuthsloſe Darſtellungsweiſe gewährte nichts als eine kalte, trockene Analyſe, der am vorigen Abend aufgeführten Piecen. Geoffroy hatte ſich bey ſeinem neuen Geſchäfte einen weit ausgreifenderen Plan entworfen, der ihm zugleich die reichſte und dankbarſte Entfaltung ſeiner gelehrten Hülfsmittel geſtattete. Auch er hatte trotz der Neutralität ſeines Geiſtes ſeine Götzen; dieſe waren Corneille und Racine; wer dieſe beyden mit ungeweihtem Griffe berührte, war ihm ein Feind, den er bekämpfen mußte. Seine Angriffe Voltaires galten jedoch mehr dem Philoſophen als dem Dichter; aber ſelbſt dieß können ihm die Franzoſen noch jetzt nicht, jetzt am wenigſten, verzeihen, da in ihren Augen Voltaire der Prototyp alles Großen, Schönen und Herrlichen iſt. Geoffroys Styl athmete ungemeine Anmuth, Klarheit, Kraft und Lebendigkeit; und nichts glich der Fruchtbarkeit, mit der er verſtand, alle Tage auf eine neue Art pikant zu ſeyn.

Die Bosheit hatte ihm Habſucht und Beſtechlichkeit vorgeworfen; doch hat dieß die Bosheit gethan: Geoffroy

lebte mäßig, ſcheute den Aufwand, und ſtieß kleine oder nicht kleine Geſchenke von Freundeshand nicht zurück. Von dem Journal des debats zog er ein ſehr anſehnliches Honorar; gleichwohl hinterließ er ſeiner Witwe nur ein ſehr mäßiges Vermögen, ſo zwar, daß ihr die lebenslängliche Penſion von 1800 Franken, welche ihr die Eigenthümer des Journals beſtimmten, ſehr willkommen ſeyn mußte.

Geoffroy beſaß ein ungemein glückliches Geſchick zu Ueberſetzungen, weßwegen zu bedauern iſt, daß er nur den Theocrit franzöſiſch geliefert hat. Im Jahre 1808 machte er ſeinen ſieben Bände ſtarken Commentar zu Racine bekannt, ein Werk, das ungeachtet der tiefen Gelehrſamkeit, geiſtreichſten Haltung und des unverkennbarſten Fleißes ſeine Anerkennung wohl erſt bey der Nachwelt finden wird.

Geoffroy ſtarb zu Paris den 18. Februar 1814 in einem Alter von 71 Jahren, (nach einer andern deutſchen Angabe den 26. Februar, 74 Jahre alt). Ein beſcheidener Stein bedeckt die Aſche dieſes Mannes, der 25 Jahre lang der Gegenſtand der Bewunderung und der Anfeindung zugleich war. Er war von mittelmäßiger Statur; in ſeinen Mienen zeigte ſich keine Spur von dem Geiſte, der ihn durchdrang. Er hatte ein kurzes Geſicht, einen ſchwerfälligen unſichern Gang, ein ſanftmüthiges, befangenes Weſen. Wiewohl von Natur aus frohſinnig, ſprach er doch wenig, außer in Geſellſchaft unterrichteter und geiſtreicher Männer. Auf Kleider und Putz hielt er gar nicht ohne deßwegen ein Cyniker zu ſeyn.

Einen Beweis von der Schätzung ſeiner Theaterkritiken gibt die Sammlung derſelben, welche im Jahre 1819 zu Paris in fünf Bänden veranſtaltet wurde. Sie hat den Titel: Cours de litérature dramatique, ou recueil par ordre de matiéres des feuilletons de Geoffroy. In dieſem Werke, das beſonders der Beherzigung unſerer Theaterre-

cenſenten zu empfehlen iſt, ſind Geoffroys kritiſche Arbeiten nach den Gegenſtänden und nach der Zeitfolge geordnet.

Ueber Muſik, Geſang und Tanz in Perſien

Die Perſer haben unſtreitig ſehr viel Talent zu den ſchönen Künſten, gleichwohl ſtehen dieſe noch mehr zurück, als die Wiſſenſchaften. Am weiteſten haben ſie es in der Muſik und im Tanz gebracht, welchen ſie mit vieler Vorliebe ergeben ſind.

Die Muſik mögen ſie wohl aus Italien überkommen haben; gewiß iſt es auch, daß ſie ſie den Arabern und Türken mitgetheilt haben. Die meiſten der geſchätzteſten Arien, die in Conſtantinopel geſungen werden, ſind perſiſch. Was die Theorie der Muſik betrifft, ſo war ſie häufig der Gegenſtand gelehrter Schriften in Perſien, und zwar zu einer Zeit ſchon, wo man ſich in Europa noch nicht mit ihr, als Theorie, beſchäftigt hatte.

Avicenna ſcheidet die Muſik in zwey Hauptheile, in Talif oder Compoſition, und Ica oder Konſt. Die Töne heißen Anaz, die halben Töne Nine. Letztere ſind häufiger, als bey uns, denn die Perſer zertheilen die Intervallen in viele kleine Parthien, da der Uebergang von einem Hauptton zum andern durch eine Reihe von Progreſſionen — alſo wahrſcheinlich durch unſere chromatiſche Scala — bey ihnen den höchſten Reiz und das Hauptverdienſt der Muſik ausmacht. Die Tonarten werden in Kreiſen geſchrieben, welche Aduar heißen, daher die Muſik bey ihnen oft Alad-uar, oder Zirkelwiſſenſchaft genannt wird. Die Intervallen heißen Kiah-Ort. Ihre Tonleiter iſt eben

ſo vollkommen, als die unſrige. Sie beſteht aus acht Intervallen, von denen die letzte Intervall in ſämmtlichen Tönen, mit unſerer Octav übereinſtimmt. Nur die Intervallen zählen, die Linien nicht. Dabey iſt die Eigenheit, daß jede Linie, jeder Intervallnahme mit einer Farbe bezeichnet iſt; der erſte Intervallnahme hat grün, der zweyte roſenroth ꝛc.

Eigentliche Muſiknoten haben die Orientalen nicht. Sie bedienen ſich der Lettern, welche ſie zwiſchen die Linien ſetzen, um dem Muſiker das Intervall anzudeuten, wo er anzufangen hat, die verſchiedenen zu durchlaufenden Töne, die Haltung des Schalles, die Pauſen, die Geſchwindigkeit oder Langſamkeit des Geſanges, den Ton, mit dem er aufhören muß ꝛc. Bey ihnen beſteht die Muſik aus harmoniſchen Weiſen oder Phraſen, welchen die Nahmen gewiſſer Perſonen oder Orte beygelegt ſind, die der Einbildungskraft ihrer Künſtler als Muſter dienen. Dieſe Tonarten ſind entweder fundamental: asnul, und vier an der Zahl, oder aber zuſammengeſetzt, und dann vervielfältigen ſie ſich ins Unendliche. Der geſchickteſte Muſiker iſt bey den Perſern derjenige, welcher die meiſten Tonarten und Arien verſteht, denn dadurch kann er die Plagiate vermeiden, deren Beſchuldigung bey ihnen ſelbſt den gegründetſten und vortheilhafteſten Ruf zerſtören würde. Der Zenkelch iſt die am meiſten melodiſche Tonart. Der Euhae iſt der Krieg und der Liebe gewidmet; der Reſt, dem Geſang von den Geſchichten des Schachnameh. Zu zärtlichen Romanzen, Elegien, Todtengeſängen ꝛc. wird der Zyz-afkind und der Rahari verwendet. Zer-Kechi, oder Goldgewebe, zeigt den Reichthum an.

Der Abgang förmlicher Noten iſt das Haupthinderniß des Gedeihens der Muſik bey den Perſern. Sie haben

zwar einige Mittel, dieſen Mangel zu erſetzen, als die verſchiedenen, den Tönen und halben Tönen beygelegten Nahmen, und das Zeitmaß, welches wie bey uns eingerichtet iſt; allein das alles reicht nicht hin. In den Concerten wird das Zeitmaß von einem auf dem erſten Platz poſtirten Muſiker auf den Knien oder auf zwey kleinen Pauken, Naccarech genannt, geſchlagen, eben ſo zeigt er die Bedeutung der Noten an, und dirigirt das Orcheſter. Doch variirt ein geſchickter Meiſter das Zeitmaß durch ſo viele kunſtvolle Feinheiten, ſanfte Modulationen, und unmerkliche Abſtufungen, daß es oft unmöglich iſt, ſeine Abweichungen wahrzunehmen.

Ein perſiſches Muſikſtück beſteht gewöhnlich aus einem Puhrev oder Präludium, und einem Simai oder Hors-d'oeuvres oder Pichrus, eine Gattung Caprice, wird von einem einzigen Muſiker vorgetragen, während die andern denſelben Ton leiſe anſchlagen. Dieß Präludium währt oft ganze Stunden. Die Kunſt des perſiſchen Muſikers glänzt am meiſten durch tauſenderley Verzierungen und ähnliche geſchmackvolle Künſteleyen. Der Semai kann mit dem Presto, womit gewöhnlich die Symphonien ſich ſchließen, verglichen werden.

Es gibt eine harmoniſche Muſik, deren Theorie ſehr einfach iſt, und welche ſich bloß auf das Phyſiſche beſchränkend, nur die äußern Sinne beſchäftigt, ohne zum Herzen zu dringen. Hingegen gibt es eine andere, von welcher der große Kenner Rouſſeau ſagt, daß ſie alle Leidenſchaften ausdrückt, alle Bilder mahlt, und die ganze Natur ihrem empfindungsvollen und kunſtweiſen Nachahmern unterwirft.

Wer das verſteht, ſey es inſtinctmäßig oder planmäßig, iſt der wahre Künſtler, und das ſind die Perſer. wie viele Nichtperſer anderswo nicht. Deſſen ungeachtet iſt es

bey ihrer ſogenannten harmoniſchen Muſik der Fall, daß ſie anſpricht, ergreift, hinreißt und feſſelt, wie in Europa die Avanturen eines Tancred oder einer diebiſchen Aelſter.

Die perſiſchen Geſänge ſind ſanft, warm, lebendig, ergreifend und ganz übereinſtimmend geſetzt; aber im Ganzen ſind ſie monoton und ermüden am Ende. Der perſiſche Muſiker weiß ſo gut als gar nichts von den Proportionen in der Vereinigung des Schalls; von Terzen, Quinten, Octaven, dem Contrapunct ꝛc. hat er keinen Begriff. Die Kriegsgeſänge ſind vorzüglich geeignet hinzureißen und zu entflammen, ſo wie die Arien außerordentlich geſchickt ſind, Empfindungen der Wolluſt zu erregen. Die Muſik iſt zwar ungemein beliebt bey den Perſern, allein die Muſiker ſchätzt man gering, daher es unſern Tonkünſtlern und Lehrern der Tonkunſt, die ſich ohne allen Beruf, ohne Recht oder Befugniß: Maitre de chapelle, Directeur, oder Profeſſor, oder wohl gar außerordentlicher Profeſſor zu taufen pflegen, nicht wohl zu rathen wäre, mit ihrer bis in's Lächerliche gehenden Anmaßung, eine geldcontribuirende Kunſtreiſe nach Perſien zu unternehmen. Dort iſt es nicht der Fall, wie in Europa, daß man ſagen könnte: Eitelkeit, dein Nahme iſt nicht Weib, ſondern Muſiker.

Die perſiſchen Inſtrumente ſind ſehr zahlreich, und können in drey Claſſen eingetheilt werden. Die erſte, Aud, begreift die Saiteninſtrumente; die zweyte Neſir, die Wind- und die dritte Thel, die Schlaginſtrumente. Wir wollen hier einige der gebräuchlichſten anführen. Saiteninſtrumente ſind: Der Baalaira oder Tamburn mit drey, der Tſchehipdeh mit neun Saiten; der Kementcheh auch Rebab genannt, mit vier, drey, manchmahl auch mit zwey Saiten kunſtvoll behandelt, läßt dieſes Inſtrument ſich die ſüßeſten Töne entlocken; es wird mit einem Violinbogen geſpielt, der Tſchartar, eine Gattung Pandore mit vier

Saiten und von runder Gestalt, gleichfalls mit einer Art kurzer Violinbogen gespielt; der Tschenk, eine Gattung Zither mit 6 Saiten, welche sehr häufig gespielt wird, ein ähnliches Instrument viereckiger Form; die beyden letztern werden mit kleinen Stäbchen geschlagen. Zu den Windinstrumenten gehören: Der Nefir, eine Gattung Trompete, eine Elle lang, von sanftem Tone; der Karchano, auch eine Art Trompete, aber viel länger, zuweilen mannslang, von Kupfer; einzeln gespielt ist der Ton hart und rauh, als Baß bringt er eine angenehme Wirkung hervor; der Gak nefir, eine gebogene Trompete, von Kupfer und sehr lang; der Muschas oder Musikal, eine Art Papagenopfeife. Von den Schlaginstrumenten nennen wir: den Dehbal oder Tamburin, von länglicher Form, wahrscheinlich indischer Abkunft, den Dahal, unserer Trommel ähnlich, den Kuss oder die große Trommel von Kupfer und einem Umfang von 9 bis 10 Fuß, deren man sich bloß im Kriege, oder bey den Caravanen bedient, um den Reisenden das Zeichen des Aufbruches zu geben; den Nowret, Doppel-Pauke von Kupfer; den Tehlibas, oder die Falkenpauke, so genannt, weil man sie gebraucht, um die [illegible] Falken zurück zu rufen; die Großen, [illegible] führen dieß Instrument an der Seite des Sattels [illegible] von Kupfer; der Dombek, eine Pauke, [illegible] gebräuchlich ꝛc.

Der Tanz ist in Persien der gemeinen und [illegible] Classe des weiblichen Geschlechtes überlassen. Auch bey den Persern sind Tänzerinn und Courtisane (um ein recht delicates Wort zu wählen) synonym. Die Perserinnen entwickeln im Tanze eine unvergleichliche Beweglichkeit der Glieder. Ihre Hauptgeschicklichkeit besteht darin, ungeheure hohe Sätze zu machen, so, daß sie fast aus dem Gesichte ent-

ſchwinden *). Ihre unendliche Biegſamkeit und Geſchwindigkeit ſind bewundernswerth.

Die tauſenderley Wendungen und Windungen ihres Körpers und ihrer einzelnen Gliedmaſſen, worin ſie es ſo weit gebracht haben, daß ſie den Kopf faſt bis zur Ferſe biegen, laſſen ſich nicht beſchreiben. Da jedoch der Tanz das mindere Vergnügen bey ihrer Verkäuflichkeit ausmacht, ſo gehen ſie darauf aus, heftige Bewegungen der Liebe und der Wolluſt auszudrücken, und die Zuſchauer in priapiſche Gluth zu verſetzen. Solches geſchieht denn auch in der That in einer zügelloſen Ausgelaſſenheit. Dieſe Tänzerinnen werden auch häufig in die Harems gehohlt, wo die bedauerungswürdigen Bewohnerinnen derſelben ſich an dem Anblicke üppiger Stellungen und Aufreitzungen weiden wollen, und wobey ſie nicht ſelten in convulſiviſches krankhaftes Entzücken verfallen.

Die Zahl ſolcher Tänzerinnen in Perſien iſt ſehr groß. Truppweiſe durchziehen ſie die Städte, und produciren ihre Kunſt an liederlichen Orten und bey ausſchweifenden Feſtlichkeiten. Der König, wie die Großen, unterhält ſolcher Tänzerinnen eine bedeutende Menge. Eben ſo zügellos ſind die Tänze bey öffentlichen Feyerlichkeiten.

Geſunde Moral.

Das Morning Chronicle theilt einen merkwürdigen Tagsbefehl mit, den Bonaparte, als erſter Conſul, bey Gelegenheit des Selbſtmordes eines Grenadiers der Conſulargarde erlaſſen hatte. Er lautet: „Der Grenadier Grobin hat ſich in Folge eines Liebeshandels ums Leben ge-

*) Man muß auf den Gedanken gerathen, daß die Perſer ſehr kurzſichtig ſind.

bracht: das iſt der zweyte Fall der Art, der ſich in Zeit eines Monaths bey dieſem Corps ereignet hat. Der erſte Conſul hat befohlen, daß in dem Tagsbefehl der Garde bekannt gemacht werden ſoll, daß ein Soldat Kummer und Stürme der Leidenſchaften zu ertragen wiſſen müſſe; daß es von einem größeren Muthe zeigt, mit Standhaftigkeit Leiden des Gemüthes zu erdulden, als unter dem Kugelregen einer Batterie zu ſtehen. Sich ſelbſt ums Leben bringen, um ihm zu entgehen, heißt vom Schlachtfelde fliehen, bevor man geſiegt!' (Gegen dieſe Philoſophie läßt ſich nichts einwenden.)

Ueber Wallenſtein.

In der History of the life of Gustavus Adolphus, London 1759. V. VI. P. 48., kommt folgendes Urtheil über Wallenſtein vor:

Da er ſehr wenig ſprach, auf die Aeußerungen Anderer aber ſehr aufmerkſam war, ſo nannte ihn Sarnezin durchdringend und undurchdringlich. So gut als dieſe Antitheſe klingen mag, ſo beweiſet ſie doch nicht, daß Wallenſtein ein großer Mann war. Wer durchdringend und undurchdringlich iſt, muß nicht zuhören, er muß auch ſprechen können, wenn er gut unterrichtet ſeyn will. Er muß nicht nur das haben, was die Italiener sicotto viso und pensieri stretti nennen, ſondern er muß auch das Seinige zur Unterhaltung beytragen, denn ſonſt wird er nie Geheimniſſe von Wichtigkeit von Andern heraus locken. So war Guſtavs immer gleiches Betragen, und jede entgegengeſetzte Verfahrungsart verräth einen dürftigen und furchtſamen Geiſt, der bange iſt, überſehen zu werden, und ſeine Schwäche bloß zu geben. Der verſchloſſene Politiker trägt

Kains Zeichen auf ſeiner Stirne, ſein Angeſicht iſt gegen Jedermann, und Jedermanns Angeſicht iſt gegen ihn. Guſtav, Oxenſtiern und Richelieu waren offen und zuverläſſig; Wallenſtein und Mazarini waren zurückhaltend und falſch, denn es fehlte ihnen an wahrer Größe, und wo dieſe fehlt, müſſen Liſt und Verſchlagenheit die Karten miſchen, ſo lange es gehen will. So viel dieſe Charakteriſtik auch für ſich haben mag, fällt ſie doch in Staub zuſammen gegen des berühmten Sarraſin hohes Meiſterbild, von dem ich in einem Aufſatze über Wallenſtein in dem erſten und zugleich letzten Bande der „Eichenblätter" einen Auszug geliefert habe.

Der neue Cartouche.

Die im öſterreichiſchen Beobachter, 1823, 18. December enthaltene Notiz über einen verbrecheriſchen jungen Franzoſen, der eine Mainzerinn geheirathet, erinnert an eine unlängſt vorgefallene Gaunergeſchichte, deren Schauplatz die Schweiz war. Ich will ſie hier wieder erzählen, ſo weit ſie mir beyfällt.

In der Stiftskirche zu Freyburg ſtand eines Morgens ein feſtlich gekleidetes Paar zur Trauung bereit, der Herr von 40 Jahren, die Dame etwas jünger. Die zwey ſogenannten Beyſtände waren junge Männer vom Stand. Alsbald erſchien der Prieſter, und nachdem er die üblichen Ceremonien verrichtet, hält er eine kurze Rede über das Wunderbare menſchlicher Schickſale, und die Weisheit und Gerechtigkeit des Himmels, der über die Sterblichen oft nur deßwegen bittere Prüfungen verhängt, um ihre Ergebung und Beharrlichkeit durch den ſüßeſten Lohn zu vergüten.

Man erfuhr aus dieſer Rede, daß der Bräutigam Johann von Parette aus einem altadeligen Geſchlechte in Clairval bey Beſançon während der Revolution, ein Opfer der Tyranney, eingekerkert, von der gleichfalls adeligen Witwe, Frau Urſula von Pebro aus Fettau in Graubünden befreyt worden, worauf die edelmüthige Retterinn ſelbſt zur Strafe eine geraume Zeit in Gefangenſchaft ſchmachtete, bis Herr von Parette, nachdem er wieder zum Beſitze ſeiner Reichthümer gekommen, ſeine Befreyerinn glücklich auffand, und ihr zum Lohne für ihre Aufopferung und Leiden ſeine Hand und ſeine Schätze anboth.

Nach erfolgter Trauung und eingenommenem Frühſtücke begaben ſich die Neuvermählten in Geſellſchaft der beyden Herren nach Peterlingen (Payerne), wo ein köſtliches Mittagsmahl ihrer harrte. Während der Tafel ſchloß Parette mit den beyden Begleitern den Bund brüderlicher Freundſchaft; und als er ſich, um ſeine Reiſe fortzuſetzen, trennte, verſprach er, nach beendigten Geſchäften wieder nach Freyburg zu kommen, um einige Zeit im Kreiſe ſeiner Freunde zu verleben.

Wirklich erſchien Herr von Parette mit ſeiner Gemahlinn nach einigen Monathen wieder in dieſer Stadt, und erzählte, daß es ihm gelungen, ſeine bedeutenden Güter in Frankreich überaus vortheilhaft zu verkaufen; da er aber aus ſeinem Vaterlande kein bares Geld habe mitnehmen dürfen, ſo habe er ſich Wechſel geben laſſen, die er jetzt umſetzen wolle. Man begibt ſich hierauf zum Banquier; allein dieſer kennt das Haus nicht, auf welches die Wechſel ausgeſtellt ſind, und will ſie nur unter der Bedingung einer Bürgſchaft auszahlen. Einer der jungen Freunde des Herrn von Parette, trug ſich ſogleich mit Vergnügen als Bürge an, da ihm deſſen Vermögensumſtände bekannt waren. Auch war er als Zeuge bey dem Ehecontracte zu-

gegen, in welchem Herr von Parette ſeiner Frau 100,000 und ihrer Tochter 50,000 Gulden binnen Jahresfriſt zuſicherte. Außerdem hatte dieſer ſeinem Freunde die Ausſicht auf die Hand dieſes jungen Frauenzimmers eröffnet. Genug, der Schweizer cavirte, und der Wechsler zahlte das Geld aus.

Herr von Parette entnahm nun noch mancherley Effecten, von großem Werthe, die er bey ſeiner Rückkunft von Chur in Graubünden zu bezahlen verſprach, und ging dahin ab, um das Vermögen ſeiner Gattinn einzucaſſiren und ſeine ſchöne Stieftochter abzuholen. In Chur ſelbſt hielt ſich Herr von Parette nur ſehr kurze Zeit auf, und bezog dann eine Wohnung in dem reitzenden Marktflecken Melaus, wo er ſeine Tochter aufführte, glänzende Gelage gab, und ſeine Abenteuer erzählte.

Während ein Heer von Anbethern die reitzende Amalie umgaukelte, von denen Herr von Parette keinem die Hoffnung auf ihre Hand abſprach, kamen neue Wechſel als Zahlung für veräußerte Güter aus Frankreich an. Allein auch hier ging es wie in Freyburg; der Banquier in Chur forderte Bürgſchaft. Mit aller Bereitwilligkeit leiſteten dieſe einige Herrn und die Wechſel wurden honorirt.

Plötzlich kommt ein Brief aus Mailand an, welcher dringender Familienangelegenheiten halber, Herrn von Parette mit den Seinigen dahin abruft. Mit Schmerz verkündet er dieſes ſeinen zahlreichen Freunden, verſpricht aber zugleich in wenigen Wochen zurück zu kommen. Herr von Parette reiſt mit ſeiner Gemahlinn und Tochter ab, aber es verſtreichen Monathe und er läßt nichts von ſich hören. Indeſſen waren die franzöſiſchen Wechſel mit Proteſt zurück gekommen. Vergebens hatte man geſucht, den Freund in Mailand ausfindig zu machen. Die Bürgen in Freyburg und Chur mußten bezahlen; alle waren geprellt.

Dieß hängt folgender Maßen zuſammen. Einige Zeit vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution reiſete ein reicher Engländer durch Clairval, und lernte bey Gelegenheit einer Ausbeſſerung ſeines Wagens einen armen Schmied, Nahmens Parette, kennen, der ihm ſo wohl gefiel, daß er ihn einlud, ſich bey ihm in England anzuſiedeln. Der Schmied ging mit ſeiner Familie dahin ab. Der Lord ſicherte ihm ein reichliches Auskommen, und ließ Parettes Sohn, Johann mit Nahmen, mit ſeinen eigenen Söhnen erziehen. Der junge Menſch vergalt aber dieſe Wohlthat nur mit ſchlechten Streichen, ſo, daß der Lord ſich veranlaßt ſah, ihn in ſein Vaterland zurück zu ſchicken. Hier bot die Revolution dem Gauner vielfach Stoff dar; er machte Aſſignaten nach, und büßte dafür als Galeerenſklave in Breſt. Daſelbſt machte Urſula Chancan von Fettau in Untergadein, wo ihr Vater ſich vom Schuhflicken nährte, mit ihm Bekanntſchaft, als ſie wegen Diebſtahl eingeſperrt war. Sie fanden Mittel zu entwiſchen, und entwarfen den Plan zu jener verſchmitzten Betrügerey, die ihnen in der argloſen Schweiz nur allzuwohl gelang.

Beyde ſollen jüngſt in Hamburg eingezogen, und nach Beſançon ausgeliefert worden ſeyn.

Der Kaffeh.

Schwarz, doch lieblich iſt der Kaffeh, wie das Mädchen das Braune,
Das bey Tage erheitert den Sinn und den Schlaf bey der Nacht raubt.

Von Hammer (türkiſche Elegien).

Das Wort Kaffeh ſoll, wie Profeſſor Galand in Paris meint, Cavech geſchrieben werden, und ausgeſprochen, wie

dieß bey den Türken der Fall iſt. Das Wort kommt von Kuhovah, welches bedeutet: keinen Hunger haben. Bey den Arabern hieß Anfangs auch der Wein ſo, rückſichtlich der ſchädlichen Wirkungen auf den Magen, den ſein übermäßiger Genuß nach ſich zieht, und daher wendete man dieſe Benennung auch auf den Kaffeh an. Die Bohne heißt bey ihnen Buun, und der Baum Buunbaum.

Zu allererſt wurde der Kaffeh in Aethiopien und Perſien getrunken. Es beſtätiget ſich dieß mitunter auch durch ein, auf der Pariſer-National-Bibliothek befindliches Werk, das Abdulcadar zum Verfaſſer hat. Es wird darin erzählt, daß ein Mufti von Aden, als er ſich bey ſeiner geſchwächten Geſundheit an die Sitte der Perſer, Kaffeh zu trinken, erinnerte, ſich Bohnen kommen ließ, und ſich deren mit dem beſten Erfolge bediente. Da dieſer Mufti fand, daß der Kaffeh den Kopf erleichtere, den Geiſt heiter mache, und die Schläfrigkeit vertreibt, ſo fing er an, dieß Getränk mit ſeinen Derwiſchen zu genießen, um bey heitern Sinnen die nächtliche Andacht zu verrichten. Durch dieſen Mufti kam im fünfzehnten Jahrhunderte der Kaffeh in Gebrauch, und wurde nicht nur im ganzen glücklichen Arabien, ſondern auch in ganz Aegypten ausgebreitet.

In der Hälfte des ſechzehnten Jahrhundertes errichteten ein gewiſſer Lebnag und Hekem, zwey Particuliers in Conſtantinopel öffentliche Kaffehſchenken, die gar bald ſo zahlreich beſucht wurden, daß die Prieſter und Andächtigen ſich darüber beſchwerten, weil die Leute ſeltener in die Moſcheen kamen, um die Zeit in den Kaffehhäuſern zu vertändeln. Das Geſetz entſchied auch gegen den Kaffeh, ſo ferne alles auf Kohlen ſich beziehende, bey den Osmanen verbothen iſt. Inzwiſchen aber ging der Nachfolger dieſes ſcrupulöſen Mufti wieder davon ab; der Kaffeh war unter ihm keine Kohle, und die Kaffehhäuſer füllten ſich wieder

mit Gästen. Dieß nahm aber in einem so argen Grade zu, daß der Großvezier Kupvuli diese Schenken schließen lassen mußte. Dadurch wurde jedoch die Consumtion in den Privathäusern ungemein vergrößert, so, daß sie dem Verbrauche des Weines in Paris gleich gekommen seyn soll. Vorzüglich übernahmen sich in dem Genusse des Kaffehs die Frauen. Die Männer mußten ihnen Kaffeh geben, so viel sie wollten, und verweigerten sie dieß, so galt es für eine rechtskräftige Ursache zur Scheidung.

In Englands Gesetzen kommt der Kaffeh bereits im Jahre 1660 vor; ein türkischer Kaufmann hatte diese Frucht acht Jahre zuvor in dieses Land gebracht. Im Jahre 1669 wurde der Kaffeh durch Soliman Aga in Paris bekannt und beliebt. Die Wiener lernten ihn unmittelbar nach der türkischen Belagerung von 1683 durch die große Menge kennen, die sich in dem erbeuteten Lager des Feindes vorfand, und der erste Kaffehwirth dieser Stadt war, G. J. Koltschitzky, der zur Belohnung für seine Kundschaftsdienste während dieser Belagerung vom Magistrate das Schenkbefugniß und ein Haus dazu erhielt. Ueber die Literatur des Kaffeh kann man eine Notiz in meinen historischen Unterhaltungen S. 50 nachlesen.

Literarisch-artistisches Pädagogium.

Ein Schwank.

Nicht ohne Schauder und Schmerz kann ich daran denken, wie unsere Generation an körperlicher Größe und Kraft herabgekommen ist! Werfen wir einen Blick auf jene Heroen des Mittelalters, auf diese wahrhaft eisernen Männer, auf ihre herculischen Körper, auf jene Riesen-

ſtärke, womit ſie die Wunder der Tapferkeit verrichteten, die ſtets Gegenſtände unſers Erſtaunens ausmachen werden! Betrachten wir dagegen unſer jetziges Geſchlecht! Kleine, ſchwache, ſchmächtige Männchen, mit bleichen, bartloſen, wohl gar geſchminkten Geſichtern; mit eingefallenen Wangen, hohlen, nichtsſagenden Augen, und wadenloſen Beinen; vernehmen wir ihre ſäuſelnden Discantſtimmen! Ihre Stimmen!! Ja eben hier liegt es, hier werde ich auf die causa quaestionis geführt, denn, was verkünden uns dieſe Discantſtimmen? Worte der Weisheit, der Gelahrtheit. Blüthen der feinſten Geiſtesbildung, des ſinnreichſten Witzes, der allerzarteſten inhaltreichſten Gedanken, des gründlichſten Verſtandes, der ausgebildetſten Beleſenheit. Alles dieſes und noch weit mehr in ſo und ſo vielen Sprachen! Lauter Rolande mit Zunge und Feder, aber auch lauter Liliputaner mit Arm und Schwert, gerade der umgekehrte Fall mit jenen Athleten des viel geprieſenen Mittelalters.

Wie ich glaube, wird es keines vielen Nachdenkens bedürfen, um zu beſtimmen, welcher Zuſtand naturgemäßer und glücklicher ſey: jener, körperlicher und feſter Geſundheit und Kraft, oder dieſer einer verfeinerten Geiſtesbildung. Ausgemacht iſt es nun einmahl durch die vor uns liegende Erfahrung, daß die letzteren Generationen dieſe intellectuelle Bildung nur auf Koſten der phyſiſchen Stärke haben erkaufen können. Ein jeder Anthropolog wird es beſtätigen, daß da, wo der Geiſt arbeitet und treibt, die Maſchine nothwendig leiden und am Ende zu Grunde gehen müſſe, weil der Geiſt immer vom Körper abhängig iſt. Die Genüſſe des Geiſtes ſind zwar an ſich ſehr edel und ſchätzbar. Allein es iſt eine andere Frage, ob dieſe unaufhörlichen Fortſchritte oder vielmehr beyſpielloſen Gewaltſprünge in den Wiſſenſchaften der wahrhaften Glückſelig-

keit des Menschengeschlechtes mehr gefrommt haben und frommen können, als die gesunde, durch sie nicht consumirte Kraft. Ohne es bey dieser Andeutung unmittelbar mit dem Tractate des Genfer-Bürgers über die Wissenschaften zu halten, will ich bloß im Allgemeinen bey der Behauptung stehen bleiben, daß es weder dem Menschenfreund noch dem Philosophen und Politiker gleichgültig seyn könne, wahrzunehmen, wie die Generationen in physischer Tüchtigkeit von Tag zu Tag mehr und mehr durch das leidige Studiren und andere geistige Anstrengungen reducirt werden. Rotteck in seiner Schrift über stehende Heere sucht die Ursache des Verfalls der physischen Kraft in der Recrutirung, welche allerdings die robusteste Mannschaft hinwegrafft. Soviel diese Behauptung auch für sich hat, so bleibe ich gleichwohl bey der Haupturſache, den geistigen Anstrengungen, stehen, da ich Rottecks Grund nur für einen beyläufigen halte.

Nach diesen Grundansichten habe ich als echter Philanthrop nachstehende Skizze einer, diesen Gebrechen abhelfenden Erziehungsanstalt, entworfen. Die Hauptmomente derselben sind diese:

Vor Allem wird mir die edle Gymnastik die theuerste Aufgabe seyn Ohne sie ist man nichts, noch weniger werth, als das Thier, das schon eine Menge solcher Künste, ja die ganze Turnkunst instinctmäßig mit auf die Welt bringt *). Ich werde es dabey nicht bis zu der Rigorität eines Gutsmuths oder Jahn steigern. Manches ganz weg-

*) Es ist überhaupt meine Ansicht, daß der Mensch zuerst von den Thieren lernen müsse, wenn er nicht selbst zum Thiere werden will. In diesen Worten liegt ein tiefer Sinn. Dann mag der Mensch auch hingehen, und von den kleinen Kindern lernen. Ich will damit ebenfalls viel gesagt haben. Der Philosoph wird mich verstehen. —

laſſen, überhaupt ſehr vorſichtig mit den Stufengängen ſeyn, und bey jeder Brauche der Gymnaſtik irgend ein wiſſenſchaftliches Fach mit einweben. Nach einem vorausgeſchickten kurzen Unterrichte in der Phyſiologie will ich z. B. mit dem hochachtbaren Billardſpiele beginnen, wobey ich weit entfernt ſeyn werde, es gleich nach Tiſch, wie es üblich iſt, vornehmen zu laſſen *) Mit dem Billard verbinde ich dann Geometrie, wie ich denn überall

---

*) Was ich von dem Befolgen der Beyſpiele der Thiere geſagt, kann hier gleich angewendet werden. Eine Zeit lang war man uneins, ob es geſünder ſey, unmittelbar nach dem Eſſen Bewegung zu machen oder nicht. Ein verſtändiger britiſcher Naturforſcher wendete ſich bey Gelegenheit eines ſolchen Streites an die Theorie der — Thiere. Er nahm drey von einer und derſelben Mutter gleichzeitig geborne Hunde. Er ließ ſie ſich vollfreſſen, ſperrte den einen in ein enges Behältniß, ließ den zweyten im Hofe mäßig herum treiben, und ging mit dem dritten auf die Jagd, wo er ihn tüchtig ocupirte. Wie er nach Hauſe kam, ſchnitt er allen dreyen die Bäuche auf; und ſiehe, der erſte hatte ſchon völlig, der zweyte zur Hälfte, und der dritte noch gar nicht verdaut. Hieraus geht unläugbar hervor, daß, wenn die Bewegung nach Tiſche auch eben nicht ſchädlich, ſie doch gewiß nicht vortheilhaft, und daß die Ruhe wohl am zweckmäßigſten ſey. Daß alle Welt gleich nach dem Eſſen Billard ſpielt, meinend, es fromme der Verdauung, iſt eines von den Vorurtheilen, deren die Gewohnheit ſo viele mit ſich führt. Die Kaffehwirthe finden ihren Nutzen dabey, Tauſende aber ihr, wenn auch ganz unmerklich, allmähliches Verderben, denn das ganze Kaffehhaus iſt Gift: der ſchwarze Höllentrunk (Vivat Pelöez, der es in einer eigenen Schrift bewies, welche unter dem Titel Ehrenrettung des Kaffeh's anonym von dem ſcharfſinnigen Herrn von Marterez widerlegt worden, dem jedoch kein pereat gebührt), das Tabakrauchen, Würfel- und andere Spiele, endlich die Zeitungsleſerey. Unſer Engländer hätte ſich das ganze hündiſche Experiment erſparen können, da man weiß, daß ſich jedes vollgefreſſene Thier niederlegt, während faſt jeder vollgeſpeiſte Menſch ſo geſchwind als möglich aufſteht, vom Eſſen nähmlich. —

mit der Praxis anfange, und dann erst auf die Theorie übergehe, denn alle Theorien sind ja von der Praxis abgeleitet *). Hernach werde ich zum Ballspiele, und ist es Winter zum Schlittschuhlaufen übergehen, um dabey zugleich die Gesetze der Schwere zu entwickeln. Bey dem Schlittschuhlaufen gedenke ich einige Anfänge der Poesie mit Stellen aus Klopstock nähmlich: mit einfließen zu lassen, da es bekannt ist, daß das, was dieser weit überschätzte Dichter über den Eislauf, oder die Kunst Tialfs gesungen, seiner Messiade weit vorzuziehen ist, die wie alle monotonen Heldengedichte von der Iliade bis zur Tunisiade herunter, kein Mensch mehr liest, noch je ganz gelesen hat, den Verfasser, Setzer und Corrector ausgenommen. Ich will dann bey dieser Gelegenheit die Ehre des Eislaufes zu retten, und sie zu dem wohlverdienten Range einer schönen Kunst zu erheben suchen. Vieths kleine Anleitung wird auch die meinige seyn. — Reit- und Tanzkunst werden mir und meinen Zöglingen, nur auf verschiedene Weise sehr theuer seyn. Für die körperliche Ausbildung sind sie unendlich wichtig. Ich werde darthun, daß der, welcher nicht reiten oder tanzen kann, gar kein Mensch ist, und daß Werther ein Esel war, wenn er sich unterstanden, Lotten, des Walzens mit einem Fremden halber, zu schelten. Insonderheit beym Tanze werde ich einige Anfangsgründe der Anatomie beybringen, und dabey ganz leise auf die Declamation hindeuten, da bey mir Tanzen so viel, als Declamation der Glieder ist. Kunsthüpferey als Pendant zur Kunstrednerey, verkörpertes Declamiren. Auf das Schwimmen werde ich nicht allzu viel halten.

---

*) Unlängst hat ein Franzose eine Theorie der Kälte drucken lassen, ein vortreffliches Buch. Der Verfasser hatte die russische Campagne mitgemacht.

Doch ſoll es mir dazu dienen, das Element der heutigen Dichtkunſt näher zu berühren, und Einiges aus der Hydrologie beyzubringen. Wenn ich dann auf das Fechten komme, ſo laſſe ich mich ein wenig über die edle Rechtswiſſenſchaft und die verſchiedenen Proceduren aus, deßgleichen über Diplomatie, Geſetz- und Staatswiſſenſchaft. Ich werde in dieſem Sinne nothwendig die ſo ungerecht verfehmten Duelle wieder zu Kraft und Anſehen zu bringen wiſſen, aber vom Kriegsweſen noch ſchweigen, bis ich bey der Boxkunſt angelangt ſeyn werde. Auf dieſen Artikel halte ich ſehr viel, da er mir zur Entwickelung der Grundſätze von ſeiner Lebensart, als Haupttext für den Umgang mit Menſchen um ſo unentbehrlicher iſt, als er zugleich das Wichtigſte für den Umgang mit Thieren enthält, worüber uns Knigge, Wenzel und Koſengarte noch den Nachtrag ſchuldig geblieben. Das Piecchen über den Umgang mit Pferden, welches neulich erſchien, kann hier in Betracht gezogen werden. — Unmittelbar auf das Boxen laſſe ich das Declamiren folgen, wobey ich die Acuſtik berühren werde. Es vertritt mir zugleich die Stelle einer ſonſtigen Hauptbranche der Gymnaſtik, nähmlich des Stelzengehens und der Seiltänzerey. Der Himmel bewahre aber, daß ich Sachen von dem ſchillernden Schiller, dem bürgerlichen Bürger, oder göttlichen Göthe, dieſem großen Lama unſerer Poeten vortragen laſſe. Es muß Alles aus dem Stegreife kommen, denn jeder wahrhaft geſunde, junge oder alte Kerl iſt ein Genie. Starke Nerven allein erzeugen ſtarke Gedanken; in jenen ſitzen Phantaſie und Geiſt. Wer gute Nerven hat, braucht zu einer Tragödie vier Tage und nicht vier Jahre, wie ich denn in das Improviſiren allein den Werth des Genies ſetze. Der Bücher von Solbrig, Wötzel ꝛc., bediene ich mich bey anderen goldenen Verhältniſſen.

Hiermit iſt der Cyclus der Turnkunſt geſchloſſen. Wer bey dieſen Functionen nicht beſteht, wird in meine Anſtalt gar nicht aufgenommen. Es iſt das Propyläum, das Noviciat, die conditio sine qua non. Phyſiſche Gewandtheit muß jeder Eleve ſich zu allererſt im Allgemeinen erworben haben. Dann erſt halte ich ihn für fähig, zu den edlern Doctrinen überzugehen. Man ſieht, daß ich hier von der gewöhnlichen Verfahrungsart ganz abweiche, die darin beſteht, daß man auf das Phyſiſche gar nicht achtet, und gleich mit dem geiſtigen Unterricht anfängt. Aber darein ſetze ich meinen Ruhm. Der Menſch muß zuerſt ſeine phyſiſchen Kräfte und Verhältniſſe kennen gelernt und vorgeübt haben, ehe er zu den Functionen, welche von ihnen abhängen, übergeht. Vorerſt Fleiſch, Blut und Knochen; dann erſt Geiſt, Verſtand und Gemüth.

Meinem Syſteme gemäß, welches hauptſächlich auf materielle Ausbildung abzielt, und nur die reellen Gegenſtände des practiſchen Lebens bezweckt, eröffne ich meinen Curſus mit der Phyſik, ohne mich bey Künſteleyen, philoſophiſchen Speculationen und Abſtractionen aufzuhalten. Die Technik wird in ihren mannigfaltigen Anwendungen auf das bürgerliche und häusliche Wirken beygebracht, doch Alles durch practiſche Experimente, ohne Hilfe eines Lehrbuches. Bey den höheren Kräften der Natur verweile ich auch nicht lange. Dieſe erfordern zu viel Nachdenken und Experimente. Nur das, was z. B. auf Küchengärtnerey, Landwirthſchaft überhaupt, Verarbeitung der Stoffe, auf Handel und Gewerbweſen ꝛc. unmittelbaren Bezug hat, gehört in meinen Kreis. Daß ich dabey mit ganz beſonderer Liebe bey der Chemie, die edle Kochkunſt cultivire, und nach dem bereits die 33. Auflage erlebenden claſſiſchen Werke der Barbara Hickmann vorgehe, und nicht nach Apicius oder Zenker, verſteht ſich von ſelbſt.

Beckers Mildheimiſches Noth- und Hülfsbüchlein iſt nach meinen Grundſätzen werthvoller als Okens Naturphiloſophie. Zu dieſem Artikel der Phyſik rechne ich ganz vorzugsweiſe die weitere Entwickelung der Phyſiologie, populäre Medicin, Diätetik, und Alles, was die materiellen Geſchlechtsverhältniſſe, ſowohl die Erzielung als Erziehung der lieben Kindleins betrifft.

Mit dem, was die Leute Philoſophie nennen, gebe ich mich natürlicher Weiſe gar nicht ab. Eben weil ich kein Philoſoph bin, kann ich mich unter die verſtändigen Leute zählen. Immer iſt es mir lächerlich vorgekommen, daß man die Jünglinge denken *lehren* will. Die wahre Logik bringt ein Jeder mit auf die Welt. Ein jeder geſunde Menſch iſt ſchon von Natur aus ein Weltweiſer in Anwendung auf das praktiſche Leben. Nur was dahin einſchlägt, iſt von Werth. Alles übrige Philoſophiren, jene transcendentalen Spielereyen taugen keine Pfeife Tabak. Was haben Kants, Fichtes, Schellings und Misleys Abſtractionen dem Menſchengeſchlecht genützt? Nichts, gar nichts! Ja ſie ſind eher noch ſchädlich; man denke nur an einen Spinoza, Mirabeau, Helvetius ꝛc. Von künſtlicher Philoſophie will ich gar nichts wiſſen. Ich werde als ihr würdigſtes und erſchöpfendes Surrogat eine ganz *eigene Moral* ſetzen, die übrigens auch, wie jedes derſelben auf den Grundſatz des Eigennutzes beruht, aber ein wenig ehrlicher und aufrichtiger beſchaffen ſeyn wird. —

Geſchichte und Geographie werden ſich im Weſentlichen auf die des Vaterlandes beſchränken. In Anſehung der erſtern werde ich lange bey den olympiſchen Spielen, den Turnieren, Stiergefechten verweilen. Was ſich auf Erfindungen und Entdeckungen bezieht, wird weitläufig behandelt. Mit chronologiſchen Daten, Schlachten, Friedensſchlüſſen und dergleichen, werde ich meine Zöglinge

verſchonen. Das gewiſſe Innere, und das ſogenannte Höhere der Geſchichte, das Pragmatiſche laſſen wir ganz dahin geſtellt ſeyn, um ſo mehr, als die Weltgeſchichte im Zuſammenhange nur eine Schule der Bosheit, Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, und nur nebenbey eine kurze Reihe von guten Beyſpielen abgeben kann. Was ich jedoch zur Warnung ausheben werde, iſt, die Art und Weiſe, auf welche das Menſchengeſchlecht durch jene albernen Anſtrengungen in Künſten und Wiſſenſchaften zwar intellectuell glanzvoll geſtiegen iſt, aber phyſiſch und moraliſch ſchmachvoll geſunken. Die Geographie, ohnehin ſchon praktiſcher Natur, wird ſo ziemlich à l'ordinaire beygebracht.

Sprachen betreffend, ſo ſehe ich nicht ein, wozu man außer der deutſchen noch eine andere als die franzöſiſche ſollte verſtehen müſſen. Latein und Griechiſch erſcheinen mir höchlich abſurd, weil man ſie im gemeinen Leben gar nicht braucht. Sie ſind eine unnütze Laſt, und freſſen vier bis ſechs Jahre der koſtbarſten Lebensperiode weg. Es iſt dabey wie bey den Doctrinen immer darauf abgeſehen, die Leute alt zu machen, während ich die Maximen durchführe, ſie ſo lang als möglich zu erhalten. — In fünfzehn Jahren ſind meine Zöglinge ſchon irgend etwas in der geſellſchaftlichen Welt; dort ſind ſie mit zwey Dutzenden noch nicht im Stande, ſich einen Löffel Suppe, außer bey den Capucinerpforten zu verdienen. Dieß ſcheint mir äußerſt inhuman bey weiſen Humanioren. Wer nicht durchaus irgend ein Doctor werden will, darf mir dieſe todten Sprachen nicht lernen. Um die alten Claſſiker zu verſtehen, iſt es wahrlich nicht der Mühe werth, ſich ſie eigen zu machen, denn ohne von den eben ſo guten, und der unmittelbaren Intelligenz ungleich mehr zuſagenden deutſchen Ueberſetzungen zu reden, kann ich nicht ohne Lächeln ſehen, mit welcher Götzendienerey man von den antiken Schrift-

tellern redet, während unſere eignen modernen ſie wo nicht
an Gehalt übertreffen, doch ihnen gleichgeſtellt werden
können. Meine Zöglinge werden aber in höhere Zirkel kom-
nen, oder auf Reiſen ſeyn. Dazu iſt das Franzöſiſche
nusreichend.

Da meinem Plane inſonderheit alles das ſchätzbar iſt,
wodurch die Sinne auf eine angenehme Art bereichert, wo-
durch Gemüth und Phantaſie lieblich beſchäftiget werden,
ohne daß der Geiſt viel in Anſpruch genommen, und da-
durch der Körper mehr oder weniger conſumirt werde, ſo
bin ich den ſchönen Künſten freundlich zugethan. Doch
zeichne ich nur vier aus. Dieſe ſind Muſik, Schauſpiel,
Zeichenkunſt und Mahlerey. Die erſtere trägt, wie ſolches
Lichtenthal in ſeinem muſikaliſchen Arzt dargethan, weſent-
lich zur Geſundheit bey; ſie erfriſcht die Seelenkräfte, be-
flügelt die Einbildungskraft, und gießt durch das ganze
Innere wohlthuende poetiſche Empfindungen aus. Das
Schauſpiel darf bey mir auch nicht durch das den Geiſt
nutzloſer Weiſe in Anſpruch nehmenden Memoriren vor ſich
gehen, ſondern muß improviſatoriſch behandelt werden.
Zeichnen und Mahlen ſind eben ſo unſchuldige als nützliche
und angenehme Beſchäftigungen. Dieſe ſchönen Künſte
werden bey mir jedoch nur in dem Sinne der Belohnung
ausgeübt. Wer ſich in den andern Fächern auszeichnet, er-
hält die Erlaubniß, eine derſelben, oder je nachdem, Alle
lernen zu dürfen. Der höchſte Preis iſt das Schauſpiel,
wo auch weibliche Perſonen mitſpielen, denn in der Regel
müſſen Rollen des andern Geſchlechts, von den Jünglin-
gen gegeben werden. Ich werde zu dieſem gewiß ſehr erſpa-
renden Zweck ſtets eine Anzahl intereſſanter Frauenzimmer
in Bereitſchaft halten. Dieſe Einrichtung wird mir Gele-
genheit geben, meine jungen Leute auf eine menſchliche
Art mit den ſüßen Gefühlen der Liebe bekannt zu machen.

Mit dem Geiſt der einſchlagenden Pieçen von Tiſſot, Willot und Becker, werde ich meine Eleven ſchon vertraut machen, noch ehe ſie dieſe Schriften verſtehen würden. Auf dieſe Art werde ich dergleichen Fehlgriffe und Sünden ſchon im Keime erſticken.

Dieſes iſt in ziemlich groben Zügen der Grundſtein meines Erziehungsplanes. Man wird entnommen haben, daß ich wohl allerdings auf wiſſenſchaftlichen Unterricht ausgehe, doch nur in ſo fern das Scientifiſche für das gemeine Leben unmittelbar nothwendig, und für die Erhaltung und Ausbildung der körperlichen Kraft, als die Quelle aller Glückſeligkeit, erſprießlich iſt. Was hie und da noch mangeln ſollte, wird der Individualität eines Jeden anheim geſtellt, ſo wie es wieder Jeglichem frey ſteht, dieſen oder jenen Zweig wegzulaſſen. Ein geſunder Menſch findet ſich leicht von ſelbſt in Alles. In anderthalb Jahren iſt der ganze Curſus aus. Da ich glauben darf, daß alle Aeltern und Vormünder mir ihre Knaben übergeben werden, ſo beſtimme ich das Honorar nicht. Man bezahlt ſo wenig oder ſo viel als man kann oder will.

Der Aſtrolog Galeotti.

Die Geſchichtskundigen, beſonders die, welchen die merkwürdigen Memoires de Commines werth ſind; ſo wie die Leſer der Klinger'ſchen philoſophiſchen Romane, werden ſich an den Aſtrologen, Poeten, Philoſophen und Politiker Galeotti Marti, auch Martius oder Martivolle erinnern, der an dem Hofe des verſchlagenen, argliſtigen hochverſtändigen, und eben ſo gewandten als unermüdlichen Ludwig XI von Frankreich eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat. Deßgleichen kennen ihn die Gelehrten und die Biblio-

graphen als den Verfaſſer des berüchtigten Tractates: De vulgo incognitis (von dem, was den meiſten nicht bekannt iſt). Dieſer ausgezeichnete Mann, zu Narein in Italien geboren, hatte lange an dem Hofe des berühmten Mathias Corvinus, Königs von Ungarn geblüht, ehe es dem neidiſchen Ludwig von Frankreich gelang, ihn für ſich zu gewinnen, und an ſeinen abgeſchiedenen und geheimnißvollen Hof zu Du Pleſſis zu ziehen. Galeotti, oder wie man ihn nach den verſchiedenen oben angemerkten Nahmen nennen will, war für ſeine Zeitgenoſſen ein Gegenſtand der Huldigung, und der claſſiſche Paulus Jovius erſchöpft ſich in dem Lobe dieſes außerordentlichen Mannes. Indeſſen iſt dieſer Galeotti noch nicht ſelbſtſtändig gewürdiget worden, daher vor der Hand dasjenige hinreichen mag, was ein unvergeßlicher Schriftſteller über ihn ſagt. Wir geben hier dieſes Bild mit der möglichſten Treue, überzeugt, daß es den Leſer eben ſo feſſeln werde, als dieſes bey uns, da wir es zuerſt betrachteten, der Fall war. Vor allem iſt nöthig zu wiſſen, daß Galeotti keiner jener aſcetiſcher, ausgetrockneten, bleichen Bekenner myſtiſcher Wiſſenſchaften war, die ihre Augen über dem mitternächtlichen Ofen verderben und ihren Leib durch Beobachtungen des Polarſterns oder großen Bären. Er genoß alle Vergnügungen des Hofes, und ehe er noch ſtark beleibt war, hat er ſich in allen kriegeriſchen Uebungen dergeſtalt hervor gethan, daß Janus Pannonius ein lateiniſches Sinngedicht auf ein Kampfſpiel Galeottis mit einem berühmten dortigen Kämpfer, das im Beyſeyn des Königs von Ungarn und ſeines Hofes gehalten wurde, und worin der Aſtrolog vollſtändiger Sieger blieb, verfaßte.

Die Zimmer, welche dieſer höfiſche und kriegeriſche Weiſe an Ludwigs Hofhalt zu Du Pleſſis inne hatte, waren weit glänzender geſchmückt, als die des Königs ſelbſt,

und das feinste Schnitzwerk seiner Bibliothekschränke, so wie die Pracht seiner Teppiche und Tapeten zeigten von dem eleganten Geschmacke des gelehrten Italiäners. Von Galeottis Studierzimmer aus führte eine Treppe nach seinem Schlafgemache, und die andern zu den Thürmen, welche ihm zum Observatorium dienten. Ein großer Tisch von Eichenholz in der Mitte des Zimmers war mit einem türkischen Teppiche überhängt, von der Beute aus dem Zelte des Bassa, nach der Schlacht bey Jaipa, wo der Astrolog, Brust an Brust, mit dem tapfern Kämpfer der Christenheit, Mathias Corvinus gefochten. Auf dem Tische lagen gewöhnlich mancherley mathematische und astronomische Instrumente, sämmtlich aus dem kostbarsten Material und von der feinsten Arbeit. Ein Geschenk des deutschen Kaisers war ein silbernes Astrolabium und sein elfenbeinener mit Gold verzierter Jacobsstab, von herrlicher eingelegter Arbeit, war ein Merkmahl der Achtung des regierenden Papstes. Verschiedene andere Dinge lagen noch auf den Tischen oder hingen an den Wänden. Darunter waren zwey vollständige Rüstungen, die eine von Schuppen, die andere von Metallplatten; dann ein spanischer Toledo, ein breites schottisches Schwert, ein türkischer Scymetar nebst Bogen, Pfeile und andere Waffen; mancherley musikalische Instrumente, ein Crucifix von Silber, eine alterthümliche Urne, und kleine bronzene Götzenbilder der heidnischen Vorwelt, nebst verschiedenen magischen Gegenständen.

Die Büchersammlung bestand aus eben so verschiedenen Werken, als seine übrigen Effecten seltsam gemischt waren; seltene Handschriften des classischen Alterthums lagen vermischt mit voluminösen Arbeiten des christlichen Gottesgelehrten und jener grüblenden Philosophen, die sich der

Chemie gewidmet hatten. Einige waren in morgenländiſchen Charakteren geſchrieben. Der Sinn oder Unſinn Anderer lag unter dem Schleyer von Hieroglyphen oder cabbaliſtiſcher Zeichen verborgen. Die Wirkung dieſes, die Phantaſie ſeltſam aufregenden Anblicks, wurde verſtärkt durch das Anſehen und Benehmen des Mannes ſelbſt, wenn er in einen coloſſalen Armſtuhl ſitzend, die Probearbeiten der neu erfundenen Buchdruckerkunſt unterſuchte.

Galeotti war damahls ein großer, dicker, ſtattlicher Mann, zwar bedeutend über den Frühling des Lebens hinaus, zuweilen aber noch immer jugendlichen Uebungen ſich hingebend, wiewohl er ſeine natürliche Anlage zur Beleibtheit, die durch eine ſitzende Lebensart, und ſeinen Hang zu den Vergnügungen der Tafel ſehr befördert wurde, nicht bekämpfen konnte. Die Züge ſeines Geſichtes waren, wenn auch etwas ſtark, doch würdig und edel, und ſeinen ſchwarzen weit hervorragenden Bart hätte ein frommer Einſiedler ſich wünſchen mögen. Sein Anzug beſtand gewöhnlich aus einem Schlafrocke vom weichſten Genueſer Sammt, mit weiten Aermeln, mit goldenen Hafteln und mit Zobel gefüttert. Um die Mitte des Leibes ſchlang ſich ein breiter Gürtel von Jungfernpergament, auf welchem rings die Zeichen des Thierkreiſes in rothen Charakteren geſtickt waren. So ſchildert unſer unnachahmlicher Meiſter dieſen berühmten Mann, wie er zu Du Pleſſis ſich aufhielt.

Wir wollen nun noch einen Zug von ſeinem Scharfſinne und ſeiner unerſchütterlichen Geiſtesgegenwart hinzufügen. Als König Ludwig am Hofe ſeines Gegners, des mächtigen Herzogs, Carl von Burgund im Thurme zu La Peronne ſo gut gefangen war, ſchrieb er dieſes Unglück den falſchen Berechnungen ſeines Aſtrologen zu, und ging in

ſeiner Rachſucht ſo weit, Galeotti aufopfern und am Leben ſtrafen zu wollen. Bevor aber dieſe tyranniſche Handlung ins Werk geſetzt werden ſollte, ließ er den Sterndeuter vor ſich kommen, und fragte ihn unter andern, wie lange er glaube, daß er (Galeotti) ſelbſt noch leben bleiben werde. Des Weiſen Antwort war: Ich werde ganz genau vier und zwanzig Stunden vor Euer Majeſtät ſterben. Es verſteht ſich, daß der abergläubiſche König ihn nicht nur am Leben ließ, ſondern für dieſes Leben auch ſorgfältig bedacht war.

Inhalt.

	Seite
Bridgewater Canal	1
Irelands Shakſpeare	3
Gallimathias	4
Longus und Courier	5
Madame Geoffrin	6
Ueber das Schauſpielweſen der vereinigten Staaten von Nordamerika	14
Einiges über Bauchrednerey	21
Die Chronodiſtichen	23
Medaillen oder Schaumünzen	25
Hof- und Staatskanzler Kaunitz	27
Dedicationen	29
Voltaire an Pampigny	29
Deviſen	30
Der philoſophiſche Schuſter	31
Horaz und Mäcen	33
Frankreichs Bibliotheken	36
Ueber Italiens Theaterweſen	38
Kurze Geſchichte der Spielkarten und des Kartenſpiels	42
Vom Fabelhelden Fauſt	52
Der Abenteurer Thurneiſſer	63
Marquiſe du Deffand	65
Hypochondriſche Einfälle über Originalität	66
Beaumarchais	75
Der Wagehals	84
Galiani	85
San-Marino	87
Alfieri und die Gräfinn Albani	88
Ein Gedicht der Maria Stuart	91

	Seite
Apoſtel Egede	96
Dürer und die Großen	97
Gerſon und Albert der V.	98
Der Moniteur	98
Czar Peter	99
Faß des Diogenes	99
Was der Menſch aushalten kann!	109
Merkt's ihr Buchdrucker und Händler!	110
Erſcheinungen des geſelligen Lebens	112
Roßwalde in Mähren	178
Der Schatt- (Sch's) Polak	181
Friedrich der II. und ſeine Gemahlinn	182
Robinſon	184
Vegetabilien-Druckerey	186
Sub rosa	186
Frühere Momente aus Roſſinis Leben	187
Cicero und die Buchſtaben	199
Schriften, die Napoleon wirklich ſelbſt verfaßt hat	201
Geſchichte und Statiſtik des Goldes	202
Geſchichtliche Notizen über das Schlittſchuhlaufen	211
Was ein Franzoſe über die Zeit ſagt	215
Kaunitzen's Verdienſte	222
Georg Franz Koltſchitzky	223
Die Leuchter	227
Der Kunſtrichter Geoffroy	230
Ueber Muſik, Geſang und Tanz in Perſien	238
Geſunde Moral	243
Ueber Wallenſtein	244
Der neue Cartouche	245
Der Kaffeh	248
Literariſch-artiſtiſches Pädagogium	250
Der Aſtrolog Galeotti	260